Am sausenden Webstuhl der Zeit

LEIPZIG
Heinrich Matthes.

1. Band.

2 Bände. Preis 2 Thlr.

„Am sausenden Webstuhl der Zeit.“

Von

Feodor Wehl.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Matthes.
1869.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Marie Antoinette	1
Madame Roland	139

Marie Antoinette.

Die vielen neuen Denkwürdigkeiten aus und über die große französische Revolution von 1789, sowie namentlich die jüngst veröffentlichten Briefe, welche die unglückliche Königin in Wahrheit geschrieben hat oder auch nur geschrieben haben soll, rechtfertigen es wohl zur Genüge, wenn wir uns an den Versuch wagen, danach ein Charakterbild dieser unter allen Umständen anziehenden geschichtlichen Frau zu entwerfen.

Vielen von denen, die sich herbeilassen, sich mit unserer kleinen Abhandlung zu beschäftigen, wird bekannt sein, daß vorzugsweise vier, vor einiger Zeit herausgegebene Briefsammlungen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben und vielfach der Gegenstand ernster kritischer Erörterungen geworden sind. Zwei davon: „Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel“, herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth (Wien, W. Braumüller) und „Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr

Briefwechsel« (von demselben Herausgeber und aus demselben Verlag), stehen in ihrer Echtheit unangetastet da und müssen als besonders wichtig gelten. Ein zweites Werk: „La vraie Marie Antoinette, par M. de Lescure", wird nicht eigentlich angefochten und dürfte in der That in den 44 Briefen, die es enthält, jedenfalls nicht lauter erfundene Schriftstücke vorführen. Schlimmer steht es schon um „Correspondance inédite de Marie Antoinette, publiée sur les documents originaux par le Comte Paul Vogt d'Hunolstein", und was endlich die dreibändige Sammlung „Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documents inédits, publiés par F. Feuillet de Conches" betrifft, so ist diese beinahe ganz und gar für eine trügerische Speculation erklärt worden.

Es ist vorzüglich unser deutscher Historiker Heinrich von Sybel gewesen, der gegen die beiden zuletzt angeführten Publicationen seine Stimme erhoben und dieselben als Fälschungen gestempelt hat.

Wenn wir uns nichtsdestoweniger bei dem von uns hier zu zeichnenden Charakterbilde Marie Antoinettens auch auf sie gelegentlich beziehen, so geschieht dies, weil selbst der ebengenannte durchaus verlaßbare Gewährsmann doch einräumt, daß jene pariser Bücher »nur Dinge berichten und besprechen, welche auch von der Madame de Campan

(der erſten Kammerfrau der Königin, deren „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königin Marie Antoinette“ ihrerzeit großes Aufſehen machten) in ihren Memoiren erzählt oder von der „Gazette de France“ ſchon damals in Umlauf geſetzt worden ſind“.

Daß manches, was dieſe „Erfindungen“ enthalten, alſo dennoch zum Theil auf Thatſachen und wirklichen Ereigniſſen beruht, iſt hiernach außer Zweifel, für uns auch ſchon deswegen, weil die in unſerm Beſitz befindlichen Jahrgänge der „Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgiſchen unparteiiſchen Correſpondenten“ vom Jahre 1792 und 1793 uns ziemlich ſtichhaltige Belege dafür geben.

Ueberdies kommen, wenn es gilt den Charakter eines Menſchen feſtzuſtellen, nicht blos ſeine eigenen Worte und Thaten, ſondern auch, und hier ſelbſtverſtändlich ganz beſonders, Zeit und Verhältniſſe in Betracht, in und unter denen jene geäußert, dieſe vollführt wurden. Um das Weſen, Verhalten und ganze Verhängniß Marie Antoinettens zu verſtehen, muß man zunächſt die Zuſtände Frankreichs in jener Epoche, ihre eigene Erziehung und die Bezüge kennen, in denen ſie zu ihrer Mutter Maria Thereſia ſowie zu ihrer ſonſtigen Familie verblieb. Das alles hat an dem tragiſchen Geſchick dieſer außerordentlichen und ſo tief unglücklichen königlichen Frau einen

nicht nur unleugbaren, sondern geradezu maßgebenden Antheil.

Johannes Scherr in seiner kurz angebundenen Art zollt Maria Theresia großes Lob und schließt dasselbe mit der Behauptung, daß sie verdient hätte, bessere Töchter als Karoline von Neapel und klügere als Marie Antoinette zu haben.

Nun sind wir freilich gern geneigt, der österreichischen Kaiserin all' ihren Ruhm zu lassen; allein, wenn ihre Töchter nicht ganz gerathen und sich später durch ihr Verschulden in's Unglück gestürzt haben, so wird doch immerhin bis zu einem gewissen Grade die Erziehung, die sie genossen, dabei in Anrechnung zu bringen sein, namentlich bei Marie Antoinette.

Marie Antoinette wurde schon sehr jung für den künftigen König von Frankreich und lediglich aus politischen Rücksichten bestimmt. Maria Theresia trieb der Haß gegen Friedrich den Großen und Preußen in die Arme von Frankreich. Die Verbindung mit diesem ersten und glänzendsten Hofe Europa's sollte die militärischen Niederlagen und den Verlust von Schlesien vertuschen helfen. Macht und Ansehen, die man sich auf diese Weise auf dem diplomatischen Felde gab, nahm man in Anspruch, um die erlittene Einbuße an Land und kriegerischen Ehren in Vergessenheit zu bringen. Nebenbei meinte man wohl

auch damit Berlin und der ganzen Welt zu imponiren, sowie die Luft zu ähnlichen kühnen Unternehmungen für die Zukunft in gemeſſene Schranken verweiſen zu können.

Man weiß, daß Maria Thereſia das gute Einvernehmen mit Frankreich ſich ſehr angelegen ſein ließ und daß ſie, um es anzubahnen und zu erhalten, ihrem Stolze und moraliſchen Bewußtſein harte Opfer und Demüthigungen aufzuerlegen nicht müde wurde. Hatte ſie doch nicht verſchmäht, an die verrufene Pompadour zu ſchreiben, und als ihre Tochter, die Enkelin der deutſchen Cäſaren, nach Paris ging, um Dauphine von Frankreich zu werden, war ihre beſtändige Sorge, derſelben einzuſchärfen, ſich mit der noch verrufenern Dubarri auf möglichſt guten Fuß zu ſtellen.

Es iſt jedenfalls eine ſehr ſonderbare Sache, Maria Thereſia, dieſe durch und durch deutſche, edle, tugendſame Fürſtin, die über den Herrſcherangelegenheiten einer Regentin die Obliegenheiten einer Hausfrau nicht vergaß, und welche als Muſter ehelicher Liebe geprieſen wird, die offenkundigen Maitreſſen Ludwig's XV. in ſo ausnehmend rückſichtsvoller Weiſe behandeln zu ſehen. Dieſe Behandlung allein beweiſt uns ſchon, daß auch ſie im Stande war, ſo zuſagen ein Auge zuzudrücken, wo es auf politiſchen Vortheil und eine glänzende Stellung in den Augen der

Welt ankam. Es kann uns daher nun auch nicht mehr befremdlich erscheinen, wenn wir sehen, wie sie, um jene Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich zu Wege zu bringen, gewissermaßen schon die früheste Kindheit Marie Antoinettens an Frankreich ausliefert, unter die Obhut des letztern Reichs stellt und es leidet, daß man von daher einen eigenen französischen Erzieher, den Abbé de Vermond, nach Wien schickt, damit er das Wesen, den Geist und das Gemüth der jungen deutschen Prinzessin nach pariser Hofsitten zurechtdrille.

Maria Theresia selbst hatte den wiener Hof, der eine lange Zeit für den größten und glänzendsten in Europa angesehen wurde, seiner alten Ceremonien und Etiketten beraubt, um ihn wahrer und tugendhafter, gewissermaßen bürgerlicher zu machen. Man legte den faden Prunk, die steife Form, die bunte Tünche ab, womit schlechte Sitten und Gewohnheiten sich schminkten. Man gewöhnte sich natürlicher zu geben und gehen zu lassen. Der Charakter des habsburgischen Kaiserhauses ward ein vorwiegend patriarchalischer, besonders in späterer Zeit und nachdem Maria Theresia Wittwe geworden. Daß sie nun mitten in diesen hinein einen pariser Erzieher kommen ließ, der von dem französischen Hofe bestellt und mit Vollmacht versehen wurde, kann und muß als ein einigermaßen verhängnißvoller Umstand angesehen werden, schon deswegen,

weil sogleich damit auch jener Prinz Rohan auf die Bühne tritt, der später in Marie Antoinettens Leben eine so düstere und unheilbringende Rolle gespielt hat.

Dadurch nämlich, daß Marie Antoinette von Haus aus gewissermaßen als Kind von Frankreich angesehen wurde, mußte natürlich die französische Gesandtschaft in Wien sehr bald anfangen, eine ganz besonders hervorragende und begünstigte Stellung einzunehmen; dies um so mehr, als Fürst Kaunitz, der damalige österreichische Staatsminister, den man seines großen Einflusses wegen, den er auf alle Cabinete damaliger Zeit ausübte, den „europäischen Kutscher" zu nennen beliebte, von Geist und Wesen ganz französisch, ihr vermittels seines allmächtigen Einflusses jeden möglichen Vorschub sowohl politisch als gesellschaftlich leistete. Sie war gewissermaßen wie zu Hause in Wien und nahm sich da manches heraus. Besonders that dies Louis René Edouard, Prinz von Rohan-Guémené, Cardinal und Erzbischof von Strasburg, der durch die berüchtigte Halsbandproceßgeschichte später so verhängnißvoll für die junge Königin von Frankreich wurde und welcher bereits in Wien durch seine skandalöse Aufführung vielfaches Aergerniß gab, ein Aergerniß, das Maria Theresia, die diesen Menschen als „von durchaus schlechten Grundsätzen und äußerst gefährlich wegen seiner Intriguen" erklärte, entschieden sich wohl nur im Hinblick

auf die beabsichtigte Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich mit vielen andern gefallen ließ.

Es ist jedenfalls nicht ganz mit Ungrund anzunehmen, daß die Mitglieder der übrigen, früher oder später in Wien fungirenden französischen Gesandtschaft nicht viel besser gewesen seien, und daß auch der zu ihr gehörende Erzieher geistig und moralisch nicht allzu hoch darüber gestanden habe. Was man wenigstens von der Ausbildung Marie Antoinettens mitgetheilt findet, erleichtert diesen Schluß, wie das auch ihr erstes Auftreten in Frankreich thut.

Ihr Unterricht muß als ziemlich oberflächlich und wenig sorgsam behandelt erkannt werden. Sie lernte nicht viel mehr als das Gewöhnlichste vornehmer Kreise in damaliger Zeit: Sprachen, Musik, Zeichnen, Tuschen u. s. w. Noverre überwachte den Tanz; Dufresne und Sainville, zwei französische Schauspieler, gaben ihr Unterricht in Prononciation und Declamation. Gluck und Metastasio mögen vielleicht ihr Anleitung in Gesang und Italienisch gegeben haben. Historisch nachgewiesen ist nur wenig über ihren Bildungsgang, und daß derselbe jedenfalls kein sehr gründlicher gewesen, ergiebt sich aus ihren ersten Briefen und ihrem frühesten Verhalten in Frankreich zur Genüge. Sie war ganz gewiß nicht ohne natürliche Anlagen, ohne Geist und glückliche Befähigung, denn sonst würde sie die

Größe nie erlangt haben, die ſie ſpäter im Unglück bewieſen hat. Mirabeau, als er mit dem Hofe von Verſailles in Unterhandlungen getreten war, ſagte bekanntlich, daß ſie der einzige Mann im Rathe des Königs ſei, und der Graf de la Marck ſchrieb unter dem 28. September 1791 an den Grafen Mercy-Argenteau: „Der König iſt unfähig zu regieren und die Königin allein im Stande ſeine Stelle zu vertreten.“ Sie beſaß nicht nur Muth und Entſchloſſenheit, ſondern bis zu einem gewiſſen Grade auch politiſche Erkenntniß und weiſe Vorausſicht. Sie allein war es, die das Königthum vertheidigte, ſich wehrte und mit dem Volk und dem Geſchick in Kampf trat. Sie wurde recht eigentlich die Seele des Royalismus. Daher ward der König vom Volk auch mehr geſchont, die Königin mehr verfolgt. Ihr galten nicht nur die erſten, auch die ſchrecklichſten Angriffe. Sie wurde eine Zeit lang geradezu zum Schild, zur Mauer des Königs. Der König ſtumpfte ab, verſank, ſchrumpfte ein, je mehr die Bewegung wuchs. Marie Antoinette ſtieg, entwickelte ſich damit. Sie berieth, ſie ſchrieb, ſie handelte. Sie war Miniſter und Feldherr, mehr, ſie war die Fahne der Monarchie. Selbſt den Anhängern und Vertheidigern derſelben verſchwand der König hinter der Königin. Die Königin behauptete zuletzt allein das Feld in dieſem Lager, in dem die Zeitungsſchreiber, wie Goncourt ſehr richtig ſagt, „zuletzt nur mit

dieſer Gattin, dieſer Mutter kämpften und conſpirirten, die ihren Gemahl umſonſt aus ſeiner Verſunkenheit zu reißen und mit ihrem Geiſte zu erfüllen ſuchte.“ Man kennt von ihm keine hiſtoriſchen Actenſtücke, keine heroiſchen Anſtrengungen, keinen begeiſterten noch verzweifelten Widerſtand. Er gab ſich den Stürmen der Empörung anheim, er ließ ſich in ihre Wogen verſinken, ohne dafür einen erhabenen Ausſpruch, eine imponirende Geſte zu haben. Das alles überließ er ſeiner Frau. Sie arbeitete Tag und Nacht, las Depeſchen, correſpondirte, entwarf Manifeſte, ſchrieb in Chiffren. Sie trug alle Sorgen und Mühen des untergehenden Königthums, ſeine letzten Fetzen und Ueberreſte in ihrem erſtarrenden Herzen, unter ihrem ſchnell erbleichenden Haar. Ludwig aß und ſchlief viel; er wurde auffallend dick. Die Natur hatte ihn auf Größe nicht angelegt. Er war gerecht, wohlthätig, er beſaß ein rechtſchaffenes Herz, er liebte es, ſein Volk zu beglücken; aber unkundig der Welt und ihrer Geſchäfte, ohne erworbene Aufklärung ſchwankte er ſtets in der Wahl der Mittel. Er traute ſich ſelbſt nicht und wollte doch auch wieder von Andern nicht beſtimmt ſein. Die Erfahrung, welche ihm gezeigt hatte, daß man ihn betrogen, machte ihn nicht vorſichtig und weiſe, ſondern nur argwöhniſch auch gegen die Beſten und Redlichſten. Man konnte ihm endlich wohl Meinungen, aber niemals Ueberzeugungen geben.

Seine Erziehung war vernachläſſigt worden wie die Marie Antoinettens. Der Vater Ludwig's XVI., der Sohn Ludwig's XV., war, wie Amadée Renée in ſeinem Werk „Ludwig XVI. und ſein Hof“ verſichert, ein Mann, der mehr zum Mönch als zum König geeignet war. Er lebte zurückgezogen und ſtill zu Verſailles, abſeits des Hofes, deſſen Treiben ihn beängſtigte und erſchreckte, zitternd vor dem Augenblick, in dem er den Thron beſteigen ſollte. Der Thron erſchien ihm als ein Gegenſtand des Entſetzens, der Verzweiflung. Er beſaß nicht moraliſchen Muth ihn einzunehmen und fürchtete ſich zugleich vor ſeinem Vater, ihm zu entſagen. Unter ſolchen Verhältniſſen fühlte er ſich bedrückt, tief melancholiſch, von einem innern Schmerze geplagt, der ihn langſam aufrieb und verzehrte. Seine einſame Seele, die der Ahnung und Vorausſicht fähig ſein mochte, empfand in ſich vielleicht die dunkeln Schatten der kommenden Ereigniſſe. Er fühlte einen geheimnißvollen Schauer, ein myſtiſches Bangen vor der Krone, die er tragen ſollte. Man will ihn oft in den dunkelſten Laubengängen und Gebüſchen des verſailler Parks geſehen haben, ſtier vor ſich niederſtarrend, ſeufzend, weinend und die Hände ringend, ein Bild des ergreifendſten Jammers. Sicher iſt er auch nur geſtorben, weil ihm das Meduſenhaupt der Zeit erſchienen und er nicht Stärke genug beſaß, daſſelbe zu ertragen oder ihm den Kampf

anzubieten. Sein Geiſt erloſch in trauriger Betrachtung, in Gebet und Thränen. Er ſiechte gewiſſermaßen in ahnungsvollem Grauſen, getroffen vom Giftblick der kommenden Revolution dahin.

Die Zeitgenoſſen rühmen ihn als von ſtrengſter Sittlichkeit, reinſten Herzens und voll hoher Bildung. Die Erziehung ſeiner Kinder ließ er ſich ſehr angelegen ſein und hauptſächlich die des Dauphin, den er beſonders viel um ſich hatte und vorzüglich liebte. Aber eben dieſe Liebe und dieſer Umgang wurden fataliſtiſch für Ludwig XVI., denn es ging auf ihn viel von dem ſcheuen und bedrückten Weſen des Vaters über. Er wurde einſilbig, linkiſch, abhold dem ancien régime und dem abſoluten Königthum, ohne doch zugleich ſelbſtgeſtaltend oder ſchöpferiſch zu werden. Sein Vater lehrte ihn tugendhaft, gerecht und ſparſam, kurz, das gerade Gegentheil von dem ſein, was ſeine nächſten Vorfahren geweſen. Er ward zur Oppoſition gegen Ludwig XV., aber dabei doch nicht ſo erzogen, daß er im Stande geweſen wäre ſeine eigenen Bahnen zu gehen und eine neue Richtung einzuſchlagen. Und dieſe gerade wäre nöthig geweſen. Die Welt war der alten Formen ſatt, überſatt. Preußen, Rußland hatten Monarchen von tonangebender Gewalt erhalten. Von Amerika aus hatte ſich durch die Losſagung der engliſchen Colonien vom Mutterlande ein mächtiger Impuls der Freiheit über ganz Europa

verbreitet. In Europa ging das Zeitalter der Ludwige auf die Neige. Der Enkel derſelben erkannte das dunkel, ebenſo wie ſein Volk, das ihn als einen zweiten Heinrich IV. begrüßte und von ihm die größten Dinge erwartete. Als dieſe nun nicht eintraten, ward es ungeduldig und die Revolution begann. Dieſe Revolution machte das Volk nur, weil ſie der König nicht machte, der ohne Kühnheit, ohne politiſche Wurfkraft, ohne Größe war. Der gute Ludwig glaubte ſchon wunder was er that, als er den Marſtall, die Meute, die Dienerſchaft einſchränkte; als er eine Menge von alten Mißſtänden abſchaffte und im öftern Wechſel der Miniſter andeutete, daß er die guten und würdigen, wie er ſie wünſchte, noch nicht gefunden. Daß er die Wiſſenſchaft, die Geiſter zu beachten anfing, die bis dahin nur zur Unterhaltung mißbraucht oder gering geſchätzt waren, daß er Bernard de Juſſieu, Lamoignon de Malesherbes auszeichnete und den Grafen von Buffon den Ruhm ſeiner Regierung nannte, das alles dünkte ihm ſchon etwas Großes und war es auch bis zu einem gewiſſen Grade, ebenſo wie, daß er ſelbſt ſich nicht blos vergnügen, ſondern daß er arbeiten wollte, daß er das Regieren als Geſchäft nahm.

Dadurch trat er mächtig aus den alten Gleiſen des Abſolutismus heraus, der die Zügel des Regiments nur nach dem Leitwort geführt hatte: „Car tel est notre plaisir!“ Das Plaiſir war die Staatsmaxime im Zeit-

alter der Ludwige gewesen und diese schaffte der Enkel ab. Gewissenhafter Ernst nahm ihre Stelle ein.

Das war eine ungeheure Veränderung, ein völliger Umsturz. Jene Staatsmaxime hatte sich imposant, unwiderstehlich gemacht. Sie war das Erzeugniß vieler Jahrhunderte und infolge dessen so gefestet, so riesengewaltig geworden, daß sie alles zu Boden warf, was sich ihr in den Weg stellte. Man mußte ein König sein, um ihr halt zu gebieten, um sie außer Thätigkeit zu setzen.

Ludwig XVI. that das — das ist sein Verdienst, aber auch sein Unglück gewesen. Er war nicht der Mann eine neue Zeit zu schaffen, darum hätte er die alten Verhältnisse und Zustände bewahren müssen. Diese alten Zustände und Verhältnisse hätten ihn getragen, geschützt, wären die Wälle gewesen, hinter denen er geborgen war.

Daß er sie abbrach, lieferte ihn wehrlos seinem Verhängniß aus, ließ die Zeit ihm sozusagen auf den Leib rücken. Er entfesselte die Bewegung und besaß nachher die Macht nicht sie zu leiten; kaum eine Strecke mit ihr gegangen, blieb er erschrocken stehen, um den Kopf zu schütteln und sich mit einem traurigen Seufzer zu fragen: Was ist das?

Bei Gelegenheit einer Rede d'Alembert's äußerte er besorgt: „Es befinden sich darin einige Auslassungen über Religion, die den Geist der neuen Philosophie athmen.“

Von dieſer neuen Philoſophie meinte Condorcet einige Jahre ſpäter, „daß ſie fortan über Europa herrſchen und die Rathgeberin der Könige ſein werde.“

Ludwig aber erſchrak davor. Und wie ſollte er nicht? Seine Erziehung, auf die wir hier noch einmal zurückkommen müſſen, hatte ihn an dieſen Lebensathem eines neuen Jahrhunderts nicht gewöhnt, hatte ihn nicht gelehrt, Herz und Geiſt darin zu weiten und auszudehnen.

Nach dem Tode ſeines Vaters, den er in ſeinem elften Lebensjahre (1765) verlor, ward ſeine Jugend in die Hände officieller Beaufſichtigung und Leitung übergeben, die beinahe rechenſchaftslos wurde, als einige Zeit darauf auch ſeine Mutter (Marie Joſephe von Sachſen) mit Tode abging. Sein Großvater kümmerte ſich wenig um ſeine Ausbildung. Nachdem er den Herzog von Vauguyon zu ſeinem Gouverneur ernannt, glaubte er ſeine Hauptſchuldigkeit erfüllt zu haben.

Dieſer Herzog von Vauguyon ſcheint ein halbwegs achtbarer Mann geweſen zu ſein. Er hat es ohne Zweifel gut mit ſeinem erlauchten Zögling gemeint, aber nicht verſtanden, die Fähigkeiten deſſelben zu wecken und mit Flügeln zu verſehen, die ihm einen Aufflug zur Sonne ermöglichten. Der Dauphin liebte Beſchäftigungen, denen ſich mit einer gewiſſen Gemächlichkeit obliegen ließ und welche ſich vorzugsweiſe und ſogleich von praktiſchem Nutzen

erwiesen. Geographie, Geschichte, moderne Sprachen sagten ihm besonders zu; weniger Geschmack zeigte er für Literatur und classisches Studium. Eine seiner liebsten Unterhaltungen war bekanntlich die Betreibung des Schlosserhandwerks, das er noch als König so emsig pflegte, daß er, wie Madame Campan erzählt, zum Entsetzen der Königin oft mit ganz geschwärzten Fingern bei dieser erschien.

Wie sein Vater zog er stille und geräuschlose Umgebung dem lauten Treiben des Hofes vor. Er lebte gern auf dem Lande, umgeben von wenig Gefolge und nicht eingeengt vom Ceremoniell. Schweigsame Spaziergänge unternahm er gern. Zu repräsentiren verstand er nicht. Er wußte weder ein Pferd noch den Degen zu führen. Seine Haltung war lässig, fast plump. Schon in jungen Jahren war er bequem und spießbürgerlich. Gern ging er regelmäßig um 11 Uhr des Abends zu Bett. Seine unbehülfliche, zu compacte Gestalt, sein schwerfällig schwankender Gang fielen keineswegs vortheilhaft auf; eine gewisse schüchterne Unsicherheit sprach aus seinem ganzen Wesen wie aus dem Ausdruck seiner übrigens durchaus nicht unangenehmen Züge. Von Majestät hatte er jedenfalls gar nichts. Der Purpur genirte ihn; unter der Krone ging er immer wie ein Opfer. Man sah ihm an, daß er dafür nicht geboren war. Er vermochte niemand zu imponiren und am wenigsten seiner eigenen Familie, die

unter ſeiner Herrſchaft auseinanderſplitterte und gegeneinander in offene Feindſchaft ausbrach, weil ſie weder durch ſeine Güte beſiegt noch durch ſeinen Zorn eingeſchüchtert wurde.

Dieſem Manne nun ward Marie Antoinette zur Gemahlin beſtimmt und gegeben. Sie zählte 14½ Jahre als ſie nach Frankreich ging, um ihm vermählt zu werden, war alſo beinahe noch ein Kind, wenn auch freilich ein glänzendes. Von Lenac de Meilhan wird ſie folgendermaßen geſchildert: „Sie war mehr ſtrahlend als wahrhaft ſchön. Jeder ihrer Züge hatte, einzeln genommen, nichts Bemerkenswerthes, aber das Ganze war von vollendeter Anmuth. Um dieſe Anmuth zu malen, dazu war das Wort „reizend“ wie eigens gemacht. Keine Frau wußte ihren Kopf beſſer zu tragen als ſie, und damit harmonirte jede ihrer Bewegungen, die voll Adel und Grazie waren. Ihr Gang endlich, vornehm und ungezwungen zugleich, erinnerte an das Wort Virgil's: „Incessu patuit dea“ (Als Göttin erſchien ſie im Gehen).“ Die Malerin Vigée-Lebrun, welche Marie Antoinette malte und im Malen unterrichtete, alſo Gelegenheit hatte, ſie genau zu beobachten und ſich überdies auf weibliche Schönheit doch wohl verſtand, entwirft folgendes Bild von ihr: „Sie erſchien ſchlank, wohl gebaut und hatte beſonders ſchöne Arme. Sie war diejenige Frau in Frankreich, die am beſten ging,

dabei das stolze Haupt auf einem edelgeformten griechischen Halse tragend. Ihre Haut war so durchsichtig, daß kein Schatten darauf haften blieb."

Da indeß alle diese Schilderungen wahrscheinlich aus späterer Zeit herrühren und uns hier vorzugsweise die Erscheinung interessiren muß, welche Marie Antoinette in dem Augenblick bot, da sie in Frankreich erschien, so ziehen wir hier noch speciell die Beschreibung heran, die wir in den „Chroniques de l'oeil-de-Boeuf" von Touchard-Lafosse vom Jahre 1770 finden und wo es also heißt: „Marie Antoinette, die vollständig erwachsen scheint, ist groß, wohlgebaut und von gefälligen Formen, wenn auch noch mager. Sie hat blonde Haare, eine hohe Stirn, ein längliches Gesicht. Ihre blauen Augen lassen in ihrer Lebhaftigkeit mehr Zärtlichkeit und Sanftmuth als eigentlichen Geist erkennen. Ihre Nase muß für eine sehr ausgebildete, sogenannte Habichtsnase erklärt werden, ohne daß diese indeß der Lieblichkeit ihres Gesichtes Eintrag thut. Der Mund ist sehr unregelmäßig und die Lippen stark aufgeworfen, besonders die untere; aber sie sind frisch, glänzend geröthet, gewöhnlich von einem Lächeln ein wenig geöffnet gehalten, wodurch die schönsten Zähne der Welt sichtbar werden. Die Weiße ihrer Haut ist blendend, gehoben durch ein zartes Carmin. In ihrem Gange liegt Adel und Würde. Der erste Eindruck, den sie macht,

nimmt für sie ein, namentlich da ihre Stimme sanft und ihr Benehmen leutselig ist. Bei alledem hat sie etwas Gebieterisches, das vorzugsweise bei raschen Bewegungen zum Vorschein kommt.«

Zu diesen äußern Vorzügen kamen andere, mehr geistige: ihre Frische, ihre Lebendigkeit, der ganze Hauch und Duft einer berauschenden Jugend. Sie hatte nicht viel gelernt; aber sie verstand sich zu geben, für sich einzunehmen. Abbé de Vermond, den man als eitel, intriguant und von wenig sittlichem Gehalte schildert, hatte die Dauphine im Grunde frivol erzogen. Sie blieb so ziemlich ihr Leben lang Sklavin der ersten Bewegung, die in ihr aufstieg. Aber sie wußte sich zu verhalten, in die Umstände zu finden, zu repräsentiren. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihr erstes Auftreten in Frankreich einen günstigen Eindruck machte. Alles, was sie that und sprach, nahm für sie ein, obschon sie von vornherein manchem Widerstande und sogar in der königlichen Familie entschiedener Abneigung begegnete. Es gab da eine Menge Personen, die sich durch die so heiter und einnehmend auftretende Marie Antoinette in ihrer Stellung beeinträchtigt, in ihrem Einflusse verkürzt sehen konnten. Den alten abgelebten König elektrisirte das naive, scherzende, gaukelnde Wesen; daß dieses auch auf den Dauphin einmal Macht gewinnen müsse, ließ sich immerhin erwarten. Zu Anfang allerdings genirte es

den armen Ludwig wohl nicht wenig; es blendete ihn, daß er sozusagen die Hand vor die Augen halten mußte. Wenig gewohnt mit Frauen zu verkehren, unbehülflich, eckig, wie er war, mußte die Rolle eines Liebhabers, zumal einer Erscheinung wie Marie Antoinette gegenüber, ihn selbstverständlich in Verlegenheit setzen. Zur Galanterie von Hause aus nicht geschaffen, trägen, mürrischen Geistes, incommodirte es ihn, den Aufmerksamen zu spielen, die junge Gemahlin zu empfangen, zu führen oder zu präsentiren. Ganz sicher hat er dabei auch keine eben sehr glückliche Rolle gespielt. Eine weniger glänzende Person, eine anspruchslosere Natur wären ihm ohne Zweifel lieber gewesen und hätten ihn zutraulicher und entgegenkommender gemacht, als es unter den obwaltenden Umständen der Fall war. Allein in Versailles war man klug genug, einzusehen, daß sich Ludwig's Befangenheit mit der Zeit geben und die schöne Gemahlin dann um so vollständiger sich seiner bemächtigen würde. Wußte man ja, daß sie von einem Hofe kam, an dem eine Frau regierte, und daß das Regiment der Frauen in jener Zeit überhaupt an der Tagesordnung war. Daß aber Marie Antoinette zu erobern verstand, das zeigte sich am König, an ihrer Umgebung, am ganzen Volk von Paris. Selten ist eine Kronprinzessin in dem Lande, dem sie künftig angehören soll, so enthusiastisch begrüßt und aufgenommen worden wie

Marie Antoinette. Man jauchzte, man jubelte, wo ſie erſchien. Als ſich in Paris eine unabſehbare Maſſe von Menſchen rufend und winkend unter ihren Fenſtern drängte, durfte mit Recht der alte Marſchall von Briſſac zu ihr ſagen: „Hier haben Sie hunderttauſend Anbeter unter ihren Augen, Madame!“ Noch 1773 war der Zudrang im Tuileriengarten, als ſie dort am Arm ihres Gemahls erſchien, ſo ſtark, daß beide während fünfviertel Stunden nicht von der Stelle konnten. Sie ſchrieb infolge deſſen auch an ihre Mutter: „Es iſt mir unmöglich, den Ausbruch der Freude und Zuneigung zu ſchildern, mit dem man uns überſchüttet hat. Wie glücklich iſt man doch in unſerm Stande, daß man die Freundſchaft eines ganzen Volkes ſich auf ſo leichte Weiſe erwerben kann!“

Wenn ſie in jenen Tagen im Theater erſchien, wurde ſie beinahe immer in laut declamirten oder geſungenen Gedichten verherrlicht; die Zuckerwerke auf ihrem Tiſche waren ſüße Schmeicheleien; alle Bonbons enthielten gereimte Liebeserklärungen. Mit Recht darf man ſagen, daß ſie das Schooßkind der Nation war. Sie war eben jung, ſtrahlend und voll Glück; dazu kam, daß ihre Fehler gerade ſolche geweſen ſind, die ſie der Menge empfahlen. Ihre Leichtlebigkeit, ihr froher Sinn, der Mangel allen Ernſtes und aller Tiefe nahmen günſtig für ſie ein. Sie wollte tändeln, ſcherzen, lachen, luſtig ſein. Sie war eben noch

ein Kind, das wie mit Flügeln lebte. Daran ergötzte man ſich, das ſtimmte mit dem allgemeinen Geiſte trefflich überein, der damals kaum noch eine Ahnung von dem Abgrund hatte, an dem er ſich befand und alles in ziemlich roſigem Lichte ſah.

Man fühlte allerdings, daß die Dinge ſich ändern und die Zuſtände ſich beſſern müßten. Des Jahrhunderts Ludwig's XIV. war man müde geworden. Man ſehnte ſich nach dem Ende der Maitreſſenwirthſchaft, nach dem Aufhören der Geldverſchwendung, nach geſetzmäßigern Zuſtanden, als ſie der Abſolutismus bot. Unter Ludwig XIV. hatten Ruhm, Glanz und Macht die Geiſter beſtochen. Aber alle dieſe Dinge waren unter ſeinem Nachfolger zur Neige gegangen. Der Rauſch und Taumel der Begeiſterung war dahin; man war auf den Standpunkt der Ernüchterung gekommen. Im 17. Jahrhundert hatten die Künſte, die Literatur, die Wiſſenſchaft geblüht. Die Geſchichte hatte große Feſttage gehabt, ſie war in Gala gegangen. Nun ſchien das alles jedoch verbraucht und abgenutzt. Man ſah überall Fadenſcheinigkeit und Blöße. An die Stelle des Enthuſiasmus trat die Kritik, die Skepſis, jenes Suchen nach dem Wahren, das man damals eben die Philoſophie des neuen Zeitalters nannte, die wir ſchon erwähnt, und welche, wenn ſie zur Leidenſchaft der Geiſter, der Bildung und Intelligenz geworden,

immer den Beweis liefert, daß eine Periode in den Zuſtand des Verfalls gelangt iſt. Man war ungläubig, ſpottſüchtig, man war witzig geworden. Das Bonmot, die Anecdote, der Einfall führten das Scepter der Herrſchaft. Als Ludwig XV. nach den koſtſpieligen Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphin zu Verſailles ſeinen Finanzminiſter, den Abbé Terray fragte, wie er dieſelben gefunden, gab dieſer zur Antwort: „Unbezahlbar!“

Mit dieſem Schlagwort begnügte ſich der König. Er hatte darüber gelacht und damit war es gut. Die Dubarri mit ihren derben Späßen hatte ihn gewöhnt, alles von der komiſchen Seite zu nehmen. Das Komiſche war der Ausdruck des Zeitgeiſtes und mit dieſem harmonirte die harmloſe, anmuthige Munterkeit der Dauphine, in welcher man die Zukunft Frankreichs widergeſpiegelt fand. Sie und Ludwig XVI., meinte man, würden die Nation wie an Roſenketten in dieſelbe hinüberleiten. Man träumte von einem Ausgleich der Staatsgewalten, von einer Herrſchaft des Rechts und der Tugend. War der Dauphin doch ſo rührend gut, ſo einfach, ſo bürgerlich und die Dauphine ſo kindlich, leutſelig, natürlich und überall Freude verbreitend!

Ihr erſter Schritt am Hofe war, daß ſie Sturm auf die feſten Mauern der Etikette lief. Sie war arglos und jung, ſie wollte vom Ceremoniell, von der brutalen Her-

kömmlichkeit nicht erſtickt ſein. Friſch, anmuthig und ſchön, durfte ſie ſchon etwas wagen und ſich gehen laſſen. Es erſchien ihr ſo reizend, als künftige Königin von Frankreich auch ein wenig ihren Neigungen und Launen zu leben. Sie zog kleine Cirkel großen Feſten, Aufenthalt auf dem Lande dem Erſcheinen bei Hofe, leichte weiße Leinenſtoffe den Prunkgewändern vor. Sehr bald gerieth ſie mit ihrer Oberhofmeiſterin, die ſie ſpöttiſch Frau Etikette nannte, auf geſpannten Fuß. Sie wollte ſich nicht immer bewachen und gängeln laſſen. Sie empörte ſich gegen die alten Hofgeſetze, die ihr jeden Schritt abmaßen, jede Bewegung dictirten. Marie Antoinette wollte wie ihre Mutter freier athmen und ſich mehr ſelbſt gehören. Da ſie gern luſtig war, ungezwungen lachte, buntes Treiben und Tanz liebte, ſo ließ ſie ſpäter in Trianon und Saint-Cloud Sonntags ihre Gärten für Jedermann aus dem Volke öffnen, der anſtändig gekleidet war und gute Manieren zeigte.

Ihr Pächterinnenleben zu Klein-Trianon iſt viel geſchildert worden. „Sie lieben die Blumen," hatte ihr Ludwig eines ſchönen Tages geſagt, ſich zum Lächeln zwingend und den Galanten ſpielend; „ich habe ein Bouquet für Sie!"

Dies Bouquet war Klein-Trianon, das ſie ſich ganz nach Wunſch geſtaltete und wo ſie von Anfang, als dieſer

ihr die Einrichtung des Parks beſorgte, geiſtvoll ſagte, daß er unter den exotiſchen Pflanzen ſo gut wie zu Hauſe ſei.

Die Geſchichte Marie Antoinettens in Frankreich beginnt wie ein idylliſches Schäferſpiel. Wer hätte es vorausſetzen können, daß es mit der erſchütterndſten Tragödie des Erdballs ſchließen würde? Und doch iſt dieſer Schluß nicht ohne ſeine tragiſchen Vorbedingungen, wie wir ſogleich ſehen werden.

Die Tochter Maria Thereſia's kam allzu jung und zu wenig ausgebildet nach Frankreich. Ihre Erziehung war entſchieden noch nicht vollendet, und wenn Marie Antoinettens Benehmen dies nicht bewieſe, ſo würden das die Briefe thun, die ſie unabläſſig von ihrer Mutter erhält und worin beinahe unausgeſetzt Tadel und Rügen ihres Verhaltens, ſowie Regeln gegeben werden, wonach daſſelbe in Zukunft eingerichtet werden ſoll. Daß Maria Thereſia, als ſie ihre Tochter nach Frankreich entließ, das volle Bewußtſein hatte, wie dieſe noch nahezu ein Kind und keineswegs fertig erzogen ſei, belegt gleich von vornherein das „Reglement“, das ſie am 21. April 1770, alſo am Tage der Abreiſe Marie Antoinettens, niederſchrieb, und von dem ſie verlangte, daß dieſelbe es „alle Monate leſe“.

Es lautet nach dem Arneth'ſchen Werke folgendermaßen: „Beim Erwachen verrichten Sie alſogleich knieend

das Morgengebet und lesen Sie, sollte es auch nur einige Minuten währen, eine kleine geistliche Betrachtung, bevor Sie sich noch mit andern Dingen beschäftigt oder bevor Sie mit andern Personen gesprochen haben. Die Andacht braucht nur eine halbe Viertelstunde zu währen. Alles hängt vom guten Anfange des Tages und von den Absichten ab, mit denen man ihn beginnt; selbst gleichgültige Handlungen können dadurch zu guten und verdienstlichen gemacht werden. Das ist ein Punkt, den Sie gewissenhaft beobachten sollen. Die Ausführung hängt nur von Ihnen ab, und aus ihm kann Ihr zeitliches, sowie geistliches Heil erblühen. Dasselbe gilt auch von dem Abendgebete und der Prüfung Ihres Gewissens; aber das Morgengebet, sowie das Lesen einer kleinen geistlichen Betrachtung ist das Wichtigste. Sie wollen mir angeben, welches Buches Sie sich dabei bedienen. So oft es Ihnen am Tage möglich ist, sammeln Sie sich, besonders aber während der heiligen Messe. Ich hoffe, Sie werden ihr mit Andacht alle Tage beiwohnen, und an Sonn- und Feiertagen sogar zwei Mal am Tage, wenn es so Brauch an Ihrem Hofe ist. So sehr ich auch wünsche, daß Sie mit Beten und guter Lektüre beschäftigt seien, so wenig will ich, daß Sie etwas anderes thun oder einführen, als was Frankreich Sitte ist; Sie sollen nichts Besonderes beanspruchen, noch die hiesigen Bräuche hervorheben; auch nicht verlangen, daß

man dieſelben dort nachahme; im Gegentheil müſſen Sie ſich dem anbequemen, was der Hof zu thun gewohnt iſt. Gehen Sie, wenn es möglich iſt, Nachmittags, namentlich am Sonntag, zur Vesper und in den Segen. Ich weiß nicht, ob in Frankreich das Angelusläuten gebräuchlich iſt. Sammeln Sie ſich dann, wenn nicht in Gemeinſchaft mit den übrigen, ſo doch in Ihrem Herzen. Ebenſo wenn Sie an einer Kirche oder einem Kreuz vorübergehen, ohne ſich jedoch eines andern äußern Zeichens als des dort gebräuchlichen zu bedienen. Das hindert nicht, daß ſich Ihr Gemüth zur Andacht ſammle und Sie innerlich Ihr Gebet verrichten können. Die Allgegenwart Gottes macht dieſes Mittel bei jeder Gelegenheit anwendbar; Ihr unvergleichlicher Vater hatte die Fähigkeit dazu in der größten Vollkommenheit.

„Treten Sie in irgend eine Kirche, dann ſeien Sie von der größten Ehrerbietung durchdrungen, geben Sie nicht Ihrer Neugier Folge, die zur Zerſtreutheit der Andächtigen führt. Aller Augen werden auf Sie geheftet ſein, geben Sie daher kein Aergerniß.

„In Frankreich iſt man ſehr andächtig in den Kirchen und in der Oeffentlichkeit; dort giebt es nicht wie hier Chöre (Oratoires), welche die Leichtigkeit, ſich gegenſeitig zu ſprechen, befördern und die Sorgfalt in der Haltung verringern; in Frankreich würde beides großes

Aergerniß erregen. So lange Sie können, bleiben Sie auf den Knieen; das wird die ſchicklichſte Haltung ſein, um ein gutes Beiſpiel zu geben. Geſtatten Sie ſich keine Geſichtsverzerrung, was Sie in den Ruf der Scheinheiligkeit bringen könnte; in jenem Lande darf man ſich dieſem Vorwurfe nicht ausſetzen. Erfüllen Sie Ihre frommen Uebungen mit Billigung Ihres Beichtigers alle ſechs Wochen und an den großen Feſttagen, beſonders an jenen der heiligen Jungfrau. Vergeſſen Sie an dieſen Feſten oder am Vorabend derſelben nicht, die beſondere Andacht Ihres Hauſes der heiligen Jungfrau darzubringen, dem ſie ſich jederzeit als Beſchützerin erwieſen hat. Leſen Sie kein Buch, ſelbſt kein gleichgiltiges, ohne vorher von ihrem Beichtvater die Billigung dazu eingeholt zu haben, in Frankreich iſt das um ſo nöthiger, als daſelbſt unaufhörlich Bücher publicirt werden, ſehr unterhaltend und lehrreich, aber dennoch manche der Religion und den Sitten gefährliche. Ich beſchwöre Sie daher, meine Tochter, kein Buch, ja ſelbſt keine Broſchüre ohne den Rath Ihres Beichtvaters zu leſen; ich verlange von Ihnen, meine theure Tochter, dieſen deutlichen Beweis Ihrer Zärtlichkeit und Ihres Gehorſams für die Rathſchläge einer guten Mutter, die nichts im Auge hat als Ihr Glück und Ihr Heil. Vergeſſen Sie niemals den Todestag Ihres verewigten Herrn Vaters und ſeinerzeit auch den

meinigen nicht; inzwiſchen betrachten Sie meinen Geburtstag als einen Tag des Gebets für mich. Auch über die Jeſuiten enthalten Sie ſich jedes Urtheils; ſprechen Sie weder für noch gegen ſie.“

Es wird ſich einräumen laſſen, daß dieſe Vorſchriften als durchaus zupaſſend und weiſe zu erklären ſind, ebenſo aber auch dürfte zu bekennen ſein, wie es entſchieden beſſer geweſen, hätte man dieſelben nicht mehr nöthig zu finden gehabt, denn daß ſie wenig Wirkung und faſt gar keinen Erfolg erzielt, bekundet ſich zunächſt aus den weitern Briefen der Kaiſerin an die Dauphine, worin eine beſtändige Unzufriedenheit der erſtern mit dem Benehmen der letztern erſichtlich iſt.

In einem fremden Lande als künftige Königin und an einem Hofe erſcheinen, an dem das opulenteſte und friſ[illegible]ſte Leben Europa's herrſchte, an dem ein ganzes Heer von Schmeichlern die Neuauftretende empfing, umrauſchte und in ſeine Strudel riß und ſich bei alledem von Seiten der Mutter her unausgeſetzt als Kind behandelt finden, immer mit ſich zanken und ſchelten laſſen — das ſind eben auch Unzuträglichkeiten, die nicht auszugleichen ſind und welche ihr Verderbliches haben mußten.

Erziehen kann man eben nur ſo lange, als der zu Erziehende ſich als Zögling betrachtet und gehalten ſieht. Hat er dieſe Grenze überſchritten, ſo wird jede fernere Beein-

fluſſung beinahe immer unmöglich werden, wie ſie es auch hier bei Marie Antoinette wurde. In Paris und Verſailles als große Dame, als die erſte Frau Frankreichs behandelt, alles bezaubernd, allen befehlend, an Glanz, an Macht und Anſehen ihrer kaiſerlichen Mutter ebenbürtig, baute dieſe zu viel auf den kindlichen Gehorſam und die kindliche Unterwürfigkeit, wenn ſie verlangte, jene ſolle ſich noch beſtändig als Schulkind anſehen und blindlings den Ermahnungen folgen, die man ihr zu Theil werden läßt.

Man kann nicht Kind und Königin zugleich ſein, das hatte Maria Thereſia vergeſſen. Sie hätte Marie Antoinette noch einige Zeit unter ihren Augen behalten, mit der Puppe ſpielen, vor allem aber ausbilden und völlig zur Reife gelangen laſſen ſollen. War doch auch körperlich die Prinzeſſin wohl noch keineswegs gereift, was ſich am ſchlagendſten dadurch belegt, daß ſie erſt nach ſieben Jahren in die ſo ſehnlich von Maria Thereſia erwarteten geſegneten Umſtände kam, in jene geſegneten Umſtände, in die nicht zu gerathen ſie dem armen Weſen in Paris beinahe wie eine Schuld, wie einen böſen Willen, einen Mangel an Gehorſam auslegt. Glücklich darüber und die Vorſehung bewundernd, die es gewollt hatte, daß ihre jüngſte Tochter für den ſchönſten Thron Europa's beſtimmt wurde, iſt ſie geradezu ungnädig, dieſelbe nicht ſofort einen Thron-

erben zur Welt bringen zu ſehen. Wir bedürfen eines Dauphin — dieſer Satz kehrt in allen ihren Briefen wieder. Sie erbittet, ſie wünſcht, ſie befiehlt ihn, iſt man verſucht zu ſagen. Das erſte, wonach ſie in jedem Schreiben Marie Antoinettens ſucht, ſind Angaben, nach welchen ſich auf eine Schwangerſchaft ſchließen läßt. Der Unwille, die Härte, die zuweilen aus ihren eigenen Zeilen erſichtbar werden, haben aus dem Fehlen derſelben ihren Urſprung. In ihren Hoffnungen getäuſcht und hingezogen, geht ſie um ſo ſchärfer mit dem Leben ihrer Tochter in's Gericht. Die Tochter muß ſich ſeltſame Dinge ſagen laſſen. Einmal wird ihr vorgeworfen, daß ſie ihre Zähne nicht rein halte, daß ſie ſich nachläſſig kleide, „auseinandergehe wie eine Frau, ohne doch noch eine zu ſein“. Ein andermal muß ſie hören, daß ſie ihre Handſchrift vernachläſſige und fehlerhaft ſchreibe, ſo fehlerhaft ſchreibe, daß die Mutter ſich geſchämt, als ſie geſehen, dieſe Schreiben ſeien in fremde Hände gelangt. Weiter wird ihr zum Vorwurf gemacht, daß ſie unnöthigen Luxus treibe; Maria Thereſia zürnt wegen ein paar Armbändern, die ſie ſich angeſchafft; ſie tadelt ihre Friſur, wegen der darauf angebrachten Federn und Bänder. „Eine junge, hübſche Frau, voll natürlicher Reize,“ heißt es an der betreffenden Stelle, „hat dieſe Thorheiten nicht nöthig, um zu gefallen; im Gegentheil, Einfachheit des Anzuges wird hier weit beſſer

kleiden und ist überdies dem Range einer Königin vorzuziehen, weil diese den Ton angiebt, nach dem alle Welt sich richtet.“ Sparsamkeit ist eine Tugend, die ihr unausgesetzt empfohlen wird, ebenso Lesen, Malen, Musik und Sticken. „Ich lese, ich schreibe oder ich arbeite,“ meldet sie einmal der Mutter, deren Vorwürfe ihr langweilig sein mochten; aber es war freilich danach. „Ich sticke für den König eine Weste,“ fährt sie fort, „die allerdings wenig vorwärts kommt, welche aber doch, wenn es Gottes Wille ist, in einigen Jahren vollendet sein dürfte.“ Solche Leichtfertigkeit empörte die Mutter und wir finden infolge dessen in einem Briefe vom 30. Mai 1776 folgende strengen Worte: „Lektüre haben Sie nie geliebt, wie überhaupt keine ernsthafte Beschäftigung, was mich von jeher beunruhigt hat.“ Das viele Tanzen, Jagen, Gesellschaftsehen und besonders das Reiten erfahren harte Rügen. Maria Theresia meint, „das Reiten verderbe nicht allein den Teint, sondern schade auch der Möglichkeit Kinder zu haben, wozu sie doch berufen und worin ihr Glück bestehen werde.“

Das ist der Punkt, wie wir bereits gesagt, auf den die Kaiserin immer wieder zurückkommt und der in der That denn auch nicht nur politisch, sondern zugleich moralisch wichtig war. Maria Theresia erkannte, daß Kinder ihre Tochter nicht nur Frankreich theuer, sondern sie selbst

ernſter, häuslicher, beſonnener machen würden. Daher glaubt ſie denn auch ruhig ihre Augen ſchließen zu können, nachdem ſie gehört, daß die Königin ſchwanger ſei. Nun, ſagt ſie, ſähe ſie endlich deren Zukunft für feſter begründet an. Sie werde Halt im Staat wie in ſich ſelbſt gewinnen.

Daß ſie aber deſſen bedurfte, wird niemand leugnen, der Marie Antoinettens Leben in Frankreich während der erſten Jahre näher in's Auge faßt. Kinder erſt konnten den Mangel an Erziehung einigermaßen erſetzen und die Schuld der Mutter tilgen, ihre Tochter zu früh einem verführeriſchen Leben ausgeſetzt zu haben. Die Ausſicht Enkel zu haben, nahm Maria Thereſia einen Stein vom Herzen. Sie durfte hoffen, ihr jüngſtes Kind damit gefährlichen Lockungen entzogen und daſſelbe auf beſſere Wege gebracht zu ſehen, als auf denen es ſeither gewandelt.

Marie Antoinette war in der That in Frankreich etwas verwildert. Sie war der Zucht ihrer Mutter entwachſen. Im Strom und Strudel einer leichtfertigen Geſellſchaft hatte ſie weit mehr als die Geburtstage der Mutter und ſonſtige Familienfeſte vergeſſen, worüber die erſtere ſo ungehalten ſich äußert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ludwig der Mann nicht war, der ihr eine große Leidenſchaft einflößen konnte. Als die Kaiſerin einmal, auf allerlei Zuſteckereien hin, die Beſürchtung aus-

ſpricht, daß Graf Artois, der Schwager ihrer Tochter, dem Herzen derſelben näher ſtehe, als er das ſollte, entgegnet Marie Antoinette unter dem 15. December 1775: „Immer mehr fühle ich, daß, wenn ich unter den drei Brüdern einen Mann wählen ſollte, ich den vorziehen würde, den der Himmel mir gegeben hat. Sein Charakter iſt wahrhaft, und obgleich er unbeholfen (gauche) iſt, beweiſt er mir alle erdenklichen Aufmerkſamkeiten und Zuvorkommenheiten.“

Jedermann wird eingeſtehen, daß dieſe Auslaſſung einer jungen Frau über ihren Gatten ſehr kühl und nichtsſagend erſcheint und deutlich genug erkennen läßt, daß eine wahre und tiefe Liebe nicht in ihr lebte. Marie Antoinette erkannte die Vorzüge Ludwig's; ſie ehrte ſeine Rechtſchaffenheit, ſeinen guten Willen, ſeine Moralität, aber im übrigen ging es ihr wie der Familie, wie dem Hofe, dem Volke von Frankreich: er imponirte ihr nicht. Sie war Franzöſin genug geworden, um nach dem Ausſpruch Labruyère's von ihrem Herrn „der Würde und ſelbſt der Strenge zu bedürfen“. Lebhaft, ehrgeizig, ritterlichen Geiſtes, umgeben von einer Menge glänzender Perſönlichkeiten, konnte der vierſchrötige und unköniglich Ludwig entſchieden das Ideal ihres Herzens nicht werden. Ludwig, mit ſeinen vom Schloſſern geſchwärzten Händen, ſeiner Unluſt zu reiten und Militair zu ſein, zu repräſentiren, mit ſeiner

Neigung zur Einſamkeit und Zurückgezogenheit, ſeinen bürgerlichen Gewohnheiten, ſeinem guten Appetit, ſeiner Befliſſenheit, zeitig zu Bett zu gehen, dieſer Ludwig war entſchieden nicht der Menſch, der ſie entflammen und begeiſtern konnte. Ihre Weſen und Charaktere gingen ſchroff auseinander, harmonirten nicht. Marie Antoinette kann faſt für das Gegentheil Ludwig's gelten. Sie weiß Eindruck zu machen, hinzureißen, zu bezaubern. Alles iſt königliche Anmuth bei ihr, Bewegung, Leben. Nichts iſt ihr mehr zuwider als ſtillſitzen, in Gedanken brüten und Träumen nachhängen. Sie liebt geräuſchvolle Umgebung, Luſt und Heiterkeit, Reiten, Tanzen, Hazardſpiele, ritterliches Weſen, Muth, Witz, Laune, kurz, ſie liebt faſt alles, was Ludwig gerade zuwider iſt. Daher kam es denn auch, daß ihre Exiſtenz beinahe ganz verſchieden von der ſeinigen war, daß ſie ihren eigenen Hof, ihren eigenen Umgang hatte. Es kam vor, daß man die Zeiger der Uhren vorrücken ließ, um den König früher zu Bett zu bringen, weil man nachher tanzen wollte, daß man zu einem Maskenball im Miethwagen fuhr, daß man beſondere auserleſene Geſellſchaften gab. Der franzöſiſche Hofadel war ſchon beleidigt worden, als man auf den ſpeciellen Wunſch der Kaiſerin bei den Vermählungsfeierlichkeiten zu Verſailles zwei Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Lothringen, Verwandte des habsburgiſchen Hauſes, unmittelbar nach den Prinzen und

Prinzeſſinnen von Geblüt gehen ließ. Die kleinen Cirkel Marie Antoinettens ſteigerten die Erbitterung, weil hier nicht die Vorſchriften des Ceremoniells, ſondern der Wunſch und Wille der Dauphine, ſpäter der Königin entſchied. Was die Etikette ausſchloß, fiel Niemand zur Laſt; das war der Orakelſpruch einer dunkeln, aber gebilligten, anerkannten, legitimen Macht, der jeder ſich unterwarf. Der Ausſchluß durch die Königin war eine perſönliche Beleidigung, gegen die man ſich auflehnte und über welche man murrte. Aus dieſem Murren, dieſer Auflehnung ballten ſich die erſten früheſten Wolken des Haſſes zuſammen. Es iſt mehrfach ausgeſprochen worden und wir wiederholen es hier aus Ueberzeugung, daß Marie Antoinette gewiſſermaßen von der franzöſiſchen Ariſtokratie der Revolution als Opfer überantwortet worden iſt. Der Adel war es, der ſie zuerſt zum Stichblatt der Verdächtigungen machte. Er zuerſt nannte ſie „die Oeſterreicherin“ und gab ihr ſchuld, einen verderblichen Einfluß auf die franzöſiſchen Staatsgeſchäfte auszuüben. Veranlaſſung hierzu wurden vielleicht einigermaßen die guten Rathſchläge der Mutter, die dadurch, daß ſie auch über Politik correſpondirte und darin ſtets ihre Kinder an ihren Geſandten in Paris, an Graf Mercy-Argenteau verwies, ohne Zweifel mit dazu beigetragen hat, die Märchen von öſterreichiſcher Vereinfluſſung zu erzeugen und zu erhalten. Maria Thereſia konnte zu Zeiten ihrer

Tochter vorwerfen, daß ſie indifferent bezüglich ihres Vaterlandes ſei und nicht genug thue, um die alten Vorurtheile zu vernichten, die zwiſchen den beiden Nationen noch immer beſtänden.

Marie Antoinette war ohne Zweifel nicht die Frau, ſolche Vorwürfe gegen ihre Umgebung zu verſchweigen. Sie mochte hier und da einmal klagen, daß ſie ihrer Mutter nicht genug zu Gefallen ſei, daß dieſe mehr von Frankreich für Oeſterreich wünſche — und dieſe Klagen reichten hin, um in den Händen ihrer Gegner zu Waffen zu werden. Friedrich der Große hatte Frankreich ſchon früher einmal eine Meierei des Hauſes Oeſterreich genannt, und dieſe Benennung tauchte wieder auf, als die Königin ſcherzhaft ihr Trianon ein Vorwerk Wiens geheißen.

Nur die Hofkreiſe, die Kreiſe der vornehmen franzöſiſchen Welt konnten dieſe Dinge wiſſen, und von hier aus erſt vermochten ſie in's Volk geſchleudert zu werden, um nach und nach die öffentliche Meinung zum Umſchlag zu bringen

Die öffentliche Meinung war, wie bereits geſagt, Ludwig XVI. und Marie Antoinette anfangs günſtig, ſo günſtig, daß die geiſtvolle Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe um jene Zeit in einem ihrer berühmt gewordenen Briefe ſchreiben konnte: „Alle Welt hüllt ſich in Schweigen, um ſich zu ſammeln und an all das Gute zu denken, das man erwartet.“

Aber die Erwartung wurde, wie wir ebenfalls ſchon früher bemerkt, getäuſcht. Ludwig war kein erfinderiſcher Kopf, kein Kopf der Initiative. Seine Größe lag nicht im Ausüben, im Handeln, ſondern im Ertragen. Als er ſpäter das Entſetzlichſte ruhig aushalten konnte, meinte einer ſeiner nächſten Anverwandten von ihm: „Man muß Waſſer in den Adern, Nerven von Werch und eine Seele von Baumwolle haben, um ſich dergleichen bieten zu laſſen.“ Seine Natur war eine phlegmatiſche, an ſich haltende; um ſo herausfordernder mußte daneben die ſeiner Gemahlin erſcheinen, die gern mit einigem Geräuſch, lärmend, ſtaubaufwerfend und ſorglos auftrat.

Sorgloſigkeit war in ihrer erſten Zeit eine ihrer hervorragendſten Eigenſchaften. Sie wollte Unterhaltung, ſie wollte Vergnügen haben. Sie war erfüllt von ihrer Jugend und brannte darauf, ſie zu genießen. Ein gewiſſer Leichtſinn iſt ihr nicht abzuleugnen: ſie hat große, das Verhängniß herausfordernde Fehler begangen. Sie warf ſich ohne Menſchenkenntniß, ohne Lebenserfahrung in eine Welt, die bis in ihre innerſte Tiefe verderbt, vergiftet, verpeſtet war.

Man erhält eine ungefähre Vorſtellung von dem Leben und der Geſellſchaft jener Zeit, wenn man die „Chroniques de l'oeil-de-Boeuf“ von Touchard-Lafoſſe, den Roman „Les liaisons dangereuses“ von Chauderlos de Laclos,

die frivolen Novellen von Voltaire und Diderot lieſt, die zu jener Zeit in der Mode waren und von denen man einige auch in der Privatbibliothek der Königin gefunden hat. Die Königin hat alſo wohl nicht der Mutter alle Bücher genannt, die ſie las, wie jene es forderte; auch ihrem Beichtvater keine Mittheilung davon gemacht, wie ebenfalls verlangt wurde. Die Emancipation von alledem war zu lockend, wurde durch die Verhältniſſe, in welche Marie Antoinette eintrat, geradezu geboten. Rings um Marie Antoinette herrſchten aufgelockerte Sitten, grenzenloſe Frivolität und der frevelhafteſte Leichtſinn. An Gott glaubte beinahe kein Menſch, wenigſtens war ſchon 1764 der Atheismus ſo gäng und gäbe, daß, als Hume während ſeines Aufenthalts in Paris an der Tafel Holbach's die Aeußerung that, doch gern einmal einen Gottesleugner ſehen zu wollen, der Wirth ihm ſagen konnte: „Sie ſitzen hier mit ſiebzehn derſelben zu Tiſch.“ Eine öffentliche Moralität exiſtirte faſt nicht mehr. So weit war man in Paris gekommen, daß man dort ganz ungeſcheut einen Almanach der Freudenmädchen erſcheinen ließ, in dem man deren Namen, Wohnung und Talente genau angegeben und geſchildert finden konnte. Archenholz in ſeiner „Minerva“ ſowie andere Blätter aus jener Zeit erzählen, daß die tugendhafte und unbeſcholtene Tochter eines Handwerkers, die aus Verſehen oder aus Chicane in dieſem Kalender

der Unzucht mit aufgeführt worden, ſich aus Verzweiflung darüber das Leben nahm. Am 16. Januar 1792, kurze Zeit nach dieſem tragiſchen Vorfall, wurde auf der Bühne Montauſier mit vielem Beifall ein Drama dargeſtellt, das dieſes Ereigniß zum Stoff hatte. „Nie ſah ich,“ ſchreibt der vorgenannte Schriftſteller, „auf irgend einem Theater etwas ſo Empörendes, ſo Herzerſchütterndes als die Verſinnlichung dieſer wahren Begebenheit.“ Weibliche Tugend und Schamhaftigkeit ſah man faſt für lächerliche Eigenſchaften an. Zweifelſucht hatte alle heiligen Bande zernagt, und derjenige galt als die glänzendſte und hervorragendſte Erſcheinung, der ſich über alles hinwegſetzen, alles beſpotten und verhöhnen konnte.

Ein Mann recht nach dem Geſchmack dieſer Zeit war Maurepas, der unter Ludwig XV. ſein Miniſterportefeuille verlor, weil er die Pompadour, auch wohl den König ſelbſt mit ſeinen Gloſſen nicht verſchonte. Dieſe Gloſſen, in die Form von Epigrammen und Couplets gebracht, prickelten den Staatsmann ſo mächtig, daß er ſeine Stellung, ſeine Obliegenheiten, Gott und die ganze Welt darüber vergaß. Während ſeiner fünfundzwanzigjährigen Ungnade that er auf ſeinem Schloſſe faſt nichts, als daß er ſatyriſche Verschen machte auf Koſten ſeiner Gegner und Komödie ſpielte, was er ſein philoſophiſches Metier benannte. Er war ein Menſch wie Beaumarchais etwa, nur von weniger

literariſchem Talent. Demnach berief ihn Ludwig XVI. nach ſeiner Thronbeſteigung an die Spitze ſeines Cabinets. Er ſchreckte ihn alſo nicht ab; er fand ſich eben in denſelben hinein. Bei aller Ehrbarkeit, die der König beſaß, hatten ſelbſtverſtändlich doch auf ihn die laxen Sitten gewirkt. Ließ er nicht für die Gräfin Diana von Polignac, welche für Franklin ſchwärmte, in der Porzellanmanufactur zu Sèvres zum Neujahrsgeſchenk ein Nachtgeſchirr, das jenes berühmten Mannes Portrait und die bekannte Inſchrift: „Franklin, der dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Scepter entriß,“ anfertigen?

Dieſer plumpe und frivole Scherz charakteriſirt die Zeit und giebt klar genug zu erkennen, daß der Verfall allgemein war, ſo allgemein, daß Rouſſeau, um zur Natur, d. h. hier zu geſunder Geſittung zurückkehren zu können, keine Hauptſtadt mehr geduldet wiſſen wollte.

Die Hauptſtadt Frankreichs war zu jener Zeit jedenfalls ein modernes Sodom und Gomorrha, und in dieſes hinein flog die jugendliche Marie Antoinette wie eine Libelle. Ihre leichte, oberflächliche franzöſiſche Erziehung, die Leitung des Abbé Vermond hatten das Ihrige gethan, ſie darauf vorzubereiten, ihr den Abſcheu, den Widerwillen davor zu erſparen. Auch ihre eigene Mutter half einigermaßen dadurch mit, daß ſie ihr einſchärfte, ſich mit der damaligen Favorite des Königs gut zu vernehmen. Maria Thereſia

ſchrieb ihr unter anderm: „Sie dürfen die Dubarri nicht anders kennen und in ihr nichts anders ſehen als eine Dame, die am Hofe und in der Geſellſchaft des Königs Zutritt gefunden hat. Sie ſind die erſte Unterthanin des letzteren und ſchulden ihm Gehorſam und Ehrfurcht; Sie müſſen dem Hof und den Höflingen in der Erfüllung der Wünſche Ihres Herrn mit gutem Beiſpiel vorangehen. Verlangte man von Ihnen Vertraulichkeiten und Erniedrigungen, ſo würde ich wie jedermann davon abrathen, aber es handelt ſich nur um ein gleichgültiges Wort, um gewiſſe Rückſichten, nicht für die Dame, ſondern für Ihren Großvater, Ihren Herrn, Ihren Wohlthäter.“

Das klingt denn allerdings vernünftig und den Umſtänden nach ganz weiſe, aber immer doch mußten ſolche Auslaſſungen ſeltſame Vorſtellungen in dem Kopfe einer jungen Frau erwecken, um ſo mehr erwecken, als man doch von anderer Seite her ſich gewiß nicht mit gleicher Schonung und Rückſicht geäußert haben mag. Es herrſchte am Hofe ein entſetzlich freier Ton, und da die Dubarri dieſen freien Ton noch weiter führte, mit ihm viele beleidigte und verletzte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ihre Feinde, die ſich mit Vorliebe gerade um die künftige Königin ſammelten, ſich auch rückſichtslos vor dieſer ausſprachen.

Ohne Zweifel mag Marie Antoinette curioſe Dinge vernommen und danach immerhin ihr Verhalten in etwas

bemeſſen haben. Sagten wir doch ſchon früher, daß ſie viel vom erſten Eindruck ſich beſtimmen ließ. Der erſte Eindruck, den ſie in Frankreich erhielt, mußte ſie aber nothwendig zur Libertinage führen, um ſo mehr, als ſie hier zuerſt frei aufzuathmen, ſich ſelbſt zu fühlen begann und in Ludwig nicht den Gemahl antraf, der ſie mit ſtarker Hand zu leiten im Stande war. Nur zu oft und gern entzog ſie ſich wohl ſeinem etwas trübſeligen und langweiligen Umgange, um einem amuſanteren zuzueilen.

Sie fand junge Frauen, junge Männer genug, die ſich ihr anſchloſſen. Sie war bald von einem eigenen, luſtigen Hofe umgeben, von einem Hofe, an dem man es mit den Formen nicht genau nahm und an welchem nur zu bald ein etwas ungebundener Ton zur Geltung kam. Marie Antoinette wollte keinen Zwang, kein ſteifes Ceremoniell. Es iſt bekannt, daß in Trianon ihr Erſcheinen, nach ihrem ausdrücklichen Befehl, keine Beſchäftigung unterbrechen durfte. Man ſpielte, plauderte, ſang ungeſtört weiter. In einem Kleide von weißem Perkal, mit einem Fächer von Gaze und einem Strohhut erſchien ſie am liebſten und ſtets wie ein Genius der Freude und des Glücks. Sie ſah es gern, wenn man ſich etwas gegen ſie herausnahm, ungezwungen ſich bewegte und ſprach. Man berichtet, daß Graf Vaudreuil, als er einmal mit der Königin Billard ſpielte, erzürnt über einen ſchlechten Stoß, den er that,

ihren zierlichen Stock vor ihren Augen zerſchlug und dafür keinen zürnenden Blick, nur einen leiſen lächelnden Vorwurf erhielt. Ihre intime Freundin, die berühmte Gräfin Polignac, durfte ſie geradezu tyranniſiren und ihr eines ſchönen Tages, als ſie einige Perſonen aus deren Cirkeln ausgewieſen wiſſen wollte, ſagen: „Wenn Ew. Maj. gern in meinen Salon kommen, ſo iſt das noch kein Grund, meine Freunde davon auszuſchließen.“

Die Geſellſchaften der Polignac ſind Marie Antoinette in hohem Grade verderblich geworden, denn hier ſchwand jeder Unterſchied, jede Schranke. Die Königin entſagte hier aller Majeſtät, um ganz nur Frau, nur Dame zu ſein. Man näherte ſich ihr ohne Umſtände, ohne viele Schwierigkeiten. Man ſpielte, tanzte, ſcherzte, ſang und plauderte; natürlich blieben Intriguen und allerhand kleine Skandale nicht ausgeſchloſſen. Der König erſchien hier und in Trianon nur ſelten, nur vorübergehend. Um ſo ungezwungener, losgelaſſener wurde der Umgangston. Man kann ſich dies leicht erklären, wenn man erwägt, daß geiſtige Capacitäten, hervorragende Gelehrte und große Talente in dieſem Kreiſe nicht eingeführt waren, daß er nur aus jungen Cavalieren, aus Dilettanten aller Art, zum Theil ſogar aus Abenteurern und Glücksrittern beſtand, die um heiter lachende, ſchöne und üppige Frauen ſchwirrten. Dazu kam die Luſt der Königin, Theater zu ſpielen, was

ſie nur höchſt mittelmäßig oder, wie ein Witzbold meinte, „royalement mal“ that. Auch daß ſie hierbei nur die Soubrettenrollen wählte, that ihrem Anſehen Abbruch. Man erblickte ſie hier in untergeordneter Stellung, benahm ſich herablaſſend gegen ſie und befahl ihr — alles Dinge, welche der Hoheit ſchadeten. Auch Ludwig XIV. hatte einſt auf ſeinem Palaſttheater getanzt, aber es eingeſtellt, als man ihm ſagte: es beeinträchtige die Majeſtät. Marie Antoinette gewann dieſes Einſehen nicht; ſie ließ ſich ſogar applaudiren. „Bin ich einmal auf dem Theater,“ äußerte ſie, „ſo mag man mich beklatſchen oder ausziſchen — es gehört zur Sache.“

Alles dies mußte ihr nothwendig einen Anſtrich von Leichtfertigkeit geben, mußte veranlaſſen, daß man über ſie ſchwätzte, allerhand Märchen und Romane erfand. Die Zahl der Liebhaber, die man ihr gab, iſt bekanntlich ſehr groß. Man nennt den ſchon angeführten Vaudreuil, Coigny, Dorſet, Ferſen, Artois, Beſenval, Romanzow, Lambertye, Adhemar und andere. Ausbleiben konnte dies nicht. Ihre längere Kinderloſigkeit, ihr weniges Einleben mit dem Könige, die Art und Weiſe ihrer Exiſtenz mußten dergleichen Gerüchte erzeugen. Die Zeit im allgemeinen war zu verderbt, als daß ſie Marie Antoinette in dieſem Treiben ſich rein und unbefleckt denken konnte. Die Campan ſchreibt: „Marie Antoinette bewahrte in ihrem Herzen eine

heilige, innige, ſtets ungeſchwächte Neigung; man hat geſucht dies Geheimniß zu ergründen; aber niemand weiß es außer mir und es ſoll mit mir ſterben."

Ob hinter dieſer Angabe irgend eine Wahrheit ſteckt, iſt in der That nie ergründet worden. Man hat auf viele Männer aus der Umgebung Marie Antoinettens gerathen, aber keinen mit Sicherheit als denjenigen bezeichnen können, dem ihre Neigung zutheil geworden. Daß mancher ſich damit geſchmeichelt, darauf ſpeculirt hat, iſt etwas anderes und ſteht außer allem Zweifel. Man hat ziemlich authentiſche Beweiſe, daß es alte und junge Narren genug am Hofe gab, die ſich die kleinſte Gunſtbezeigung der Königin als deutlichen Liebesbeweis auslegten und infolge deſſen zu allerhand Thorheiten hinreißen ließen. Die ganze Geſellſchaft war zu frivol und die Tochter Maria Thereſia's zu unbedacht, zu flatterhaft, um zu ſolchen Auslegungen und Vorkommniſſen nicht Veranlaſſung zu geben. Früh genug hat die Welt und auch die Kaiſerin in Wien davon gehört. Die Briefe der letzteren tragen die noch heute ſichtbaren Spuren davon, indem es darin unter anderm heißt: „Vermeiden Sie doch ja die Leichtfertigkeiten junger Leute, die nichts als eine Leere hinterlaſſen, welche um ſo gefährlicher iſt, als ſie einzig dazu dient: Geſundheit und Thätigkeit für immer zu verſcheuchen." „Nur zu ſehr gewahre ich den Geiſt der Zerſtreuung und Verſchwendung,

der Sie umgiebt," heißt es an einer weitern Stelle. „Verscherzen Sie doch ja durch solche Frivolitäten den guten Ruf nicht, den Sie sich im Anfang erworben. Man kennt den König als gesetzt und sparsam; um so mehr fällt alle Schuld auf Sie."

An Vermond schreibt die Kaiserin am selben Tage: „Meine Tochter macht mir großen Kummer, denn ich sehe mit Bedauern, daß sie mit raschen Schritten ihrem Untergange zueilt, umgeben von niedrigen Schmeichlern, die sie nur zu ihrem Vortheil ausbeuten."

Damals verursachten besonders die Gesellschaften der Gräfin Polignac und die Geldsummen viel Rederei, die man für diese von seiten der königlichen Familie zur Verfügung gestellt haben soll. Jedenfalls beginnen von da an die Aufhetzereien gegen die Königin, die Spottlieder und Pamphlete. Der freie Ton, die leichten Sitten, die Beseitigung des Ceremoniells begünstigten diese sanglanten Erzeugnisse des Tages. Marie Antoinette hatte sich durch das alles populär, gewissermaßen zu einer jungen Maria Theresia Frankreichs machen wollen, mußte aber endlich erkennen, daß sie dadurch nur das Signal zur Mißachtung gegeben. In guten Zeiten wären Ludwig XVI. und seine Gemahlin auf Händen getragen und vergöttert worden; in den schlechten, die sie fanden, theilten sie durch ihre Herablassung, ihre Anspruchslosigkeit, ihr Fügen in die Umstände,

in den freien nivellirenden Ton des Jahrhunderts nur die Parole des Umſturzes aus. Sonſt durfte nie Beifall in den Theatern gezollt werden, wenn der König oder die Königin in ihrer Loge erſchienen. Marie Antoinette ließ dieſes Verbot aufheben. Nie hatte ſich ſonſt der Hof unter das Volk gemiſcht, die junge Königin ſuchte das, ſcherzte und lachte mit der Menge. In jener Periode warf das alle Schranken über den Haufen, gab der Liber-tinage alle Zügel frei. Das Säculum war zu ſchlecht, zu verderbt, als daß es Maaß zu halten im Stande geweſen wäre. Es ſchäumte überall über, trug überall hin ſeinen Geifer und Schmutz.

Um dies zu vergegenwärtigen, braucht man nur auf die Sprache der damaligen Dichtung und Schmeichelei, auf den Styl der Kunſt zu ſehen. Da iſt überall ſcham- und zuchtloſe Ueberladung, nackte Frivolität, ſchlüpfriger Ausdruck. Die Malerin Lebrun hatte Marie Antoinette im weißen Kleide und ſo entblößt gemalt, daß es hieß: ſie hätte ohne Hemde dazu geſeſſen. Bildhauer meißelten ſie in Geſtalt einer Nymphe. In Verſen ward ſie hundertmal mit Venus und allen lachenden Göttinnen der Griechen verglichen. Die Zuckerfiguren, die man für das Deſſert auf die königlichen Tafeln ſtellte, waren ſo indecent, daß ſie für die Königin beleidigend erſcheinen mußten.

So etwas mußte ſelbſtverſtändlich den Reſpect ſehr vermindern und die heilige Scheu vor dem Königspaar ſchwinden machen. Dieſes Königspaar hätte wüſter, liederlicher leben können als alle ſeine Vorgänger und Vorgängerinnen, niemand hätte danach gefragt, wäre das alte Régime weiter gegangen, wäre eiſern und ſtreng fortregiert worden. Allein, da man ein neues Regiment einführte, den Druck aufhob, ſich nachſichtig und duldſam erwies, ſo wucherte nun alles Böſe, Ungeheuerliche, das lange geduckt und im Finſtern geſeſſen, üppig zum Lichte empor. Unter guten Herrſchern ſchießt ſo oft die Saat der ſchlimmen, das Unkraut der Tyrannen in Blüthe. „Wenn man die Haupturſache von dem Unglück Ludwig's XVI. und Marie Antoinetten's erfahren will,“ ſchreibt ſehr richtig ein franzöſiſcher Hiſtoriker, „ſo muß man ſie in den Leidenſchaften ſuchen, denen der Hof zum Heerd diente, und in dem Verderbniß des ganzen Jahrhunderts.“

Auf die Königin aber entluden ſich die erſten Stürme, die erſten Hagelwetter der Revolution, weil ſie alles neben ſich überragte und weil es eine Partei zu Verſailles gab, die es gern ſah, wenn ſie ſich in Tändeleien und frivoler Unterhaltung erging. Das zog ſie doch ab von der Politik, in der dieſe Menſchen ſie einigermaßen fürchten mochten. Sie hing an Oeſterreich, war energiſch, lebhaft, heftig. Sie konnte den Miniſtern ſehr unbequem werden. Als der

Miniſter Fürſt Montbarrey einem ihrer Günſtlinge nicht ſofort auf ihren Wunſch eine Oberſtenſtelle geben wollte, machte ſie ihm einen entſetzlichen Auftritt.

Dieſe Leute hielten ſich die Königin daher ſo fern wie möglich und meinten ihr noch einen Dienſt zu erweiſen, wenn ſie es erlaubten, daß man über ihr übermüthiges und leichtfertiges Treiben ſkandaliſirte, weil ſie der Anſicht waren, es würde alsdann das Volk nicht glauben, daß ſie Einfluß auf die Regierung habe, und ſie darum weniger haſſen.

Nur dieſer kurzſichtigen Anſchauung iſt es zuzuſchreiben, daß man ſie ruhig gewähren ließ, daß man ihren Launen und Einfällen nachgab, daß der König nicht Einſpruch dagegen erhob. Freilich war dieſe Maxime dem phlegmatiſchen Monarchen, der ſich nicht gern incommodirte oder durch Zorn und Entrüſtung in geiſtige Unkoſten ſetzte, auch die bequemſte. Er war, wie Renée ſagt und wir wiederholen, um damit die von uns ausgeſprochenen Anſichten zu belegen und zu verſtärken, ohne Seelengröße, ohne alles Preſtige, ohne den Geiſt und die Formen des Hofes, ſchweigſam, drückend im nähern Umgang und oft den Ausbrüchen übler Launen gehorchend; ebenſo in Verlegenheit geſetzt durch ſein Weib wie ſeine Krone, weder durch Naturanlagen noch Erziehung der Königin ähnlich. Während ſie, umgeben von einer glänzenden Geſellſchaft, luſtig dahin-

gaukelte, theilte der König ſeine Zeit zwiſchen Handarbeiten und der Jagd, ſeinem einzigen Vergnügen, das im Geſchmack des Königthums war.

Im übrigen war er Kleinbürger und Philiſter. Er ſchrieb genau ſeine beſondern Ausgaben auf und führte mit eigener Hand ein Tagebuch, aus dem man erſieht, daß er ſogar in der Lotterie geſpielt und mehrmals kleine Summen gewonnen hat.

Für die Zeit und ihre Gefahren beſaß er kein Verſtändniß. Er wußte weder ſein Königreich, noch ſeine Familie, nicht einmal ſich ſelbſt zu vertheidigen. Widerſtandslos gab er ſich dem Verhängniß hin, dem zu begegnen ihm und dem Königthum alle Kraft gebrach.

Die Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" iſt einer der vielen Beweiſe dafür.

Ludwig hatte die Komödie geleſen und darüber geäußert: „Das iſt ein abſcheuliches Werk! Das darf niemals aufgeführt werden. Man müßte die Baſtille zuvor zerſtören, damit die Darſtellung dieſes Luſtſpiels nicht als gefährliche Inconſequenz erſcheine. Dieſer Autor zerrt alles in den Staub, was man in einem Staat noch heilig halten muß."

Trotz deſſen wagte Vaudreuil dieſes Drama, dieſe dramatiſirte Encyklopädie, doch in ſeinem Landhauſe aufführen zu laſſen und alle Welt davon reden zu machen.

Ludwig, ſtatt den Höfling zu beſtrafen und mit ſeiner Ungnade zu belaſten, Ludwig ließ ſich ſogar beſchwatzen, die Repräſentation unter ſeinen eigenen Augen und mit Betheiligung ſeines Bruders Artois und ſeiner Gemahlin ſtattfinden zu laſſen.

„Laſſe man die Königin immerhin dieſe neue Thorheit begehen,“ hieß es, „das beweiſt dem Publikum, daß ſie ihre Zeit mit andern Dingen als mit der Politik ausfüllt. Man wird darüber ſeine Bemerkungen, ſeine Witze, ſeine Liedchen machen: nur zu! Dieſe Spielereien ſchaden nicht, ſind gänzlich ungefährlich.“

Nur dadurch erklärt ſich, das man unter Maurepas, unter Vergennes den Satyren, den Chanſons, dem Gift der Pasquille, dem Lachen das Sarkasmus und den Verleumdungen, die man unter den andern Ludwigs in den Kerkern erſtickte, völlig freien Spielraum gab, daß man ſie beinahe aufmunterte und begünſtigte. Man glaubte unter dem Singen der Spottdroſſeln deſto ruhiger und ungeſtörter wirthſchaften zu können. So kam es, daß, während Marie Antoinette ſich in Trianon mit ihrer leichtfertigen Geſellſchaft amuſirte, in Paris ihr düſteres Geſchick ſich zu entfalten begann.

Der erſte ungeheure Donnerſchlag, der es verkündete, war der berüchtigte Halsbandproceß oder genauer geſagt: der Proceß der Königin.

Daß die Königin unſchuldig daran iſt, weiß heute alle Welt. Das Ganze iſt ein freches Gaukelſpiel, das eine liederliche Coterie von Menſchen, offenkundige Phrynen und ehrloſe Abenteurer mit einem ruinirten, verlebten, laſterhaften Würdenträger der Kirche ſpielten.

Der Cardinal von Rohan, der, wie wir bereits geſehen haben, von jeher für Mutter und Tochter von Oeſterreich ein Gegenſtand der Sorge und Befürchtung geweſen, und in welchem Maria Thereſia ſchon früh einen „grauſamen Feind," einen Dämon ihres Hauſes erkannte, von deſſen „verwerflichen Grundſätzen" das Schlimmſte zu befürchten ſei, der Cardinal von Rohan, den man am Hofe haßte, aber doch in eine feſte Stellung zu dieſem treten ließ (er war Almoſenier des Königs), fühlte ſchwer die Ungnade, in der er ſich befand, und brannte darauf, mit der königlichen Familie von Frankreich ſeinen Frieden zu machen. Er war lüſtern danach eine Rolle zu ſpielen, und hauptſächlich wohl ſehnte ſich ſein im ſinnlichen Genuſſe aufgehendes Herz nach den vielbeſprochenen und ſo reizend geſchilderten Feſten von Trianon.

Dieſen Umſtand benutzte eine intriguante, ſittenloſe Frau, die von einem Baſtard Heinrich II. abſtammen wollte und ſich Gräfin von Lamotte-Valois nannte, um mit dem albernen Menſchen ihr Spiel zu treiben.

Sie hatte von einem Diamantenſchmucke gehört, den die pariſer Hofjuweliere Boehmer und Baſſange der Königin

zum Kauf angeboten und den dieſe abgelehnt hatte. Nun machte ſie ſich den Spaß, dem geiſtig verkommenen und liederlichen Prieſter einzubilden, daß Marie Antoinette dieſes Halsband doch gern beſitzen und Dem ihre ganz beſondere Gunſt ſchenken würde, der ſich herbeiließe, es ihr heimlich derart zu kaufen, daß ſie den Preis in einzelnen Raten abzutragen im Stande ſei. Um den Cardinal ſeiner Sache ſicher zu machen, ließ ſie im Dunkel der Nacht, in einem verſchwiegenen Bosquet zu Verſailles ein übelberüchtigtes Mädchen als Königin erſcheinen, die dem Cardinal eine Roſe geben und ſich von ihm die Füße küſſen laſſen mußte.

Nach dieſer Scene ſäumte Prinz Rohan nicht, ſich auf den gewünſchten Kauf einzulaſſen und den Schmuck den Händen der Lamotte zu überreichen, die ihn nach London brachte und daſelbſt natürlich zu Gelde machte. Als ſpäter dann die Hofjuweliere auf Bezahlung der erſten Rate drangen, Rohan dieſe nicht aufbringen konnte und man ſich infolge deſſen direct an die Königin wendete, kam die Angelegenheit an die Oeffentlichkeit und auf Wunſch des Hofes vor die Gerichte.

Feuillet de Conches nennt mit Recht dieſen Halsband-proceß den erſten Zug an der Sturmglocke der Revolution. Er wurde aus zweierlei Urſachen für die Königin verderblich: einmal, weil er allen Feindſchaften gegen dieſe einen Mittelpunkt, das Zeichen zum gleichzeitigen und all-

gemeinen Ausbruch gab, und dann, weil Marie Antoinette in der That nicht völlig vorwurfsfrei erklärt werden kann.

Wir haben bereits ihr Leben so weit geschildert, daß unsere Leser das zu begreifen im Stande sein werden. Nichtsdestoweniger dürfen wir es an dieser Stelle nicht unterlassen, noch mit ein paar näher eingehenden Worten darauf zurückzukommen.

Wir ließen es uns bereits angelegen sein, den Umgang und die Gesellschaft der Königin zu schildern. Daß beide gewählt und geistreich gewesen, ließ sich nicht behaupten. Dabei bestanden sie nicht einmal aus dem wirklich hohen Adel Frankreichs; sie wurden der Mehrzahl nach aus Emporkömmlingen, Officieren und allerhand Leuten gebildet, die weder Namen noch irgend ein wirkliches Ansehen besaßen. Selbst die Polignacs hatten, ehe sie ihr Glück machten, in der Provinz in kümmerlichen Verhältnissen gelebt. Nun auf einmal wurden sie mit Titeln, mit Einkommen aller Art überschwemmt, nur weil die Gräfin Jules Polignac Liebling und Freundin der Königin geworden. Die Gräfin Jules Polignac muß nun freilich in der That ein schönes und liebenswürdiges Wesen gewesen sein, wenn auch keineswegs bedeutend. Mehr war das ihre Schwägerin, Diana Polignac, eine ziemlich häßliche und verwachsene Frau, die alles beherrschte und in Schrecken setzte durch ihre scharfe Zunge, ihre schneidenden Einfälle und Bemerkungen. Während

die Gräfin Jules alles bezauberte, regierte ſie alles. Sie hatte nur den Nutzen, den Vortheil ihrer Familie im Auge und unter allem Vergnügen, allem Taumel und Rauſch der Sinne, die ſich den Beſuchern des Hauſes boten, ſpann ſie fein und ſicher die Fäden und Netze, mit denen ſich der weltliche Wohlſtand der Ihrigen, das geſchichtliche Mißgeſchick der Königin zuſammenzog.

Daß die Königin von dieſen Menſchen zu vielen Mißgriffen und verderblichen Schritten verleitet wurde, liegt auf der Hand. Sie ſelbſt ſoll einmal geſeufzt haben: „Unter den Intriguen dieſes Hauſes ging mein Glück verloren. Königinnen ſind nur glücklich, wenn ſie ſich in gar nichts miſchen.“

Hier wurde ſie aber zu dieſer Einmiſchung förmlich angelernt. Man mißbrauchte ſie, um ehrgeizige Pläne und Wünſche auszuführen, denn weder ſie noch der König hatten den Muth, ſich dem Willen der Gräfin Diana zu widerſetzen: ſie war eine Zeit lang ganz in der Stille die mächtigſte Perſon des Königreichs.

Um es aber zu bleiben, um im Verborgenen weiter walten zu können, mußte man die Königin immer mehr und mehr berauſchen, immer ſtärker und ſtärker umſtricken. Konnte man es dazu bringen, daß ſie ſich etwas vorzuwerfen hatte, ſo durfte man vollends das Spiel für gewonnen erachten, denn dann war ſie vollſtändig in

der Gewalt dieſer Menſchen, beſonders in der der Gräfin Diana.

Wir wollen die Königin nicht verurtheilen; aber ohne alle und jede Schuld wird ſie ſich kaum erfinden laſſen. Selbſt der vorſichtige, milde Renée ſagt doch von ihr: „Jung und reizend, Liebhaberin leichter Ergötzlichkeiten, einem Gatten zur Seite gegeben, der ihr nur wenig zuſagte, umſchwärmt von glänzenden Männern, die ſie beſtürmten, wurde ſie ohne Zweifel manchen gefährlichen Erregungen ausgeſetzt. Mehr als einmal wenigſtens ververgaß ſie ihren Stolz, dieſen Keuſchheitswächter der Königinnen.“

Die Maſſe von Liebhabern, die man ihr giebt, iſt vielleicht der beſte Beweis, daß ſie keinen gehabt. Aber daß ſie ſich zu Zeiten etwas vergeben, mit ihrer Gunſt, ihrer Freundſchaft allzu freigebig geweſen, das wird ſich nicht leugnen laſſen. Zu dieſer Annahme berechtigt ihre ganze Art und Weiſe zu leben. Man ſah ſie oft ganz allein im Cabriolet, deſſen Pferd ſie ſelber lenkte. Sie ging zuweilen zu Fuß von Verſailles nach Trianon, ein Körbchen in der Hand und nur von einem einzigen Diener gefolgt. Gondel- und Schlittenfahrten zu ungewohnten Stunden waren nichts Seltenes.

„Ludwig XIV.,“ ſchrieb der Marquis von Mirabeau, dieſer Humoriſt des alten Frankreich, „würde ein curioſes

Geſicht machen, wenn er das Weib ſeines Enkelſohnes in Bauernanzug und Schürze, ohne Gefolge, ohne Pagen, kurz ohne jede Begleitung durch ein königliches Sommerſchloß und deſſen Park dahinſchweifen und dem erſten beſten Vorübergehenden im Frack die Hand reichen ſähe, die ihm jener glorreiche Monarch nur bis zum Fuß der Treppe und auch dann nur gereicht haben würde, wenn ihm das Podagra die Unterſtützung eines jeden zur Pflicht gemacht.“

Dieſe Auslaſſung des hitzköpfigen Edelmanns, der ſeinen Sohn durch ſeine gewaltſame Erziehung recht eigentlich für die Revolution heranbildete und welcher ſelbſt einmal phrophetiſch äußerte, „daß das Jahrhundert für Leute von deſſen Schlage mit Rieſenſchritten herankomme,“ giebt die Entrüſtung des Adels recht aus dem Grunde zu erkennen und deutet an, welche Extravaganzen man der Königin zuzutrauen aufgelegt und im Stande war.

Es mußte ihr jedenfalls viel Gravirendes nachgeſagt worden ſein, damit ein Rohan zu dem Glauben kommen konnte: ſie werde ſich herbeilaſſen, ihm im Dunkel, an einer abgelegenen Stelle im verſailler Park ein heimliches Stelldichein zu geben. Ehe ſelbſt ein ſo ſtupider, armſeliger Wüſtling wie dieſer Coadjutor ſo etwas ſich einzubilden vermochte, mußte ihr guter Ruf allerdings ſchon Schaden gelitten und durch den Schmutz der chronique scandaleuse geſchleift worden ſein.

Daß dies immerhin einigermaßen der Fall, belegen außerdem nicht nur die Warnungen Maria Thereſia's, ſondern auch ein Brief Joſeph's, den Arneth mittheilt und welcher aus dem Franzöſiſchen überſetzt etwa folgendermaßen lautet: „Als Königin haben Sie einen erhabenen Beruf; Sie müſſen ſeine Obliegenheiten erfüllen. Der Anſtand, die Hofſitte und der Schein ſollen beſonders in Betracht gezogen werden. Die Achtung, die das innere Gebaren des Hofes einflößt, und der Anſtand ſind wichtig; ſie beſtimmen zu zwei Drittheilen die öffentliche Meinung. Ihr Benehmen ſoll das der Perſonen Ihresgleichen nachahmen. Betrachten Sie alle Königinnen in Europa und erkundigen Sie ſich nach dem Leben, das ſie führen; vergleichen Sie deren Alter und Verhältniſſe mit den Ihrigen; nehmen Sie Rückſicht auf die Nation, in deren Mitte Sie leben, und ich glaube, Sie werden manche Schwierigkeiten und manche Vortheile finden in dem Leben, welches Sie führen. Nehmen Sie beiſpielsweiſe die Kaiſerin, die 60 Jahre alt und Wittwe iſt. Sehen Sie, welche Beſchränkungen ſie ſich auferlegt und wie ſie den Anſtand zu wahren weiß. Das iſt nicht gleichgültig. Iſt Ihre Art und Weiſe nicht etwas zu leicht? Haben Sie nicht einige jener Manieren angenommen, die gerade in dem Augenblicke die herrſchenden waren, als Sie an den Hof kamen, oder die einiger Damen, die, obwohl ſehr liebenswürdig und achtungswerth, Ihnen dennoch

nicht als Modell dienen können, weil Sie außerhalb Ihres Standes nach keinem ſuchen ſollen? Je ernſter der König iſt, deſto mehr muß auch der Hof das Gepräge des Ernſtes tragen. Haben Sie die Folgen Ihrer Beſuche bei jenen Damen, die bei ſich alle Art von Geſellſchaft empfangen, und deren Charakter nicht geachtet iſt, wohl erwogen? Haben Sie auch über den Eindruck nachgedacht, den Ihre Bekanntſchaften und Verbindungen mit nicht ganz vorwurfsfreien und zuverläſſigen Perſonen auf das Publikum machen können und machen müſſen, da Sie dadurch entweder den Anſchein erhalten, als ob Sie das Laſter duldeten und theilten, was Ihnen ſelbſt in den Augen verderbter Menſchen ſchaden muß, die gezwungen ſind, die Tugend zu lieben und zu achten, oder Sie in freiwilliger Verblendung bleiben und Gefahr laufen, von dem Gift zu koſten, davon verblendet und endlich verſchlungen zu werden; man beurtheilt ganz richtig die Leute nach ihren Neigungen und ihren Verbindungen.

„Wenn jene Perſonen Sie verriethen und dasjenige, was Sie Ihnen im Vertrauen mitgetheilt, durch Ihre Schwäche bekannt würde, ſo wären Sie ſehr zu beklagen und ſicherlich die letzte, die es erfahren und etwas davon bemerken würde; denn jedermann würde ſich ſorgfältig bemühen, es Ihnen zu verbergen, was nur dazu beitrüge, daß ſich das Ungünſtige noch mehr in der öffentlichen Meinung

eingräbt. Die Wahl der Freunde und Freundinnen iſt ſehr ſchwer, beſonders in Ihrer Stellung; Sie ſollten trachten, ſich mit gebildeten und verlaßbaren Leuten zu umgeben, die frei von jedem Wunſch und Ehrgeiz ſind. Die Wahl iſt ſchwer; aber laſſen Sie ſich durch ihre Schwierigkeiten nicht abſchrecken; ſtreben Sie, daß ſie Ihnen mit Hülfe der Geduld und Ausdauer gelingt, denn die Sache iſt viel zu wünſchenswerth, ſowohl für Sie als auch für den König.

„Bedenken Sie ebenfalls die Ungelegenheiten, die Ihnen ſchon auf den Bällen der Oper und bei den mannigfachen Abenteuern begegnet ſind, wie Sie mir ſelbſt erzählt haben. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß dies von allen Vergnügungen unzweifelhaft das unpaſſendſte in jeder Form iſt, beſonders unpaſſend aber in der Form, wie Sie dieſe Bälle beſuchen, denn das Monſieur Sie dabei begleitet, will durchaus nichts ſagen. Sie wollen dort unbekannt ſein und eine andere Perſon vorſtellen? Glauben Sie, daß man Sie nicht erkennt, und daß die Worte, die man Ihnen zuwirft, nicht gemacht ſind, um von Ihnen gehört zu werden? Man will Sie unterhalten und Sie glauben machen, daß man die Worte nur abſichtslos hingeworfen habe; ſie ſind aber ganz wohl auf Effect berechnet. Wenn man Sie jedoch nicht während des Balles erkennt, ſo erfährt man Ihre Anweſenheit auf demſelben doch

ſicher des andern Tags, und Sie ſelbſt tragen wohl obenein noch Sorge, Ihre Ballabenteuer zu erzählen. Was ſuchen Sie dort? Eine anſtändige Converſation? Sie können dieſe mit Ihren Freundinnen, die durch ihre Masken verhindert ſind, unmöglich dort finden. Zu tanzen vermögen Sie ebenfalls nicht; und Abenteuer ſuchen und ſich unter zügelloſe Männer und Frauenzimmer mengen, unanſtändige Worte anhören, und deren vielleicht auch einige zum beſten geben! Wie unziemlich!

„Indem ich Ihnen, meine theuerſte Schweſter, den Geſchmack an vielen ſogenannten Vergnügungen rauben möchte, will ich es wagen, Ihnen eine andere an deren Stelle zu empfehlen, die reichlich alle andern erſetzt. Das iſt die Lektüre. Ich bitte, ſehen Sie dieſen Gegenſtand als einen der wichtigſten an und wählen Sie ſolche Bücher, die Sie zum Nachdenken bewegen und Ihnen Belehrung verſchaffen. Dieſe Zuflucht bleibt Ihnen allein während Ihres ganzen Lebens, bei allen Gelegenheiten und in allen Verhältniſſen; ſuchen Sie Erholung bei ihr während einiger Stunden des Tages, aber nicht allein; trachten Sie, mit einem vernünftigen und ergebenen Manne zuſammen zu leſen, um über die Lektüre ſprechen und die nöthigen Anwendungen davon machen zu können. Sie werden Geſchmack daran finden, Sie werden nicht mehr Zerſtreuung ſuchen oder ihr gar nachlaufen müſſen, oder gefährliche Geſellſchaften, die

Sie ſelbſt verachten, aufſuchen, um die Zeit zu tödten. Die Lektüre wird Ihnen alles erſetzen und die zwei Stunden, die Sie vielleicht damit zubringen, werden Ihnen genug ſein, um nachzudenken und in Ihrem Scharfſinn zu finden, was Sie während der übrigen zweiundzwanzig Stunden zu thun oder zu laſſen haben. Dieſen einen und weſentlichen Punkt kann ich Ihnen nicht genug empfehlen; wenn ich den werde feſtgeſtellt wiſſen, ſo werde ich faſt Ihr Lebensglück geſichert glauben, das ich ſo gern durch meine glühenden Wünſche ſicherte; ich zittere darum; denn ſo kann es auf die Dauer nicht gehen, und die Umwälzung wird grauſam ſein, wenn Sie ſelbſt von vornherein ihr nicht eine veränderte Richtung geben (et la révolution sera cruelle si vous ne la prèparez).«

Dieſe Auslaſſungen ſind ohne Zweifel zu reſpectiren und müſſen auch dem begeiſtertſten Anhänger Marie Antoinettens bekunden, daß jedenfalls ihr Benehmen nicht völlig vorwurfsfrei geweſen iſt.

Daß nun der Halsbandproceß dafür aber den offenbaren Beleg lieferte, machte dieſen eben für Marie Antoinette ſo furchtbar, compromittirte ſie in den Augen von Europa und gab ihren Verleumdern und Anklägern gewonnenes Spiel. Von hier datirt ihr Untergang; ihr Fuß hat damit die ſchiefe Ebene des Verhängniſſes beſchritten, ihr Name ein unauslöſchliches Brandmal erhalten.

Der Ausgang des Proceſſes war die erſte öffentliche Niederlage, welche die Königin erlitt. Nur die Lamotte wurde verurtheilt, der Cardinal dagegen freigeſprochen, trotzdem Marie Antoinette und ihr Anhang alles aufgeboten, den letztern mit zu vernichten. Die Tochter Marie Thereſia's hatte einen alten Groll gegen dieſen Kirchenfürſten und wünſchte ihn ihrer Ehre zum Opfer gebracht. Daß ſie das nicht durchſetzte, mußte ſie im Innerſten kränken und ihr den Beweis geben, daß die Stimmung im Volk bereits umgeſprungen und gegen ſie war. Das Jauchzen und Applaudiren, das bei der Freiſprechung Rohan's erſcholl, war ein Verdammungsurtheil der Königin. Man brach damit den Stab über ihr ſeitheriges Leben, man ließ deutlich erkennen, daß man ſie für galant und leichtſinnig hielt.

Daß dies ein entſetzlicher Schlag für ſie war, wer könnte und möchte das zu leugnen unternehmen? Sie ſah ſich angeklagt durch die Nation, von der Ariſtokratie befeindet. Von jeher war am Hofe, wie wir geſehen, faſt alle Welt gegen ſie geweſen. Die Tanten, die Couſinen, die alte Ariſtokratie hatten ihre Moden, ihr Benehmen, ihre Vergnügungen ſcharf kritiſirt. Dieſe ſcharfe Kritik hatte immer weiter um ſich gegriffen. Erſt hatten die Geſellſchaften, die pariſer Cirkel ſie getheilt; dann war ſie bis auf die Bretter der Bühne gegangen. Carlin, ein bei Hofe

und Stadt ſehr beliebter Harlekin, ſchmückte eines ſchönen Abends ſeine Narrenkappe mit einer mächtig langen Feder, mit der er that, als ob er überall hängen bliebe oder Anſtoß erregte. Es war dies zur Zeit, da Marie Antoinette ihren Kopfputz aus ungeheuern Federn herſtellen ließ. Im Jahre 1777 ahmte man im Palaistheater zu Verſailles ungeſcheut die Manieren und das Weſen der Königin und des Grafen von Artois bei Gelegenheit eines Eſelwettlaufs zu Fontainebleau nach.

So verbreitete ſich der Widerſtand gegen die Königin mehr und mehr, ſo nahm er immer größere Dimenſionen an. Mit dem Halsbandproceß endlich hatte er ſeine Höhe erreicht, war er allgemein und bis zu einem gewiſſen Grade ſiegreich geworden: er hatte ſo zu ſagen ſein Opfer auf die Schulter geklopft.

Wir haben bis hierher die Lichtſeite im Leben Marie Antoinettens gezeigt: wir kommen jetzt zur Schattenſeite. Die heitern Tage, die galanten Scherze, die idylliſchen Feſte, das Lachen beginnen zu verſtummen, die trüben Stunden, der Schmerz und die Thränen fangen an ſich einzuſtellen. Man hat zum erſten Mal im Halsbandproceß das Murren des Volks vernommen.

Das Volk, wie wir bereits früher geſagt, hat von Ludwig XVI. das Außerordentlichſte, es hat geradezu Wunder von ihm erwartet. Es erwartete Frankreichs Glück

von ihm. Das Huhn, das, nach der Sage, von Heinrich IV. dem Topf jedes Franzoſen verſprochen worden, ſollte er endlich ſchaffen. Ein Chanſon von 1774 ſingt bedeutſam genug:

Das Huhn, das man uns lang' verſprochen,
Nun endlich thut es in den Krug.
Zeit wahrlich wird's, daß wir es kochen,
Gerupft hat man es lang' genug!

Man hatte eine gute Vormeinung von Ludwig gehabt und dazu auch allen Grund. Er war entſchieden der rechtſchaffenſte, anſtändigſte Mann, der ſeit lange auf den franzöſiſchen Thron gekommen. Aber um auf dieſem ein anderer Titus zu werden, gebrach es ihm an Geiſt, an Entſchloſſenheit und Thatkraft. Er wollte das Neue und Gute, ohne es indeß auch zugleich zu thun und durchzuſetzen. Er meinte in ſeiner bequemen Art, daß ſich das von ſelber machen würde. Er unterließ es, die Initiative zu ergreifen, d. h. an die Spitze der Bewegung zu treten.

Eine Weile ließ ihn das Volk gewähren und harrte; es freute ſich, daß man die Tortur, die Reſte der Leibeigenſchaft und manches andere Veraltete abſchaffte, daß man in Paris ein Leihhaus und eine Discontokaſſe einrichtete; aber das alles war nicht genug; noch immer übten die Ariſtokratie und die Parlamente alten Styls einen mächtigen Druck und Widerſtand aus und ſo kam es, daß,

als nach dieſen Seiten hin etwas Wichtiges, Durchgreifendes nicht geſchah, die Bevölkerung endlich die Geduld verlor und anfing ſchwierig zu werden. Die erſten Anzeichen dieſes Schwierigwerdens trafen jedoch und mußten die Königin treffen, weil dieſe ſich am meiſten exponirt und zum Theil durch die Feindſchaften, die ſie ſich gemacht, zum Theil durch eine kopfloſe Regierung zum Opfer prädeſtinirt wurde. Es iſt traurig genug, daß ihre eigene Mutter, wie wir bereits angedeutet, zu dieſer Prädeſtination das Ihrige beigetragen. Maria Thereſia war eine reſolute Frau, eine Frau, die in Sachen der Politik ſich wenig vom Gefühl beſtimmen ließ. Ihr eigener Mann, ihr Sohn Joſeph, alle ihre übrigen Kinder mußten ihren eiſernen Willen oft und ſchwer genug empfinden. Hatte die Erzherzogin Charlotte, als ſie Ferdinand I., den König beider Sicilien, heirathete, nicht geſagt, „daß man ſie in's Meer geworfen“? Marie Antoinette war zu Zeiten verſucht, daſſelbe zu äußern. Daß ihre Heirath ein Werk der Politik, dürfte ſich ihr entſchieden ſehr bald herausgeſtellt haben. Die kaiſerliche Mutter hat ſie wenigſtens nie darüber in Zweifel gelaſſen. So oft es ſich um Staatsangelegenheiten handelt in ihrem Briefwechſel mit der Tochter in Paris, kennt ſie nur Einen Geſichtspunkt, die Erhaltung des Beſtehenden, insbeſondere die Erhaltung des franzöſiſch-öſterreichiſchen Bündniſſes. Bereits in ihrem

erſten Briefe nach der Thronbeſteigung der Tochter mahnt ſie: „Sehen Sie alles mit eigenen Augen, verändern Sie nichts, laſſen Sie alles in derſelben Weiſe fortgehen, oder das Chaos und die Intriguen werden unüberſteiglich und Sie ſtürzen ſich in Unruhen, aus denen Sie nicht wieder herauskommen. Ich kann darüber aus Erfahrung ſprechen. Das Intereſſe unſerer beiden Staaten fordert, daß wir zu unſern Familienbanden Gleichheit der Intereſſen fügen.“

Die heilige Religion und das Wohl Oeſterreichs und Frankreichs verlangten das engſte Bündniß, erörtert ſie oft. Als der eigene Sohn der Kaiſerin durch ſeine Anſchläge auf Baiern einen Conflict hervorruft, bei dem die franzöſiſchen Intereſſen gegen Oeſterreich ſprechen, wiederholt Maria Thereſia dieſelben Maximen. „Unſere Intereſſen ſind dieſelben!“ darauf kommt ſie auch jetzt wieder zurück. „Wir werden einer nach dem andern zu Boden geworfen, wenn wir nicht durch unſere Feſtigkeit einen allgemeinen Umſturz verhüten.“ Und doch war in dieſem Falle Joſeph II. der Mann des Umſturzes und Friedrich der Große der Hüter des Beſtehenden.

Dieſe Begriffsverwechſelung der Mutter entgeht der Tochter völlig, vielleicht ſchon deswegen, weil die letztere, um die Kaiſerin vergeſſen zu machen, daß ſie ſo wenig von ihren Vorſchriften in Betreff ihres Lebens, ihres Umganges befolgt, ihr zum Theil nicht einmal darauf

antwortet, ihr um ſo befliſſener in dieſer Beziehung zu Willen iſt. Sie hat damals wenig Einſicht in die Politik gehabt, ſich faſt gar nicht darum bekümmert, ſie war ihr jene Hecuba des Schauſpielers im „Hamlet“; es wird ihr unter ſolchen Umſtänden nicht ſchwer geworden ſein, bei ihrem Gatten, bei den Miniſtern für Oeſterreich zu wirken und ſich dadurch mit den Intereſſen Frankreichs in Widerſpruch zu ſetzen. Sie hatte damals noch eine ſo gute Meinung von Frankreich. Als Maria Thereſia von dem ſchlechten Geiſt ſpricht, der um ſich greift, als ſie ſchreibt: „Ein Geiſt der Meuterei beginnt ſich überall einzuniſten, das iſt die Folge unſeres aufgeklärten Jahrhunderts. Die Verſchlechterung der Sitten und die Gleichgültigkeit gegen alles, was auf unſern heiligen Glauben Bezug hat, ſind die Urſachen aller unſerer Uebel“ — da antwortete Marie Antoinette: „Meine theuere Mama ſpricht mit Recht gegen den franzöſiſchen Leichtſinn, aber ich bin wahrhaft betrübt darüber, daß ſie deswegen Abneigung gegen die Nation faßt. Ihr Charakter iſt unbeſtändig, aber nicht ſchlecht; die Federn und die Zungen ſagen viele Dinge, von denen das Herz nichts weiß. Der Beweis, daß ſie nicht haſſen, liegt darin, daß ſie bei der kleinſten Gelegenheit Gutes ſagen und mehr loben als man verdient. Das habe ich ſo eben erfahren. In dem Palaſt, wo in Paris die Proceſſe entſchieden werden, hat eine ſchreckliche Feuers-

brunſt ſtattgefunden. An demſelben Tage wollte ich in die Oper fahren, unterließ es aber und ſchickte 200 Louisd'or für die dringendſten Bedürfniſſe ein. Augenblicklich haben dieſelben Leute, die über mich ſprachen und Spottlieder ſangen, mich zu den Wolken erhoben."

Damals nannte die Königin die Franzoſen noch ihre „lieben böſen Unterthanen" („mes charmants vilains sujets"), obſchon dieſe bereits anfingen, ſie als „die Oeſterreicherin" zu bezeichnen, eine Bezeichnung, die ihr ſpäter ſo fürchterlich in die Ohren gellen und ſo verderblich werden ſollte, werden mußte. Sie war keine Perſon, die ſich unterordnen und fügen konnte; einem glorreichen und ſtolzen Geſchlechte entſproſſen und von ihrer Mutter beſtändig angeſpornt und aufgemuntert, ſich in die Angelegenheiten des Staats einzumiſchen, umringt von leichtfertigen Menſchen, Glücksrittern und Schmeichlern, einem Gatten zur Seite geſtellt, der ihrem Geiſt, ihrem ebenſo imponirenden wie verführeriſchen Weſen wenig oder nichts entgegenzuſetzen hatte, mußte ſie unausbleiblich, nachdem der erſte Rauſch ihres Hoflebens verflogen und der Ernſt der Zeit ſie berührt, die Zügel des Regiments an ſich zu reißen beginnen. Die erſte Bedingung hierfür war die Wahl der Miniſter, bei der ſie jetzt ein mächtiges Wort mitzuſprechen begann. Ein Mann wie Calonne mußte die Sache ihr leicht machen. Dieſer Staatskünſtler war der

echte Hofmann, ein politiſcher Tauſendſaſſa, für den es keinerlei Schwierigkeiten gab und der für alles ein Bonmot und ein Lächeln, und was noch mehr war, beſtändig auch Geld hatte. Er ſelbſt gab die glänzendſten Feſte, kaufte für den Hof Saint-Cloud und Rambouillet, ſtreute Penſionen und Gratificationen aus, bezahlte die Schulden des Grafen Artois und befriedigte alle Launen der Königin. Nichts charakteriſirt ihn ſo ſehr als die Worte, die er auf ein Anliegen Marie Antoinettens geäußert hat und die folgendermaßen lauten: „Wenn die Sache möglich iſt, Madame, ſo iſt ſie gemacht, und wenn ſie unmöglich iſt — ſo wird ſie gemacht.“

Er war der geborene Fanfaron, der Großſprecher und Aufſchneider des Königthums, der gefährlichſte Staatsmann, den eine verfallende Monarchie finden konnte. Seine Verſchwendung, ſein Leichtſinn mußten ihr den Reſt geben, indeß er durch ſeinen guten Muth, ſeine unverwüſtliche Laune, ſeine Prahlereien unausgeſetzt darüber täuſchte.

So lange Vergennes ihm zur Seite ſtand, gingen die Dinge noch. Dieſer Miniſter bewies ſich vorſichtig, zögernd, unterrichtet. Er war gewiſſermaßen ein Dämpfer für allen Ueberſchwang Calonne's und der Königin. Leider ſtarb er am 13. Februar 1787, und Ludwig, welcher fühlen mochte, was er in dieſem Manne verlor,

rief an deſſem Grabe wehmüthig aus: „O, daß ich an ſeiner Seite läge!“

Calonne, der alles belächelte, mochte auch dieſe ſentimentale Regung belächeln. Am wenigſten dachte er daran den Verluſt zu bedauern. Was verlor er denn an Vergennes? Einen ernſten, ziemlich gewiſſenhaften Mitarbeiter allerdings. Aber ſeine langſame Art ſich zu entſchließen, zu bedenken, zu handeln, waren ihm ja oft läſtig genug geweſen. Vergennes wollte erſt alles prüfen, ſich von allem vergewiſſern. Welche Umſtändlichkeiten für einen Mann wie Calonne! Calonne verließ ſich auf ſein Glück, ſeine beſtechenden Manieren, ſeine kecken Griffe. Wegen eines Erſatzes in Bezug des Geſchiedenen zerbrach er ſich nicht lange den Kopf. Vergennes war nie ein Liebling der Königin geweſen; nun geſellte er ſich Montmorin bei und dachte wohl auch ſchon an den Erzbiſchof Loménie de Brienne, der einſt Choiſeul den Abbé von Vermond als Erzieher für Marie Antoinette vorgeſchlagen hatte. Dafür wollte dieſer ſich dankbar beweiſen, indem er bei jeder Gelegenheit ihn ſeiner Schülerin in Erinnerung brachte.

Daß er der Königin gefallen konnte, läßt ſich denken, wenn man vernimmt, daß er ein leichter, windiger Patron war, der muntere Gelage liebte und für ſein Leben gern Komödie ſpielte. Die Sucht Komödie zu ſpielen iſt ſchon aus dem alten Rom her ein beſtändiges Zeichen des

Verfalls. Ein Erzbiſchof, der ſich ein Theater hält und ſelbſt auf dieſem in allerhand lächerlichen Rollen erſchien, iſt wohl ein würdiger Vertreter eines ſolchen Verfalls. Er war der Miniſter, den Calonne und Marie Antoinette brauchten. Er fand und fügte ſich trefflich in die herrſchenden Verhältniſſe ein, die gerade damals brennend genug geworden.

Die Finanznoth hatte ihren höchſten Gipfel erreicht und war ſelbſt durch den in die Geſchäfte gerufenen, wohl erfahrenen Banquier Necker nicht mehr zu heben geweſen, da man gerade damals aus Rancune gegen England, mit dem man wegen der Seemacht hauptſächlich auf geſpanntem Fuße ſtand, auf beſondern Antrieb der Königin, den nordamerikaniſchen Freiheitskrieg unterſtützt hatte. Marie Antoinette, welche die leicht zu begeiſternde Jugend Frankreichs für die Unabhängigkeit der engliſchen Colonien ſich entflammen ſah, ließ ſich von dem Impulſe ergreifen und beeilte ſich, dem Aufſtande jenſeit des Oceans ihren Beiſtand zu Theil werden zu laſſen. Sie glaubte vielleicht, daß die Freiheit über dem Meere den alten Staaten Europas nicht gefährlich werden, ja, daß eine Begünſtigung derſelben die unruhigen Geiſter Frankreichs ablenken würde. Zu ſpät mußte ſie erkennen, daß ſie ſich geirrt, als ſie unter dem 9. April 1787 ſchrieb: „Theuer genug bezahlen wir heute unſere Freude und unſern Enthuſiasmus für den Krieg in Amerika. Die Stimme der rechtſchaffenen Menſchen

wird durch die große Menge und die Cabale erſtickt. Man geht von der eigentlichen Sache ab, um ſich an Worte zu heften und den Krieg gegen Perſonen zu vervielfachen. Die Aufrührer ruiniren lieber den Staat, als daß ſie auf ihre Intriguen verzichten.“

Sie hatte inzwiſchen einen zweiten herben Schlag erlitten. Calonne, als er die Schwierigkeiten von allen Seiten wachſen ſah, wollte die Laſt geſchickt auf andere Schultern werfen. Er beredete Ludwig und die Königin, die Notabeln zu berufen, was, wie er hervorhob, Heinrich IV. auch gethan, mit dem man ja, wie er wußte, Ludwig zu Anfang ſeiner Regierung oft verglichen hatte.

Der König konnte ſich zuerſt mit dieſer Idee gar nicht befreunden: es ſcheint, als ob er eine Ahnung deſſen gehabt, was er damit heraufbeſchwor. Aber gewohnt, ſich ſelbſt nicht zu trauen und andern nachzugeben, wenn ſie ihm auch Maßregeln vorſchlugen, die er nicht billigte, fügte er endlich ſich auch hierin, worin ſein Miniſter einen neuen, feſten Unterbau für das königliche Anſehen und die königliche Macht erkennen wollte, indem er demſelben ſchrieb: „Ich würde trotz allem und allem Ihr Vertrauen theilen, mein Herr, wenn die Erwähnung des Deficits nicht derart wäre, daß ſie die Geiſter beunruhigen muß. Doch will ich dieſe Befürchtung für mich behalten, denn um ſolche nicht zu erzeugen, iſt vor allem nöthig keine zu zeigen.“

So traten die Notabeln denn am 22. Februar 1787 zuſammen, beſtehend aus 7 Prinzen von Geblüt, 9 Herzogen und Pairs, 8 Marſchällen, 11 Erzbiſchöfen, 22 Edelleuten, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeiſtern, 37 Oberrichtern, 12 Abgeordneten der Pays d'Etats, dem Civillieutenant und 25 obrigkeitlichen Perſonen aus verſchiedenen Städten des Reichs.

Schon am 29. Januar hatte die Verſammlung eröffnet werden ſollen; aber die Eröffnung mußte verſchoben werden, weil Calonne durch Exceſſe bei ſeinen gewohnten Ausſchweifungen ſich unwohl gemacht und das Bett hüten muſte. Die ihm dadurch gegönnte Bedenkzeit benutzte er indeſen nicht, um ſein Verhalten zu erwägen und ſeinen Vortrag würdig vorzubereiten. Als die gewichtige Stunde gekommen, flatterte er, wie Monthyon berichtet, im Lichte ſchöner Damen und guter Freunde ſo unbeſorgt herum, daß, als der König bereits von ſeinem Thron herabgeſprochen, der dienſtthuende Huiſſier erſt ihn ſuchen gehen muſte, damit er ſeinen Vortrag halte.

Dieſen Vortrag ſelbſt nun hielt er in ganz ungezwungener, faſt plaudernder Weiſe. Was er las, war wie ein geiſtvoller Eſſay, wie eine allerliebſte Geſchichte, voll pikanter Einfälle und anmuthiger Wendungen. Man hätte ſagen können, daß es die Grazien ſelber geſchrieben. Aber freilich, auch die Grazien mit allem ihrem Liebreiz konnten

nicht vertuschen, daß das Deficit auf 115 Millionen angewachsen war. Diese Aufdeckung ging den Notabeln nahe und sie verlangten Rechenschaft, ein Verlangen, das den Minister empörte und denselben bestimmte, nun auch seine rauhe Seite herauszukehren. Da er sich die Geneigtheit der Versammlung nicht erschmeicheln konnte, wollte er sie sich ertrotzen.

So kam es zu lebhaften Auftritten und Verhandlungen und endlich zum vollständigen Bruch, hauptsächlich durch ein Manifest, das er in die Oeffentlichkeit warf und durch das er die Notabeln unpopulär machen wollte. Wie vielen gewandten Köpfen in ähnlichen Lagen, erging es auch ihm: in der Aufregung und Leidenschaft verließen ihn seine Anmuth, seine Launen, sein Esprit; er wurde gehässig, boshaft, plump.

Dagegen erhob sich ein allgemeiner Unwille, der den König, seine Freunde und seinen Anhang einschüchterten. Seine Stellung stand auf dem Spiele; dennoch würde er sich vielleicht noch gehalten haben, wenn nicht endlich die Königin gegen ihn aufgetreten wäre. Ludwig war bereit auf das große Wort und die kecke Dreistigkeit hin, mit welcher Calonne sein Ausscheiden oder das seines Gegners Miromesnil aus dem Ministerium forderte, den letztern zu opfern, als sich Marie Antoinette ins Mittel legte. Ihren Bitten, ihren Thränen gelang es, Calonne zu verdrängen, den sie

als unheilvoll erkannt und an seinen Platz jenen schon erwähnten Loménie de Brienne zu bringen, den sie schon früher neben Calonne zu sehen gewünscht hatte, und der nun an seine Stelle trat.

Mit ihm und seinem Genossen Breteuil siedelte jetzt so ziemlich der Sitz der Regierung nach Trianon über. Ludwig XVI. fühlte sich schon erschöpft: die Verhältnisse verwirrten ihn. Sein schwerfälliger Geist war dem raschen Umschwunge, der sich kundzugeben begann, nicht mehr gewachsen. Seine neuen Minister, die er sich hatte aufdrängen lassen, waren ihm zuwider. Loménie's leichte Sitten stießen ihn ab: er verstand nicht wie Calonne zu blenden, zu bestechen; auch ließ er allzu sehr ein gewisses Uebergewicht merken. Er glaubte ein anderer Richelieu zu sein und in Frankreich eine neue Epoche einzuführen. Und insofern, als er durch die Königin eingesetzt, sich auch hauptsächlich nach der Königin richtete, that er das denn allerdings. Unter seiner Leitung ergriff Marie Antoinette die Zügel der Herrschaft. Hatte sie inzwischen doch auch gelernt für wen. Sie war Mutter eines Dauphin geworden, in den Augen des Volks freilich zugleich auch Madame Deficit.

Das Deficit war selbstverständlich geblieben, trotz aller Finanzoperationen, die Loménie und sein Anhang vorschlugen. Umsonst versuchte man dies und jenes, umsonst

kam man mehrfach auf die Ideen Necker's zurück: die Zustände wollten nicht ruhiger, nicht beſſer werden. Lauter und lauter dagegen ertönte der Ruf nach den Reichsſtänden, den ſogenannten Etats-généraux.

Es war beſonders der Marquis von Lafayette, der ritterliche Paladin der Freiheit auf dem Feſtlande von Amerika, der nach ſeiner Rückkehr von daher dieſe Idee in Gunſt nahm, und weil er eine Art Liebling der Nation geworden, dieſelbe ſogleich auch populär machte. Die Königin, der König, Loménie und ſeine Anhänger wehrten ſich mit Händen und Füßen dagegen; man verwarf, verbot, verpönte die Idee, aber das alles half nicht: die Verſammlung der Notabeln war gewiſſermaßen nur ein Vorſpiel, eine Vorrede der Reichsſtände geweſen: man hatte den Reiz politiſcher Verhandlungen und Debatten gekoſtet, man konnte, man wollte ſich dieſes Vorrechts nicht wieder entſchlagen.

Die Zeitungen, die Geſellſchaften, die Parlamente machten für dieſelben Propaganda und erkannten ſie als das einzige Mittel, den Mißſtänden abzuhelfen. Die öffentliche Meinung forderte ſie laut und als man dieſe nicht hörte, entſtanden Unruhen an verſchiedenen Orten des Landes, vor allem auch in Paris.

Loménie gab ſich die Miene, das alles nicht zu fürchten; er verkündete laut, daß er auf einen Bürgerkrieg

gefaßt ſei, und daß der König, wenn er auch davor erbebte, doch zu gehorchen wiſſen werde.

Der König war in der That auch willig genug: er hatte ſich in ſein Schickſal gefunden und im Stillen, man darf es ſagen, faſt abgedankt. Er kümmerte ſich wenig um die Staatsgeſchäfte. Emſiger als ſonſt ſchloſſerte er; eifriger denn je ging er auf die Jagd. Wenn es nicht geſchah, ſchrieb er in das von ihm ſelbſt geführte Tagebuch ein kurzes verdroſſenes „Nichts“. Ein neuer, ſeltſamer Titus, war ihm jeder Tag verloren, an dem er nicht auf der Jagd geweſen. „Er führte“, wie Renée ſchreibt, „nur noch ein dumpfes organiſches Daſein; er hatte ganz das Temperament der Bourbonen: er aß ebenſo reichlich wie Ludwig XIV.; aber Ludwig XIV. war frei von jener Schläfrigkeit, die Ludwig XVI. infolge ſeiner ſtarken Mahlzeiten befiel und ihn ſogar in den Verdacht der Trunkenheit brachte.“

Die Campan erzählt, daß er im Genuß von Getränken durchaus nicht unmäßig geweſen, aber nach ſeinen Mahlzeiten überall einſchlief, ſei es im Salon, im Arbeitszimmer oder im Wagen geweſen. Beſonders, wenn er aus letzterm geſtiegen, ſei er gewöhnlich ſo verſchlafen geweſen, daß er ſich wie im Zuſtande der Trunkenheit befunden, was wahrſcheinlich zu dieſen Gerüchten Anlaß gab. —

Von dieſem Monarchen hatte Loménie de Brienne nichts zu befürchten, der war willig genug. Allein die Königin fing endlich doch an vor der Bewegung zu erſchrecken und ſich zu fragen, ob es denn nicht beſſer wäre, dem ſo entſchieden ausgeſprochenen Willen der Nation ſich zu fügen. Sie ſprach mit ihrem Miniſter darüber und ſiehe da! derſelbe Mann, der ſich immer auf ſein Syſtem geſtützt und behauptet, daß ihm dieſes hierin ein Nachgeben nicht geſtatte, witterte kaum den Umſchlag im Geiſte Marie Antoinette's, als er auch ſogleich ſich bereit erklärte, die Reichsſtände dennoch zu berufen.

Er that es in einem Erlaß vom 8. Auguſt 1788, worin er die Etats-généraux zum 1. Mai 1789 zuſammenbeſchied.

Er glaubte ſich dadurch bei der Königin neu befeſtigt; allein er hatte im Gegentheil dadurch nur deren Gunſt verloren, denn ſie hatte ſich von ſeiner Wetterwendigkeit hinreichend überzeugt und ließ ihn bald danach, trotz aller Schwenkungen, die er raſch noch machte, fallen, um ſich nun völlig Necker zuzuwenden. Necker war der Mann des Schickſals geworden, freilich ohne deswegen auch der der Königin geworden zu ſein, der er ohne Zweifel zu pedantiſch, zu moraliſirend, zu ſehr Geſchäftsmann war. Aber ſie ſah ein, daß man ſeiner bedurfte.

Necker erzählt in ſeinen „Memoiren“: „Ich begab mich nach Verſailles. Der König wünſchte mich im Gemach der Königin und in ihrer Gegenwart zu empfangen.“

Ohne die Königin unternahm und that Ludwig ſchon nichts mehr; ſie war bereits die Seele des Cabinets, die Leiterin des Staats, die ſich in einem verzweiflungsvollen Augenblick einem Miniſter in die Arme warf, der ihr ſeinem ganzen Weſen nach wenig zuſagte, aber der einzige ſchien, welcher Rettung, wenn ſie überhaupt noch möglich war, bringen konnte.

Necker ſelbſt, wenn man einer Anmerkung des Barons Staël in Necker's „Geſammelten Schriften“ glauben darf, erkannte die Sache des Königthums bereits für verloren und hoffte auf keinen glücklichen Umſchwung mehr — in welchem Falle er freilich am beſten gethan haben dürfte, die Hände ganz aus dem Spiel zu laſſen, denn wenn er einſah, daß er nicht mehr zu helfen im Stande war, was konnte er da bei Wiederübernahme des Portefeuilles weiter erwarten, als ſeinen eigenen Ruin?

Unter ſolchen Umſtänden hätte er am beſten gethan, der Berufung nicht zu folgen und die Monarchie ihrem Untergange zu überlaſſen. Allein ganz ſo ſchlimm wird er die Dinge doch wohl nicht angeſehen haben und der Ehrgeiz und die Eitelkeit, die er beſaß, mögen ihn immerhin verleitet haben, ſich mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, durch

ſeinen Ruf, ſeine Thätigkeit und ſeinen ehrlichen Willen eine Wendung in die verfahrenen Verhältniſſe Frankreichs bringen zu können.

Leicht war dieſe Sache freilich nicht.

Das Volk war im höchſten Grade unzufrieden, aufgeregt, der Hof zerfahren, uneins, des Königs nicht achtend, der Königin geradezu aufſäſſig und feindlich; dabei verſchwenderiſch und im höchſten Grade ausſchweifend. Graf Artois war nicht ohne eine gewiſſe Ritterlichkeit, aber dabei leichtfertig, immer von Schulden erdrückt; der Graf von Provence überlegter, befähigter, geiſtvoller, zugleich jedoch intriguant und eitel; der Herzog von Orleans, der geborene Frondeur, ein Wüſtling und ebenſo ehrgeiziger, als unklarer Kopf, ein Menſch ohne Grundſätze und Gewiſſen.

Alle dieſe Prinzen, welche der gute Ludwig nicht im Zaum zu halten vermochte, mißachteten den König und ſchmeichelten ſich mit dem Wahne, daß ſie das Regieren beſſer verſtänden als er, daß ſie an ſeiner Stelle die Monarchie retten würden. Jeder von ihnen hatte irgend eine Form im Auge, durch die er zur Herrſchaft zu kommen glaubte. Allen war Marie Antoinette ein Dorn im Auge; alle conſpirirten, ſchürten, hielten es mit der Oppoſition.

Die Oppoſition, die anfangs eine Coterie, eine kleine Partei geweſen war, war mehr und mehr gewachſen,

hatte zugenommen, ſich ausgedehnt; in dieſer Zeit war ſie ſchon die Nation.

Dieſe Nation der Oppoſition zu zügeln, zu mäßigen, von der Revolution zurückzuhalten, muß als eine ungeheuere Aufgabe angeſehen werden. Dennoch hat ſie Necker ein Paar geſchichtlich höchſt denkwürdige Augenblicke hindurch erfüllt.

Die Finanznoth war, als er zum zweiten Mal in das Miniſterium trat, auf den höchſten Grad geſtiegen. Er fand im Staatsſchatz nur noch [illegible] Livres; alle Steuern waren im Voraus verſchlungen, alle Möglichkeiten des Credits erſchöpft, Einnahmequellen kaum noch aufzufinden, und doch erheiſchte die Verlegenheit, die Verzweiflung der Situation augenblickliche Abhülfe. Man bedurfte Millionen ſchon für die nächſte Woche und Necker zauberte ſie in der That herbei, er zauberte ſie herbei, wie Renée ſagt, durch die bloße Magie ſeines Namens. Sein Name hat geradezu Wunder gewirkt. Monthyon in ſeinen „Beobachtungen über die Finanzminiſter“ ſagt: „In keiner Zeit ſeiner Verwaltung hat ſich Necker ſo voll Muth, ſo voll Weisheit und Genie erwieſen, wie in dieſer. Seine induſtriellen Combinationen und der Erfolg, den ſie hatten, ſetzten alle Welt in freudiges Erſtaunen; wenn nichtsdeſtoweniger die allgemeine Anerkennung gerade für dieſe Periode ſeiner Thätigkeit nicht zu ſeinem beſondern

Ruhme ausgeſchlagen, ſo geſchah das, weil die Menſchen immer dankbarer für Gutes zu ſein pflegen, das man ihnen erweiſt, als für die Abwendung von Uebeln, von denen ſie bedroht ſind, ſelbſt wenn der letztere Dienſt der bei weitem größere ſein ſollte.“

Necker's adminiſtratives Werk und ſeine uneigennützige Aufopferung dabei wurden in der That weſentlich durch die große politiſche Frage verdunkelt, die er zu löſen zugleich mit der Wiederfüllung der Kaſſen übernommen. Bei dieſer Löſung, das muß allerdings eingeſtanden werden, bewies er ſich nicht ganz der Zeit und den Umſtänden gewachſen. Hier zeigte er ſich klein und verzagt. Ein Mißgriff ſchon war es, daß er in jenem Moment nicht Mirabeau für ſich und die Monarchie gewann. In ſeiner Unterredung mit dieſem benahm er ſich ablehnend und ſagte froſtig: „Wir können nicht zuſammengehen. Sie wollen regieren durch die Politik, ich durch die Moral.“

Die Moral war aber damals beinahe hinfällig geworden; ſie hatte keine Macht mehr gegen eine Revolution, die doch bereits vor der Thür ſtand, wie Necker ſelbſt ja geglaubt haben ſoll. Mit guten Grundſätzen, mit Sittenſprüchen ließ ſich gegen dieſe nichts mehr anfangen. Der Schullehrer kam zu ſpät; es bedurfte des Zuchtmeiſters, wie er ſpäter in Napoleon, dieſem Robespierre zu Pferde, erſchien, oder des kühn ausgreifenden, politiſchen Genies,

wie Mirabeau es war, der an die Seite Necker's oder unter ſeine Leitung geſtellt, vielleicht das franzöſiſche Königthum noch gerettet hätte, weil er ſelbſt wohl zu jenen Franzoſen gehörte, die, nach ſeinen eigenen Worten, einſehen, „daß Frankreich durch die Geographie zur Monarchie beſtimmt iſt.“

Necker übernahm mit ſeinem Miniſterium die Verpflichtung, die Reichsſtände zuſammenzuberufen. Niemand aber und auch Necker ſelbſt nicht wußte, was und wie die Reichsſtände eigentlich ſein müßten. Mirabeau äußert ſich in einem Schreiben an ſeinen Freund Mauvillon in Braunſchweig: „Frankreich läßt ſich nur noch durch Reichsſtände regieren. Wir wollen, daß ſich die Geſammtheit unſerer Vertreter verſammle, wiſſen es jedoch nicht anzuſtellen. Ohne Zweifel handelt es ſich hier um keine weſentliche Schwierigkeit, ſie wird indeſſen unſern Enkeln gewiß wunderlich erſcheinen und den Fremden keinen günſtigen Begriff von einer Umwälzung einflößen, die unter ſolchen Anzeichen beginnt.“

„Hätten wir,“ fährt er fort, „unſere Reichsſtände beibehalten gleich einem benachbarten Volke, das vom nämlichen Punkte ausgegangen iſt wie wir, um zu ſeiner jetzigen Verfaſſung zu gelangen, ſo hätten die nämlichen Bedürfniſſe und die nämlichen Grundſätze zu einer Umwandlung führen müſſen, und wir wären vielleicht ebenſo

mangelhaft vertreten geblieben wie die Engländer. Allein die Nation hätte ſich wenigſtens in den Beſitz ihrer Rechte geſetzt, und der dritte Stand wäre nicht der letzte, ſondern unter dem Namen der Gemeinen von Frankreich die geſetzgebende Macht. Hätte der König im Jahre 1787, ſtatt Notabeln zu berufen, ſich an die Nation ſelber gewendet, um ſie in ihre Rechte einzuſetzen, ſo würde er alle Stände des Reichs in angemeſſener Zahl und in einem Verhältniſſe, das den Sieg des Gemeinwohls verbürgte, um ſich verſammelt haben, und die Nation hätte im Taumel ihrer Dankbarkeit der Führer, die ſie vor Zeiten beſaß, ſich nur erinnert, um ſich einer neuen Verfaſſung zu freuen, deren Gerechtigkeit und Weisheit die Mängel und Gefahren der alten nur in deſto helleres Licht ſtellen mußte."

Man ſieht aus dieſen wenigen Stellen, daß Mirabeau die Hauptſchwäche Ludwig's, ſeinen Mangel an Initiative, erkannte und ſchon damals ahnte, daß man keinen König von Frankreich mehr, ſondern einen König der Franzoſen wollte. Es galt eben nicht mehr Monarch im Styl des alten Régime, es galt Bürgerkönig, König des Volks zu ſein, wozu Ludwig XVI. einigermaßen das Zeug beſaß. Nur mußte er alsdann die alte Monarchie nicht Stein um Stein zertrümmern laſſen, ſondern ſie ſelbſt und großgemuthet nach dem neuen Sinne umgeſtalten.

Leider war auch Necker nicht der Mann, Ludwig und Marie Antoinette zu diesem Umbau von Grund aus zu bewegen. In seiner Rathlosigkeit bezüglich der Reichsstände beging er den Mißgriff, die Notabeln noch einmal zu versammeln, um ihren Rath in dieser Sache zu hören. Was vorauszusehen war, geschah: sie sprachen sich im wesentlichen für Beibehaltung der alten, den bevorrechteten Ständen günstigen Formen aus, bei denen dem dritten Stande wenig Spielraum und Bedeutung blieb.

Dieser dritte Stand aber war bereits die Hauptsache in der Frage der Reichsstände geworden. Wenn Sieyès, dieses mysteriöse Orakel der Revolution, die auf seiner sinnenden Stirn ihr Symbol zu tragen und in seinem Schweigen ihr innerstes Geheimniß auszubrüten schien, wenn Sieyès seine berühmte Klugschrift: „Was ist bis jetzt der dritte Stand gewesen? Nichts. Und was will er sein? Alles,“ noch nicht hatte erscheinen lassen, so spukte sie doch schon vor, warf gewissermaßen schon ihre Schatten voraus in die öffentliche Meinung des Landes, in die Zeitungen, in die Geister Frankreichs hinein. Necker sah ein, daß er sich auf diesen Ausspruch der Notabeln nicht stützen durfte, und setzte es daher bei dem Königspaare durch, daß man in einem Staatsrath vom 27. December 1788 decretirte: dem dritten Stande doppelte Vertretung, d. h. das Recht einzuräumen, ebenso viel Abgeordnete

zu ſenden als die beiden andern Stände zuſammengenommen.

Dieſer Erlaß war eine große Sache und Mirabeau ſchreibt ganz richtig an Cerutti: „Man müßte ungerecht, ja undankbar ſein, wenn man nicht zugäbe, daß dieſes Reſultat, eine große Wohlthat für die Nation iſt; daß es ihr einen mächtigen Aufſchwung giebt, und daß man kaum Anlaß hatte, von einem franzöſiſchen Miniſter ſo viel zu erwarten, beſonders aber nicht die Hoffnung zu hegen, alle dieſe Anſichten vom königlichen Staatsrath beſtätigt zu ſehen.“

Mirabeau's Worte ſchildern kurz und bedeutſam die Situation: es war der letzte günſtige Moment der alten Monarchie, der Moment, in dem über ihr Schickſal entſchieden wurde und dieſe Entſcheidung noch zu ihren Gunſten hätte ausfallen können, wenn ſie verſtanden hätte, aus der freudig erregten Stimmung der Nation Nutzen zu ziehen und ſich an deren Spitze zu ſtellen. Mirabeau ſo gut wie alle, die der Revolution entgegentrieben, hatten noch Erwartungen, Forderungen und Wünſche, die über das Reſultat jenes königlichen Staatsraths hinausgingen und zu harter Kritik deſſelben herausforderten, aber man war geneigt, ſich zufrieden zu geben und ſich auf Reform einzulaſſen, wenn dieſe nur ſogleich und gründlich von oben her begonnen worden wäre.

Ein erſter Schritt dazu wäre das Heranziehen aller damaligen Volksführer oder derer geweſen, von denen ſich vorausſehen ließ, daß ſie es werden würden. Vor allem hätte man ſich, wir kommen darauf zurück, gerade jetzt Mirabeau's bemächtigen müſſen, Mirabeau's, der, wie Renée ſagt, der politiſche Heiland des 18. Jahrhunderts war, wie Voltair der philoſophiſche und literariſche. „Man kann," behauptet der ebengenannte Autor, „dieſem ſo durch und durch geſchichtlichen Menſchen allerdings im Namen der Moral und des Ruhmes den Proceß machen: aber wenn man ihn alles deſſen entkleidet haben wird, was er ſich von Fähigkeiten anderer angeeignet, wenn man alle die Mißbräuche herrechnet, die er mit ſeinen eigenen getrieben, ſo wird er immer noch Mirabeau, d. h. der politiſche Heros bleiben, der das 18. Jahrhundert mit ſo viel Eclat der Beredſamkeit und Größe ſchloß."

Ihn gewonnen zu haben, ihn, den politiſchen Feldherrn der neuen Zeit, der damals in ſeinem Gefolge einen ganzen Generalſtab genialer, geiſtvoller und kühner Menſchen hatte, das würde dem Staate eine ganz neue Wendung gegeben haben. Freilich wäre damit auch der Rubicon überſchritten, und der Hof und die Regierung von allen alten Traditionen für immer geſchieden geweſen: man hätte mit einem Schlage die conſtitutionelle Monarchie gehabt, auf die denn doch alles hinauslief. Die Verhaltungsmaßregeln, welche die

Abgeordneten der verſchiedenen Stände mit auf den Weg erhielten, bekundeten das deutlich in ihrem Verlangen nach geregelter politiſcher Verfaſſung, nach Gleichheit vor dem Geſetz, Freiheit der Preſſe, Aufhebung aller Feudalrechte, Verantwortlichkeit der Miniſter u. ſ. w. Wenn auch die des Adels nicht ſo weit gingen und noch vielfach an der Vergangenheit hingen, ſo zeigten ſie nichts deſtoweniger doch deutlich genug den Willen, der allgemeinen Meinung des Volks entgegenzukommen. Die privilegirten Stände waren bis zu einem gewiſſen Grade eingeſchüchtert, hatten ſchon vor dem Zuſammentritt der Reichsſtände und bei deren Zuſammenſetzung ſo viel Kämpfe und Niederlagen zu beſtehen gehabt, daß ſie einigermaßen entmuthigt erſchienen. Auf ſie noch gebaut, aus Rückſicht gegen ſie noch gezaudert und von der Staatenumformung Abſtand genommen zu haben, iſt und bleibt jedenfalls ein unverzeihlicher Mißgriff, eine beklagenswerthe Unterlaſſungsſünde.

Ludwig ſelbſt darf ſie allerdings noch am wenigſten angerechnet werden, Ludwig war damals ſchon ſo gut wie beſeitigt, wie wir bereits erwähnt. Sein Geiſt hatte ſich erſchöpft, er beſaß keinen Willen mehr. Sein Unglück war, daß er immer that, was er nicht wollte. Was gegen ſeinen hiſtoriſchen Inſtinct, ſeine Neigung, ſein Erkenntniß war, was er beſtritt, verwarf mit allen Gedanken, allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, das bequemte er ſich

ſchließlich anzunehmen und auszuführen. Was Wunder, daß dieſe Annahme lau, die Ausführung läſſig und ohne Nachdruck war? Er hatte „Die Hochzeit des Figaro“ verpönt und doch ſpielen laſſen; Calonne behalten wollen und doch aufgegeben; er war gegen die Einberufung der Notabeln und litt ſie doch; er verwarf Necker und wählte ihn doch wieder zu ſeinem Rathe; er verabſcheute die Reichsſtände und verſammelte ſie doch.

Daß ihn die Verſammlung und der Erfolg derſelben nicht beſonders intereſſiren konnte, liegt auf der Hand. Aber Necker, aber die Königin? Muß es nicht erſtaunlich ſcheinen, daß dieſe beiden die Tragweite der ganzen Bewegung nicht mehr und beſſer erkannten? Hier liegt Necker's Schuld und der Beweis, daß er am Ende doch nur ein guter Finanzminiſter, aber kein großer Staatsmann war. Er glaubte die Revolution noch durch glückliche Geldoperationen und Moral bezwingen zu können. Was endlich aber Marie Antoinette betrifft, ſo hatte ſie nicht genug klaren Blick, nicht genug Entſagungsmuth, um den entſcheidenden Schritt zu wagen, um einen großen Staatsſtreich zu thun. Lescure rühmt allerdings von ihr, daß ſie den Ehrgeiz hatte, Königin der Franzoſen zu ſein, nachdem ſie Königin von Frankreich geweſen, — allein, das iſt ohne Zweifel ein Irrthum. Grade dieſen Ehrgeiz hatte ſie nicht. Sie fühlte das Blut der deutſchen Kaiſer, der

Maria Thereſia in ſich fließen. Sie nahm jede Einbuße, die der abſoluten Monarchie zugemuthet wurde, wie eine perſönliche Beleidigung. Sie wollte nichts fahren laſſen, ſie wollte alles behaupten. Sterben konnte ſie, aber nicht reſigniren. Sie beſaß einen wahrhaft königlichen Stolz, freilich auch einen ſolchen Muth. Sie ließ ſich gehaßt und und klaglos unter den Trümmern der alten Monarchie begraben. Sie war ein Weib, das, wie der ſoeben genannte Schriftſteller meint, nicht verleumdet, nicht beklagt ſein will, ſondern, wie er emphatiſch ruft, beurtheilt. Und ſie wird es werden, fügt er hinzu.

Wenn aber Marie Antoinette beurtheilt wird, ſo kann ihr der Vorwurf nicht erſpart werden, daß ſie mehrfach den rechten Augenblick verſäumt und vor allen Dingen mit dem Conſtitutionalismus nie Ernſt gemacht. Man ſchiebt ihr einen Brief vom 20. Februar 1789 unter, in welchem ſich nachfolgende Stelle findet: „Wenn man den dritten Stand unterſtützte, wäre der Adel vernichtet, aber das Königreich ſtill; wenn das Gegentheil eintritt, ſind die Uebel nicht vorauszuſehen, von denen wir bedroht ſind.“

Danach alſo hätte ſie eine Ahnung von dem Kommenden gehabt, und dieſe Ahnung trat jedenfalls ſchon bei der Errichtung der Reichsſtände nahe genug an ſie heran.

Der 4. Mai 1789, an welchem Tage der Hof und die Stände feierlich in die Kirche von Verſailles zogen,

war die letzte, große Prachtentfaltung der Monarchie, gewiſſermaßen der Leichenzug, den ſie ſich ſelber veranſtaltete. Ludwig XVI. zog unter ſeinem Baldachin, unter ſeinem Purpurmantel und ſeiner Krone plump und ſchwerfällig dahin, gleichſam als hätte die Geſchichte durch ſeine bloße Erſcheinung andeuten wollen, daß die Menſchen für dieſen Pomp ausgeſtorben, und niemand mehr ihn mit der gehörigen Würde und Anmuth zu tragen verſtünde. Der König machte keinen majeſtätiſchen Eindruck: man bemitleidete ihn; man ließ ihn ſchweigend und ſtill dahinziehen. Die Königin aber, die ſtattlich und voll Hoheit daherſchritt, beleidigte faſt. Man fand ihren Anſtand, ihre Würde, ihre Hoheit verletzend; man warf ihr Lebehochs auf den Herzog von Orleans ſo demonſtrativer, ſo kränkender Art in's Geſicht, daß ſie ſich von einer Ohnmacht angewandelt fühlte.

Als ſie am andern Tage der erſten Sitzung der Reichsſtände beiwohnte, auf dem Throne eine Stufe niedriger ſitzend als der König, erhob ſie ſich gleichfalls, als dieſer aufſtand, die Verſammlung anzureden. Ludwig lud ſie ein, ſitzen zu bleiben; ſie aber bat leiſe und zitternd: ſtehen bleiben zu dürfen. Während der ganzen Anſprache ſah ſie zur Erde und weinte. Sie hatte das Weinen noch nicht verlernt! Die Erfahrung des vorhergehenden Tages hatte ſie gewitzigt und ihr gezeigt, daß das Volk einen gewiſſen

Reſpekt erheiſche. Dieſen wollte ſie dadurch darthun, daß ſie ſich mit dem Könige vor der Verſammlung erhob und ſtehen blieb. Aber es ward ihr ſchwer und koſtete ihr Thränen, von denen der Adel, der Klerus und der dritte Stand noch ſo gerührt und ergriffen wurden, daß ſie in lautes Vivatrufen ausbrachen.

Ihre ſpätern Thränen hatten weniger Erfolg. Als kurze Zeit danach, am 4. Juni 1789, der kleine Dauphin ſtarb, jenes arme Kind, das auf die weinende Frage der Mutter: ob es leide, ſterbend die Antwort gegeben haben ſoll: „Nur dann, wenn ich dich leiden ſehe, gute Mutter“, wollte eine Deputation der Reichsſtände durchaus auf die Trauer darüber keine Rückſicht genommen und den Zutritt bewilligt wiſſen. Damals rief Ludwig ſchmerzlich, die weinende Gattin an ſich ziehend: „Aber, mein Gott, giebt es denn unter dieſen Vätern des Volks keine Väter von Kindern!“

Das unglückliche Königspaar ſollte leider noch ganz andere Erfahrungen machen! Die Tage der Märtyrerſchaft begannen. Man lernte, und ach wie ſchmerzlich, erfahren, daß hinter dem Capitol der Tarpejiſche Felſen lag. Mit jeder Stunde machte man einen Schritt mehr darauf zu. Necker erwies ſich nicht als der Mann, davon abzulenken. In ſeinem drei tödtlich lange Stunden dauernden Eröffnungsvortrage erklärte er weder ſeine Ideen über

die politiſchen Zuſtände Frankreichs noch über die Lage der Finanzen. „Seine Rede“, ſchreibt Vaillenl in ſeinem Bericht, „iſt ein vollkommenes Räthſel: es fehlt ihr an Aufrichtigkeit, an Klarheit und Vorausſicht, es fehlen ihr Begriffe, die man als Mittel zum Heile des Staats anſehen könnte. ... Ich erinnere mich ſehr wohl, welchen Eindruck ſie zurückließ, ſowie des ganzen Benehmens, das Necker in dieſem entſcheidenden Augenblick beobachtete. Da war Niemand, der nicht einſah, daß der Miniſter nicht blos der Vermittler, ſondern der Geſetzgeber von Frankreich zu werden beabſichtigte und ſich der Reichsſtände nur zur Sanktion ſeiner Pläne bedienen wollte. ... Der Ton, in dem er die Verſammlung ſchulmeiſterte, mißfiel allgemein; viele Abgeordnete glaubten in ihm nur den Führer einer Coterie zu ſehen, der, eingenommen von ſeinen Ideen, keine Ahnung habe, auf welchem Boden er ſich bewege.“

Der gute Necker mit ſeiner Moral, wohl wiſſend, daß der Hof, daß die Königin vor allen noch am alten Regiment feſthalten und ſo wenig als möglich davon geopfert wiſſen wollten, ging in ſeiner ſchonenden Vorſicht ſo weit, daß er in ſeiner Rede nicht ein einziges Mal die Verfaſſung erwähnte! Er wollte ſie, wenn es ſich irgend machen ließ, durch lange Auseinanderſetzungen, durch hochtrabende Gemeinplätze, durch in unausſtehlicher Breite vor-

getragene finanzielle Auskunftsmittel in Vergeſſenheit bringen, ſie gewiſſermaßen rhetoriſch escamotiren.

Aber dieſer erbärmliche Verſuch ſchlug fehl. Es rächte ſich augenblicklich der Mißgriff, Mirabeau von der Hand gewieſen zu haben.

Mirabeau hatte ſogleich die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Frau von Staël, die ihn zuerſt bei dem verſailler Kirchenzuge zu Geſicht bekommen, ſchildert ihn alſo: „Hatte man ihn einmal erblickt, ſo konnte man das Auge kaum mehr von ihm abwenden; ſein üppiger Haarwuchs zeichnete ihn vor allen aus, und es war, als ob, wie bei Simſon, ſeine Stärke davon abhänge. Seinem Antlitz gab gerade ſeine Häßlichkeit einen eigenthümlichen Ausdruck, und ſeine ganze Perſönlichkeit trug das Gepräge einer regelloſen Macht, aber einer Macht, wie man ſie etwa einem Volkstribun zutraut.“ „Alles an ihm,“ ſchreibt Lamartine, „war athletiſch, von plumpem und ordinärem Gepräge, wie bei dem Manne aus der großen Menge. Er konnte dieſer gefallen, weil er ihr glich. Seine Beredſamkeit erinnerte an den Ausbruch der rohen Maſſe. Seine Stimme ähnelte dem Gebrüll des Aufſtandes. Seine kurzen und einſchneidenden Sätze hatten das Befehlende vom Commandowort des Feldherrn. Seine Kopf- und Handbewegungen waren unwiderſtehlich.“ Und dabei war er nicht ohne eine gewiſſe Ritterlichkeit. Als

man ſpäter verdächtige Briefe von dem Grafen von Artois aufgefangen und Robespierre darauf drang, ſie zu erbrechen und zu leſen, eiferte Mirabeau dagegen. Er war immer doch ein Edelmann, der Anſehen, Macht und Einfluß, der den Hof, den Glanz und das Wohlleben liebte, und welchen ſeine Neigungen ebenſo ſehr auf die Seite des Königthums trieben, wie ſeine politiſchen Inſtincte auf die Seite des Volks und der Revolution. Wenn Necker, wenn die Königin ſich nicht zuerſt von ihm abgewendet, wenn man ihn ſchon vor dem Zuſammentritt der Reichsſtände an ſich gezogen, ſeinen Rath gehört und befolgt hätte, vielleicht wäre die Monarchie, die conſtitutionelle Monarchie gerettet worden. Als Marie Antoinette endlich dennoch ihre Zuflucht zu ihm nahm, war es bereits zu ſpät: die Revolution war ſchon zu mächtig und Mirabeau dem Tode verfallen. Er konnte nur noch ſcheiden „mit der Trauer um die Monarchie im Herzen, und mit der entſetzlichen Ahnung, daß der Pöbel noch einſt die Leichen Ludwig's und Marie Antoinettens mit Füßen ſtampfen werde".

Die Zurückweiſung, die er erfuhr, mußte ihn natürlich erbittern und ganz auf die Seite des Volks, an die Spitze der Revolution, zunächſt vor allem unter die Gegner Necker's und der Regierung treiben. Er griff gleich ſehr hart die lange Rede des Miniſters an, welche Blößen genug bot. Noch unverantwortlicher war das weitere

Benehmen Necker's. Necker, ſtatt die Königin zu beeinfluſſen, ſtatt ſie dem dritten Stande und den gerechten Forderungen der neuen Zeit geneigt zu machen, ließ ſich von ihr blenden und ihr zu Liebe verleiten, unhaltbare Formen der alten Monarchie zu behaupten, wodurch Oel in's Feuer geſchüttet und die Aufregung nur vermehrt wurde. Ueberhaupt war es eine Thorheit, die Reichsſtände einzuberufen und die Gemeinen zu verdoppeln, um nachher dieſe verſtärkte Macht ſich durch offenbare Hinneigung zu den privilegirten Ständen zum Feinde zu machen. „Der Mann, welcher das Reich mit Schnupftaback verjüngen will," ſchrieb Mirabeau um dieſe Zeit an Mauvillon, „hat ſich, ſeit ſeinem Reſultat des Staatsraths, immer mehr den Vorrechtlern genähert, die ſich doch mit ihm nicht ausſöhnen werden, während er, ſobald die Reichsſtände eröffnet waren, ſich eine unüberwindliche Macht verſchaffen konnte, wenn er der Sache des Volks nicht untreu wurde."

Dieſe Untreue war eine Kurzſichtigkeit, die ſich bitter gerächt hat und welche ſich beſonders darin documentirt, daß man von Seiten der Regierung und des Hofes aus dem Anſinnen des Adels und des Klerus, jeder Stand ſolle für ſich tagen und ſeine Stimme abgeben, den gefliſſentlichſten Vorſchub leiſtete, weil man, auf das alte Intriguenſyſtem ſich ſtützend, auf dieſe Weiſe glaubte, mit

jedem einzelnen Stande beſſer fertig werden zu können. Necker ließ ſich ſogar bewegen, den König zum Befehl der abgeſonderten Berathung zu treiben; als indeß der dritte Stand ſich allen Machinationen und Drohungen ſtandhaft widerſetzte, als Mirabeau zuerſt in flammender Beredſamkeit dem Volke die geſchichtliche Taufe gab, ſeinen Namen von allen Vorurtheilen reinigte und zum erſten Mal in einer Glorie hinſtellte, welche wie ein Blitzſtrahl das Dunkel der Zukunft beleuchtete, als die Gemeinen auf den Antrag des Abbé Sieyès hin ſich als National-Verſammlung conſtituirt und dieſe kühne Conſtituirung die Geiſtlichen ſchwankend, den Adel ſtutzig gemacht, ſo daß man die Gewalten, auf die man ſich ſtützen wollte, als erſchüttert, ja faſt als hinfällig erkennen mußte, da machte man plötzlich und ebenſo verkehrt wieder gute Miene zum böſen Spiel und hieß die Vereinigung der Stände zu Einer Verſammlung gut, indem man zugleich, um die Verwirrung auf den Gipfel zu treiben, Truppen um Verſailles und Paris zuſammenzog und auf eine Adreſſe der National-Verſammlung, von dieſer Truppenzuſammenziehung abzuſtehen, ablehnend und mit der Entlaſſung Necker's antwortete.

Necker waren die Sachen doch wohl zu bunt geworden, und als er ſah, daß man mit der von ihm allerdings viel zu ſpät vorgeſchlagenen Einlenkung nicht Ernſt machte,

verlangte er kategoriſch dieſe oder ſeine Entlaſſung. Die letztere erfolgte. Statt nun aber, wenn man es dazu kommen ließ und ſich einmal für die äußerſten Mittel entſchieden, die letztern auch wirklich anzuwenden, blieb man zaghaft davor ſtehen und ließ mit der Hand am Schwert die Zerſtörung der Baſtille vor ſich gehen. Ludwig war eben kein Soldat und die Anſammlung des Militairs deswegen die gefährlichſte Maßregel, die man ergreifen konnte. Ergriff man ſie einmal, ſo war das Verzweiflungsvollſte gewagt und dies nur entſchuldigt, wenn man das Wagniß auch in vollſtändigſter Weiſe ausführte. Nur wenn der König entſchloſſen war, ſelber den Degen zu ziehen, ſich zu Pferde zu ſchwingen und an die Spitze der bewaffneten Macht zu ſetzen, um die Ruhe gewaltſam zu erzwingen, nur in dieſem Falle konnte die Zuſammenziehung der Armee einen Nutzen haben. Im entgegengeſetzten war ſie der ärgſte Mißgriff, der geſchehen konnte. Daß Marie Antoinette das nicht einſah, daß ſie genug gethan zu haben meinte, wenn ſie das Feſtmal der Garden durch ihre und des ganzen Hofes Erſcheinung verherrlichte, iſt eine Verblendung ihrerſeits, die ihr ſchwer angerechnet werden muß. Sie hätte den König zum General oder ſich ſelbſt zur Katharina von Frankreich machen, d. h. hoch zu Roß und in kriegeriſcher Amazonentracht die entflammten Regimenter befehligen müſſen. Daß der letzte Haltepunkt

der Monarchie gekommen und hier alles auf dem Spiele ſtand, das durfte ihr, wenn ſie auch nur einigermaßen Einſicht in die Dinge beſeſſen, nicht verborgen ſein. Zum Unglück aber befand ſie ſich hier noch in den politiſchen Lehrjahren, ſo ſehr in den politiſchen Lehrjahren, daß, als ihr jetzt wiederum und zwar von ihrem Freunde und treuen Anhänger, dem Grafen de la Marck, der, Weltmann und Soldat zugleich, trotz ſeiner engen Verbindung mit dem Hofe, ſich dennoch einen gewiſſen Freimuth bewahrt hatte, eine Verſtändigung mit Mirabeau angerathen wurde, ſie die hochmüthige Antwort gab: ihr Gemahl werde ohne Zweifel nie unglücklich genug werden, um einen ſo peinlichen Ausweg einſchlagen zu müſſen.

Dieſe hochmüthige Antwort erfolgte noch jetzt, wo es ihr ſchon nicht mehr verborgen ſein konnte, welch ein Genie in Mirabeau lebte, und wie der Herzog von Orleans in ſeinem Beſtreben, die Regierungsgewalt an ſich zu reißen, nicht verſchmäht hatte, ihn für ſich zu gewinnen. Statt aber dadurch ſich einen Wink geben zu laſſen und den Verſuch zu machen, dem Gegner um jeden Preis eine ſolche Kraft zu entziehen, folgte ſie, nach echter Frauenart, auch hier dem erſten Eindruck, der ſie gegen Mirabeau geſtimmt und ſie immer wieder und wieder und jedesmal ſtärker und hartnäckiger denn zuvor denſelben von ſich weiſen hieß. Als ſie ihr Verſehen endlich erkannte, war es bereits zu ſpät.

„Es iſt mein Schickſal, daß ich Unglück bringe,“ hat ſie ſpäter geſeufzt, und dieſen Seufzer hat eine in dunkeln Vorſtellungen des Aberglaubens und Fatalismus befangene, in den Nebeln der Romantik umhertaumelnde Schule der Geſchichtſchreibung mit einer Art von Begeiſterung aufgegriffen, um mit Benutzung von allerlei finſtern Vorbedeutungen und Lebensumſtänden gründlich zu beweiſen, daß Marie Antoinette von Hauſe aus zum Opfer beſtimmt und erkoren war, und daß ſich an ihr nichts als das ihr von unerbittlichen Schickſalsmächten zuerkannte Verhängniß erfüllt habe.

Man führt an, daß ſie am Tage der Todten und des Erdbebens von Liſſabon geboren wurde, und daß, als Maria Thereſia kurze Zeit nach der Geburt dieſes ihres letzten Kindes den berühmten, oder richtiger geſagt, den berüchtigten Dechanten Johann Joſeph Gaßner, der ſich durch ſeine Teufelsaustreibungen und Wunderkuren einen Namen gemacht, an deſſen Wiege führte, derſelbe erbleicht und nicht zu bewegen geweſen ſei, ein Wort zu äußern. Für nicht minder bedeutungsvoll hält man, daß Marie Antoinette bei ihrem Betreten des franzöſiſchen Bodens in einem Zelte empfangen worden, auf deſſen Gobelins ſich die Gräuelgeſchichte des Jaſon, der Kreüſa und der Medea bildlich dargeſtellt fand. Als ſchlimme Vorzeichen galten auch die Unordnungen, die ſich bei den großen Feuer-

werken in Paris zu Ehren ihrer Vermählung ereigneten und wo viele Hunderte das Leben einbüßten. Die Leichen der Verunglückten kamen auf denselben Kirchhof de la Madeleine, auf dem später die des Königs und der Königin eingescharrt wurden. Jene, heißt es, hätten diese nachgezogen und ihnen gleichsam den Weg gezeigt.

Als mißlich erzählt man noch weiter, daß Ludwig, als er seinen Heirathscontract unterzeichnet, fast seinen ganzen Namen in einem schwarzen Tintenfleck begrub, und daß zur selben Zeit Stürme auf der See und Feuersbrünste in französischen Städten wütheten.

So seltsam vorbedeutend diese Dinge auch erscheinen und die menschliche Seele bedrücken mögen, wird man doch gut thun, sich von ihnen bei der Beurtheilung von Marie Antoinettens Leben und Charakter nicht beeinflussen zu lassen. Das düstere Loos dieser Königin folgte hauptsächlich aus ihrer mangelhaften Erziehung und ihrem leichtfertigen Wesen, das zu wenig moralischen Kern, zu wenig geistige Gesetztheit, zu wenig ruhige Ueberlegung aufwies. Sie verstand weder Menschen noch Verhältnisse zu würdigen und zu erwägen, sondern sie lernte das erst in einer herben Schule von Unpopularität, die schwerer und schwerer wurde und deren furchtbare Gewalt sie viel zu spät erkannte. Als die Revolution bereits mächtig in Anmarsch war, die Ungunst des Volks sie schon so vielfach getroffen, lebte sie

noch immer ſo ziemlich im Zuge der alten Zerſtreuungen und Vergnügungen weiter. Schon 1787 hatte man nicht mehr wagen können, ein zweites Bild der Königin von der Malerin Lebrun öffentlich auszuſtellen, auf dem ſie von ihren Kindern umringt erſchien, aus Beſorgniß, es möge beſchimpft werden. Der Ruf der Oeſterreicherin, der Madame Deficit, war ſchon häufiger in ihr Ohr gedrungen, ſchon empfing man ſie überall mit dumpfem Schweigen, ſchon hatten die Spottgedichte auf ſie, die ſie ſich unter Thränen von einem Polizeilieutenant vorleſen ließ, einen wahrhaft entſetzlichen Ton angenommen. Schon war ſie ſich der ganzen Furchtbarkeit bewußt geworden, die in der Stellung eines Monarchen liegt, denn ſie hatte ſich erſchreckt erklärt durch die Aufgabe, in ihrem eigenen Sohne einen künftigen König von Frankreich zu erziehen, und trotz alledem erſchien doch noch immer keine wahrnehmbare Wandlung an ihr, noch immer hielt ſie Hof in Trianon.

Das Letztere geſchah bis zum 5. October 1789: das war der Tag, der ſie aus allen Träumen des Glücks und der Hoheit riß. Seitdem hat ſie dies Schloß, dieſe reizende Schöpfung ihrer Laune, dies „kleine Wien“ nicht wiedergeſehen. Unter ihren Bäumen und Blumen, umringt von dem ſcherzenden und tändelnden Gefolge ihrer Freunde, ballſchlagend, leichten Fußes über den Raſenteppich gaukelnd oder an weißen Marmorſtatuen und plätſchernden Brunnen

gelagert, wurde ſie plötzlich durch die Nachricht aufgeſchreckt, das Volk von Paris ſei auf dem Wege nach Verſailles.

Bleich, aufgelöſten Haars, ſtieren Auges, bebender Lippe, nur leicht gekleidet, eilt ſie dahin. Als ſie dort angelangt, ſtürzt ſie ſich in den Arm ihres Gemahls, reißt ihre Kinder an ihre Bruſt und ruft: „Ich weiß, daß man von Paris kommt, meinen Kopf zu verlangen, aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und werde ihn mit Feſtigkeit erwarten.“

Dieſer Tag hat Maria Antoinette zum vollen Bewußtſein ihrer verzweiflungsvollen Lage gebracht. Von da ab beginnt der Ernſt ihres Lebens, ihre raſtloſe Arbeit, ihr Kampf auf Tod und Leben mit der Revolution, ihr Märtyrerthum. Sie iſt von da an ein ganz anderes Weib und kaum wiederzuerkennen. Aller Tand, alles Spieleriſche, alles Frivole fällt von ihr ab; ſie wird nachdenkend, arbeitſam, politiſch, kurz wir kommen jetzt zu dem Zeitpunkte, den wir ſchon früher angedeutet, zu dem Zeitpunkte, in welchem ſie ſich aufrichtet, erhebt, geiſtig in ihrem Unglücke wächſt, während der König mehr und mehr darin verkommt. Marie Antoinette tritt aus dem Fach der Soubretten in das der tragiſchen Heldinnen über. Leider zu ſpät. Hätte die Königin fünf Jahre früher ſich ihrem Vergnügen, ihrem gaukelnden Umgange, ihrem geräuſchvollen Hofe entzogen, hätte ſie ihren geſellſchaftlichen

Train verabſchiedet, ſtatt zu warten bis er ſelbſt beim erſten ſtarken Donnerſchlage der Revolution in alle Winde auseinanderſtob — wahrſcheinlich wäre das Schlimmſte abgewendet worden. Eine Thatkraft, ein Muth, eine Entſchloſſenheit, wie ſie ſolche von jetzt ab zeigt, hätten Wunder thun müſſen, wenn ſie zur rechten Zeit und bereits da angewendet worden wären, wo der Umſturz gleichſam noch in der Vorbereitung war. Als Marie Antoinette ſich aufraffte und einſah, daß es ſich um Thron und Leben handelte, war es zu ſpät. Sie hatte zu lange getändelt und geſcherzt. Darin liegt ihre tragiſche Schuld, jene tragiſche Schuld, die ſie aus dem Schäferſpiel und Intriguenſtück heraus- und in das welthiſtoriſche Trauerſpiel der großen franzöſiſchen Revolution hineinriß.

Entſetzliche Demüthigungen, mit Noth und Gefahren aller Art, beginnen gleich hier in Verſailles.

Das Volk, durch die Aufſtellung des Militairs gereizt und durch deſſen zuwartende Haltung dreiſt gemacht, kommt von Paris, um das Schloß ſeines Königs zu belagern, die Königin zu beſchimpfen, ſelbſt zu ermorden. Man dringt Nachts in die Corridore, in die Vorgemächer Marie Antoinettens. Mit Noth hält man die meuchleriſchen Horden auf, vermag man die Monarchin zu wecken. Mit nackten Füßen, im Hemd, nothdürftig einen Unterrock übergeworfen, eilt ſie durch Hinterthüren und

über verſteckte Treppen hinweg zum Könige. Später, als ſie angekleidet, ſich kaum vom erſten Schrecken erholt hat, fordert die empörte Menge ſie auf den Altan. Da das Opfer dem Meuchelmord entgangen, will man mindeſtens an ſeinem Schrecken, an ſeiner Todesangſt ſich weiden. Marie Antoinette tritt hinaus, umringt von ihren Kindern und begleitet von der Prinzeſſin Eliſabeth. „Hinweg mit den Kindern!“ ſchallt es ihr entgegen. „Die Königin allein!“ Ihre Umgebung will das nicht; man will die unglückliche Fürſtin nicht verlaſſen. Sie aber, wohl erkennend, daß man es auf ihr Leben, ihren Untergang abgeſehen hat, ſchiebt raſch entſchloſſen ihre Kinder, ihr Gefolge zurück und tritt allein vor den tobenden Haufen, allein, aber hoch aufgerichtet, mit unter der Bruſt gekreuzten Armen. „Hier bin ich! Ich fürchte mich nicht!“ ſagt ihre lautloſe Erſcheinung, ihre hochaufgerichtete Geſtalt.

Dieſer Muth, dieſe Ergebung, dieſes heroiſche Benehmen entwaffnen die Meuterer. Einen Augenblick herrſcht ein verdutztes Schweigen, dann ertönt der tauſendfache Ruf: „Es lebe die Königin! Es lebe Marie Antoinette!“

Ihre Geiſtesgegenwart hatte ſie gerettet; ſie kehrte ſiegend aus dem erſten Gefechte der Volksbewegung zurück, um ſogleich an die Sicherſtellung des Königs und ihrer Familie zu denken. Sie hält Berathungen mit ihren Getreuen, ſie beordert Pferde und Wagen, eine bewaffnete

Bedeckung. Wenn ſie auch noch an keine Flucht denkt, ſo denkt ſie doch an eine angemeſſene Entfernung, an Freiheit des Willens, an einen möglichen Staatsſtreich. Der erſte Donnerſchlag der Revolution war genügend, ſie zum Emporraffen, zur Abwehr, zur Vertheidigung zu bringen. Als der König unter dem Lärm der Emeute geſagt: „Wir müſſen überlegen“, war ſie ihm ungeduldig in's Wort gefallen: „Wir müſſen handeln!“

Sie hatte erkannt, auf was es ankam. Aber während ſie darauf bedacht war, ſich die Hände frei zu machen, ſich der Empörung zu entziehen, willigte Ludwig darein, dem Volke nach Paris zu folgen.

Marie Antoinette durfte nicht zurückſtehen; ſie mußte den König begleiten, aber ſie that es mit Widerſtreben und unter Thränen. Sie ſah die Folgen dieſes Schrittes voraus, dem ſie ſich nicht zu widerſetzen wagte. Sie handelte im Banne ihrer Unpopularität, und aus dieſem Grunde muß man ſich überhaupt ihre mehrentheils nachgebende Stellung erklären. Sie wollte den König nicht mit in dieſe Unpopularität, in den Haß des Volks hineinziehen. Sie wollte thunlichſt dieſe Dinge allein tragen und ſich opfern. Darum hielt ſie an ſich, darum ließ ſie ſo viel geſchehen, was ſie nicht für klug erachtete, und bemühte ſich nur in der Stille, den Schaden möglichſt zu verringern und einzuſchränken. Leider überſah ſie dabei,

daß dadurch die königliche Macht gespalten, daß gewissermaßen zwei Regierungen eingesetzt wurden, eine öffentliche und eine geheime, und daß der Widerwille gegen diese geheime dadurch immer stärker, immer verderblicher gemacht, und sie zuletzt ganz von selbst in den Augen der Franzosen zum bösen Genius des Reichs werden mußte.

Man sah sie vor der Welt in alle nachgebenden Maßregeln und Handlungen des Königs einstimmen und nachher im Stillen dagegen wirken. Dies Doppelspiel war nicht nur gefährlich für sie, sondern auch für das Königthum. Ganz abgesehen davon, daß es damit wesentlich compromittirt wurde, machte es auch die Royalisten selbst stutzig und schwankend, denn nicht jeder war im Stande, ihr Verfahren zu verstehen und zu billigen. Ein offenes, verwegenes Heraustreten, ein kühner Gewaltstreich hätte die Königlichen um sie geschaart, diese zur Unterstützung, zur Hülfe, zur Aufopferung angespornt. Dieses Doppelspiel, diese Regierung hinter der Regierung, diese Politik der Intrigue bewirkte nur, daß die Bessern der Sache sich entfremdeten, sich nach anderweitigem Anhalt umsahen und das Heil in der Fremde suchten.

Daß gleich nach den Auftritten in Versailles und der Rückkehr des Königs und der Königin nach Paris die Emigration, die Flucht nach dem Auslande begann, bekundet, daß alles Vertrauen geschwunden, daß ein Mittel-

punkt, eine Fahne für das Königthum fehlte. Für Marie Antoinette ſelbſt aber erwuchs nun die Mißlichkeit, daß ſich gewiſſermaßen eine dritte Regierung bildete, die Regierung ihrer Schwäger, jenſeit der Grenzen Frankreichs, und daß ſie mit der ihrigen auch gegen dieſe zur Cabale, zum Verhalten der Maske genöthigt wurde.

Die nächſte Umgebung des Königs, die eigenen Brüder und Tanten deſſelben waren mit die erſten, welche das Land verließen und ſich beeiferten, eine Coalition gegen das franzöſiſche Volk zu Stande zu bringen. Marie Antoinette wünſchte ſie und wünſchte ſie auch nicht. Sie erklärte ſich gegen die Machinationen der Verwandten, klagte, daß die Fehler ihrer Freunde der guten Sache mehr ſchadeten als die Heftigkeit ihrer Feinde, und doch ſah auch ſie nur im Auslande die Rettung. Aber ſie ſah ſie allerdings ſtets klüger und vernünftiger als ihre Schwäger. Sie wollte die Armeen der fremden Mächte nur an den Grenzen, und von den Regierungen eine Collectivnote, welche nichts anderes als die Forderung ſtellen ſollte, daß Frankreich eine Monarchie bleibe, keine Republik werde, der König unverletzlich ſei und nicht ſuspendirt werden könne.

Sie hatte ſich endlich wohl mit der Idee einer conſtitutionellen Monarchie befreundet und die Ueberzeugung gewonnen, daß ſich, wenn es nicht anders gehe, damit werde regieren laſſen. Sie war vielleicht nicht ganz

aufrichtig, dieſe Ueberzeugung, und jedenfalls nicht ohne Hintergedanken; aber immerhin war ſie vorhanden. Marie Antoinette erkannte zum mindeſten, daß mit der Annahme der Conſtitution ein Ruhepunkt eintreten mußte, der, weiſe und umſichtig benutzt, das Königthum im letzten Augenblick, ſo zu ſagen in der zwölften Stunde noch retten konnte. Wenn der König, nach Annahme und Beſchwörung der Verfaſſung, dieſe gewiſſermaßen als Waffe gegen die Revolution benutzt, die rechten Leute zu Miniſtern gewählt, entſchloſſen und thatkräftig die Zügel ergriffen und das neue Regime mit Nachdruck eingeführt hätte, ſo war noch eine Möglichkeit da, Umſturz und Republik abzuwehren. Leider aber verſäumte man das. Ludwig vermochte ſich nicht mehr aufzuraffen, die Königin nicht, ihm die rechten Leute zu gewinnen. Man griff unſicher überall daneben, und ſtatt mit den Häuptern zu unterhandeln, wandte man ſich an deren Trabanten, unter denen man entweder nur kopfloſe Werkzeuge und Ueberläufer fand, oder von denen man eine eingeflüſterte, höhniſche Abweiſung erfuhr. Es wird erzählt, man hätte damals ſogar Rivarol in's Miniſterium berufen wollen.

Rivarol, der ſich Graf nennen ließ, war ein ziemlich abenteuerlicher Menſch, ein aufgeweckter, witziger Kopf, ein glänzender Styliſt. Er war ein Freund von Mirabeau, Chamfort u. ſ. w., ein Royaliſt vom reinſten Blut, aber

kein Mann für ein Staatsportefeuille. Die Sage will wissen, er hätte auf die Einladung, in's Cabinet zu treten, geantwortet: Sehr gern, aber erst von dem Augenblicke an, in dem Ludwig wirklicher König sei.

Ob die Sache nun wahr oder nicht, auch als bloße Anecdote trifft sie den Nagel auf den Kopf. Zu dem Plane Marie Antoinettens bedurfte es eines wirklichen Königs, der Ludwig XVI. nie gewesen und auch jetzt nicht wurde. Zwar hatte man sich bereit finden lassen, mit Mirabeau anzuknüpfen, aber diese Anknüpfung blieb im Ganzen ziemlich erfolglos. Man bezahlte ihn und hörte allerdings zuletzt diesen tiefblickenden, mächtigen Geist, richtete sich jedoch nicht genau nach seinen Vorschlägen. Schon im eigentlichen Hauptpunkt war man nicht einig. Mirabeau's Ziel war eine Gegenverfassung, das der Hofpartei eine Gegenrevolution. Letztere traute dem erstern nicht und wollte ihn nur zu ihrem Zwecke benutzen. Noch immer eitel, noch immer stolz, konnte sie es nicht über sich bringen, von Mirabeau sich leiten, ihn über sich verfügen zu lassen. Sie behielt ihre vornehmen Mienen, ihren Dünkel und Hochmuth von ehedem bei. „Obschon diese Leute nicht achtungswerth sind," bemerkte der König eines schönen Tags, von Mirabeau und andern Gliedern der Volkspartei redend, „und ich den erstern sehr hoch bezahlt habe, so glaube ich doch, daß sie mir Dienste leisten können."

In dieſen Worten erkennt man noch ganz den alten Hofſtyl und zugleich den kleinlichen Geiſt des Königs wieder, der noch immer die Veränderung der Umſtände nicht begriff und in Vorſtellungen lebte, die längſt über den Haufen geworfen waren. Nicht als erkauftes Werkzeug, als Diener durfte Mirabeau genommen, er mußte als Retter, als Befreier begrüßt werden. Seiner Einſicht, ſeiner Macht, ſeinem Genie mußte man ſich fügen, denn in ihm allein fand man den Hercules, der noch im Stande war, die zwölf Rieſenarbeiten für die ſinkende Monarchie zu verrichten; wenigſtens ſind die Maßregeln, die er bezeichnete und forderte, allein als ſolche zu betrachten, durch deren Ergreifen und Vollführen eine Wendung zum Guten als möglich anzuſehen war. Auflöſung der Nationalverſammlung, Wahl neuer Abgeordneten und Reviſion der Verfaſſung waren die Bedingung, die er ſtellte. Er hielt die Verfaſſung für ein verworrenes Gemiſch von Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie; von den beiden erſteren, meinte er, habe man das Schlechteſte genommen, von der letztern ſo viel wie gar nichts. Dem müſſe abgeholfen werden, aber ohne die weſentlichen Errungenſchaften der Revolution in Frage zu ſtellen. Er glaubte dies erreichen zu können durch neue Wahlen, bei denen, ſeinem Dafürhalten nach, alles aufgeboten werden mußte, um die rechten Leute zu erhalten. Beſonders in den Provinzen hielt er das für

möglich, wo das Königthum noch viele und treue Anhänger zählte. Mit diesen wollte er dann das „unrettbar der Demagogie verfallene Paris“ in Schach zu halten versuchen.

Daß dieser Plan eine Aussicht auf Gelingen hatte, wird man einräumen können. Aber man befolgte ihn leider wenig. Die Königin selbst unterstützte ihn nur lässig. Sie sah in Mirabeau immer den Revolutionär, die Creatur des Herzogs von Orleans: auch sie gewann kein volles Zutrauen zu ihm und förderte seine Vorschläge nicht mit dem ganzen Nachdrucke, der ihr zu Gebote stand. Auch sie hatte im Stillen mehr Neigung zur Gegenrevolution als zur Gegenverfassung, darum begünstigte sie die Pläne zur Flucht, die Mirabeau zwar nicht billigte, die er indeß zugab, nur um seinerseits den besten Willen zu zeigen und sich im Einverständniß zu erhalten.

Mitten in den Vorbereitungen dazu verschied er; es war am 2. April 1791. Die Entweichung der königlichen Familie ging bekanntlich in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni vor sich und mißglückte hauptsächlich, weil es überall an den rechten Leuten sowohl als an der rechten Verabredung gebrach. Die Einen meinen überdies, die Reise sei durch das viele und langsame Essen des Königs in der schnellen Ausführung beeinträchtigt worden; Andere: die Königin habe sie über Gebühr durch Anschaffung

von Toilettengegenſtänden verzögert. Sicher iſt, daß man ſie zu ſpät antrat, nicht genug Vorſicht brauchte, und daß die Zahl der Betheiligten zu groß war. Man wollte nach Montmedy unter den Schutz einer noch ergebenen Armee, und wenn man da nicht ſicher war, wahrſcheinlich nach Brüſſel. Man hoffte hier in Fühlung mit den Operationen des Auslandes zu kommen und ſo die Gegenrevolution zu bewerkſtelligen.

Die Gefangennehmung und Zurückführung der königlichen Familie war der zweite große Schlag, den Marie Antoinette erlitt. Sie mußte die furchtbarſten Demüthigungen und den vollen Vorgeſchmack ihrer ſpätern Gefangenſchaft erfahren. Man bewachte ſie auf's Strengſte, man ging ſogar ſo weit, ſie in einem Zimmer ſchlafen zu laſſen, deſſen Thür zum Vorſaal, wo ſich die Wache befand, offen bleiben mußte und nur geſchloſſen werden durfte, während ſie ſich entkleidete und legte oder aufſtand und anzog.

Die Behandlung, die ihr ſelbſt, ihrem Gemahl, ihren Kindern, ihrer Begleitung während der Zurückbringung nach Paris zu Theil wurde, iſt geſchichtlich bekannt und mußte allen, die ſie erblickten, zeigen, wie tief das Königthum geſunken war, wie hinfällig und nichtig es geworden. Von aller beſtimmenden Gewalt, aller ausführenden Macht war ſchon kein Schimmer mehr vorhanden. Die Monarchie lag bereits vollſtändig untergraben und ſtand ſo ſchwankend

auf ihren Grundmauern, daß sich mit Gewißheit erkennen ließ, wie sie bei dem nächsten, wenn auch nur schwachen Stoße über den Haufen stürzen und in Trümmer gehen müsse.

Unter solchen Umständen liegt die Frage nahe, ob Ludwig XVI. und Marie Antoinette denn nie daran gedacht haben, abzudanken. Sicher ist, daß man darüber keine nachweislichen Erörterungen gepflogen. Der König mag vielleicht zu Zeiten diese Idee gehabt haben, hat sich aber ohne Zweifel gescheut, sie der Königin zu bekennen. Die Königin konnte nicht vergessen, daß sie eine Tochter der Marie Theresia war, und daß sie Kinder, daß sie einen Dauphin hatte. Sie wollte diesem die Krone erhalten; darin gipfelt ihr Heroismus und darum vertheidigte sie Schritt für Schritt ihre Stellung an den Stufen des Thrones, so wankend und morsch derselbe auch immerhin werden mochte.

Es ist wahrhaft großartig, was sie in dieser Vertheidigung geleistet. Sie gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, sie kannte keine Rast. Combiniren, heimliche Zusammenkünfte halten, Denkschriften, Manifeste entwerfen, Briefe schreiben, Pläne schmieden, in allen diesen Dingen war sie unerschöpflich. Die von ihr vorhandenen Schriftstücke bilden eine ganze Bibliothek, eine eigene Literatur. Manches davon mag unecht, nachgemacht oder unterge-

ſchoben ſein; manches, was dafür gilt, iſt indeß wohl immerhin zuſtändig. Marie Antoinette mag einiges ſelbſt mit verſtellter Hand geſchrieben, anderes dictirt haben. Viele ihrer Billete erhielten ſich vielleicht nur in Abſchrift. Rechnet man aber auch von dem ihr Zugeſchriebenen ein gutes Theil ab, ſo bleibt noch immer genug, um über ihre Thätigkeit zu ſtaunen, wenn man bedenkt, daß ſie bei alledem bei ihrem Gemahl gar keine Unterſtützung fand, im Gegentheil, neben der Pflege und Erziehung ihrer Kinder, die mehr und mehr auf ihren Schultern ruhte, noch dafür zu ſorgen hatte, daß er Unterhaltung, Zerſtreuung, Bewegung erhielt.

Sie brachte ganze Stunden damit zu, ihm vorzuleſen oder Billard mit ihm zu ſpielen. Seit er keine Jagd mehr hatte, wurde er täglich dicker, träger, hinhängender. Sie hatte Noth, ihn vom Fleck zu bringen, ihn nicht ganz verſumpfen zu laſſen. Daß auch er Hand ans Werk lege, kämpfe, ringe, das Erbe ſeiner Kinder vertheidige, daran ſcheint nicht zu denken geweſen zu ſein. Wenigſtens liegen von Anſtrengungen und Mühen ſeinerſeits gar keine Belege vor. Man könnte vielleicht annehmen, daß er dieſe nur vermieden, um keinen Argwohn zu erwecken. Aber man weiß ja, daß die Königin weit mehr beobachtet und verdächtiger war als er. Alle Blicke hingen an ihr und ſie mußte daher weit vorſichtiger und ängſtlicher bei ihrem

Thun verfahren, als er es nöthig gehabt. Um ihre Feinde zu täuschen, widmete sie auch gern ihre Zeit am Tage recht auffälligerweise dem Umgange mit der Familie, mit dem Gatten, um dann in der Stille der Nacht, bei sorgfältig verhüllten Fenstern, die keinen Lichtschimmer nach außen ließen, zu lesen, zu correspondiren, Chiffern aufzustellen und zu enträthseln.

Eben erst von einer mißlungenen Flucht zurückgebracht, spann sie die Fäden zu einer zweiten an, die aber unterblieb, weil sie später dieselbe für unnöthig hielt, unterichtete ihre Freunde von ihrer Lage, gab das Losungswort aus, vertiefte sich in die Geschichte, in neue Rettungsversuche, in Ergründung aller Ursachen der Revolution.

Bald genug hatte sie erkannt, daß ein Fürst verloren ist, wenn er sich nur durch sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Mäßigung vertheidigt. Sie blieb dabei nicht stehen. Sie beeilte sich den auswärtigen Herrschern zu beweisen, daß es sich nicht blos mehr um das Heil von Frankreich, daß es sich um die Ruhe Europas handle. „Die bewaffnete Macht hat alles verdorben," rief sie diesen zu; „nur die bewaffnete Macht wird auch alles wiederherstellen können. Giebt man uns durch sie einen Zustand der Ruhe, läßt man uns einen Augenblick Athem holen von so viel Aufregung und Tumult, so wird man zu seinen Gewohnheiten und Sitten zurückkommen und endlich

gründlich ermeſſen können, was die Verhältniſſe Dringendes erheiſchen.“

Man erkennt aus dieſen Andeutungen zur Genüge, daß ſie an der Gegenrevolution feſthielt, daß ſie ſich doch lieber durch Intervention des Auslandes als durch ein Eingehen auf den Geiſt der Bewegung gerettet ſehen mochte. Daher erklärt ſich denn wohl auch zumeiſt, daß ſie den richtig erkannten Zeitpunkt zu einer letzten Reaction, nach Annahme und Proclamation der Verfaſſung (am 3. und 30. September 1791), ungenützt vorübergehen ließ.

Man konnte ſich nicht entſchließen, offen und gerade, aber zugleich auch entſchieden aufzutreten. Erſt wollte Ludwig die Verfaſſung unbedingt annehmen, dann ſprang er auf Zureden der Royaliſten zu Ausſetzungen über und willigte endlich doch in ſie ein, als Lafayette ihm eindringliche Vorſtellungen machte.

Wenn man nun einerſeits nicht umhin kann, dieſes Hin- und Herſchwanken in den Entſchlüſſen und Maßnahmen, dieſes Balanciren zwiſchen Gegenverfaſſung und Gegenrevolution bitter anzuklagen, ſo muß man andrerſeits zur Entſchuldigung dafür anführen, daß die Revolution auch keineswegs raſch und ununterbrochen fortſchritt. Es gab Stillſtände und Pauſen genug in ihr, wo ſie in ſich erſchlafft oder über ihr eigenes Beginnen erſchreckt, plötzlich Halt machte und Neigung zur Verſtändigung und Aus-

ſöhnung zeigte. Wie oft, wenn alles verloren ſchien für das Königthum, erholte ſich ſeine Sache wieder, daß ſie wie gerettet, wie auf's Neue gefeſtet erachtet werden konnte! Nach dem Verſöhnungsfeſte des Lamourette, zu welchem man die Königin in die Nationalverſammlung berief und mit Jubel empfing, umarmte ſich die königliche Familie voll Freude und Entzücken, weil man die Liebe der Nation wiedergewonnen zu haben glaubte. Auch nach dem Bundesfeſt am 15. Juli 1792 war etwas Aehnliches der Fall. Kurz, ſolche Momente wiederholten ſich wieder und wieder, und ſie gerade mochten Marie Antoinette verleiten, ihren heimlichen Wünſchen die Zügel ſchießen zu laſſen und namentlich mit der Verfaſſung nicht Ernſt zu machen.

War die Verfaſſung nun einmal angenommen, ſo hätte man Lafayette, Dupont, Lameth, Barnave, Cazales und andere an ſich ziehen und mit ihnen zunächſt auf eine Pauſe hinzuwirken ſuchen müſſen. Neue Formen wollen geübt ſein. Aber man hätte ſie ſogleich auch in Bewegung ſetzen, ſtreng in ihnen regieren, die Regierung hätte wieder fühlbar werden müſſen.

Dies verſäumte man leider. Marie Antoinette ging allzu ſehr ihren Hintergedanken nach, erwartete zu viel von ihren diplomatiſchen Schritten. Darüber verlor ſie den günſtigen Zeitpunkt, das eigene Volk allzu ſehr aus dem Geſicht. Uebrigens konnte auch ſie über gewiſſe Aeußerlich-

seiten nicht hinwegkommen. Der Hof hatte einer Deputation der National-Versammlung nur einen, nicht beide Thorflügel im königlichen Audienzsaal öffnen lassen, weil der Ceremonienmeister einen Unterschied gemacht wissen wollte zwischen einer feierlichen Deputation von 60 Mitgliedern und einer bloßen Commission. Eine Deputation der Municipalität ließ der König abweisen, weil sie eine halbe Stunde später kam, als sie sich selbst hatte anmelden lassen.

Solche Vorgänge mußten natürlich erbittern und zur Folge haben, daß nun auch die Abgeordneten ihrerseits mit Bestimmtheit Formalitäten für die Versammlung aufstellten, welche dem König in seiner Würde einen gewissen Abbruch thaten. So war man z. B. übereingekommen, den Schwur Ludwig's auf die Verfassung sitzend entgegenzunehmen. Man hatte den wieder freigegebenen Monarchen im Sitzungssaal unter Jubelruf und Kanonendonner stehend empfangen; als er nun aber die Eidesformel zu sprechen begann, ließen Präsident und Abgeordnete sich geräuschvoll nieder. Der König, der das mit Staunen gewahr wurde, hielt einen Augenblick inne und setzte sich dann ebenfalls, um erst so in seinem Gelöbniß fortzufahren.

Der Königin soll dieser Auftritt, dem sie beiwohnte, außerordentlich schmerzlich gewesen sein, und gleich nach

demſelben will man die erſten weißen Haare bei ihr wahrgenommen haben. Es läßt ſich hieraus mit ziemlicher Gewißheit ſchließen, daß ſie immer noch außerordentlich viel auf das Aeußere gab und weil ſie dies mißachtet ſah, ſich für die Verfaſſung und deren Befolgung wenig günſtig geſtimmt fühlte. Immer noch konnte ſie ſich von dem Gedanken nicht losſagen, eines Tags durch die Einwirkung des Auslandes, durch ihr eigenes Talent oder irgend eine Schickung des Himmels Herrin der Situation und dadurch Begründerin der wahren und echten Monarchie zu werden. Sie ſcheute allerdings vor einer bewaffneten Einmiſchung der auswärtigen Herrſcher, vor einem blutigen Bürgerkriege zurück, aber auf der andern Seite vermochte ſie auch nicht, ſich in die neue Zeit, die neuen Zuſtände hineinzufinden. An dieſem Zwieſpalt, an dieſer innern Unaufrichtigkeit iſt all' ihr raſtloſes Wirken, ihre aufreibende Thätigkeit, ſie ſelbſt endlich und ihre ganze Familie zu Grunde gegangen.

Marie Antoinette wußte keinen Frieden mit ihrem Volke zu machen, und da das Volk wohl erfuhr, daß ſie unausgeſetzt arbeitete und ſchaffte, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß es all' dieſes Schaffen, all' dieſe Arbeit gegen die Nation gerichtet wähnte und in dem ſogenannten geheimen öſterreichiſchen Cabinet zu Paris die eigentliche Urſache alles Verderbens erblickte.

Es waren bekanntlich der Schriftsteller Carra und der Abgeordnete Isnard, welche zuerst diesen österreichischen Ausschuß in den Tuilerien unter dem Vorsitz der Königin zur öffentlichen Anklage brachten. Es wurde zu Anfang sogar Sieyès beschuldigt, Theilnehmer desselben zu sein. Genfonnet und Brissot gaben später noch Montmorin und Bertrand sowie den Grafen Mercy und die Prinzessin Lamballe als Mitglieder desselben an. Sie alle waren Vertraute und Anhänger der Königin, welche natürlich ungenannt als Seele der ganzen Verschwörung betrachtet wurde, die auf nichts anderes als auf Bekriegung Frankreichs durch das Ausland abgesehen sein sollte.

Selbstverständlich hatte man keine Beweise, aber man bedurfte deren auch nicht, um die Erregung immer größer zu machen. Bereits beim Tode Kaiser Leopold's war die öffentliche Entrüstung über diesen österreichischen Ausschuß so groß, daß, um die Hoftrauer zu verhöhnen, die am 13. März 1792 begann, die Hökerinnen auf den öffentlichen Plätzen Vorübergehende zwangen, gegen eine Contribution Blumensträuße von ihnen anzunehmen, zum Zeichen der Freude über das Ableben dieses Feindes von Frankreich. Schon am Pfingstfeste dieses Jahres wurden König und Königin, als sie in der Messe und Vesper waren, auf's Gröbste beschimpft. Die letztere soll dabei den größern Muth gezeigt haben.

Am 20. Juni fanden die ſkandalöſen Auftritte im königlichen Schloſſe ſtatt, bei denen das Volk gewaltſam eindrang, dem König eine Freiheitsmütze aufſetzte und Megären aus dem Volk der Königin eine Ruthe mit der Inſchrift „Für Marie Antoinette“, eine kleine Guillotine, einen Galgen mit einer daranhängenden Puppe und ein aufgeſpießtes, aus einem Stück Thierfleiſch geſchnittenes, blutendes Herz entgegenhielten. Auch hierbei behauptete die unglückliche Fürſtin die ungebrochenſte Standhaftigkeit. Ihr hoheitsvolles Benehmen ſoll Wunder gewirkt haben. Es wird berichtet, daß ein Weib aus dem Volk, das mit einer Pike nach dem Könige ſchlagen wollte, von ihrem Blick ſo betroffen wurde, daß es die Waffe ſinken ließ und in den Ruf ausbrach: „Es lebe die Königin!“

Daß dieſe wirklich immer etwas Imponirendes behielt, etwas von königlicher Race, ſcheint unbeſtreitbar. Noch vor dem Revolutionstribunal wußte ſie durch Haltung und Geſte ſich Reſpect zu verſchaffen. „Seht doch, wie ſtolz ſie thut!“ rief ihr eine Weiberſtimme nach, als ſie ihr erſtes Verhör beſtanden. Und als ſie an dem fürchterlichen 10. Auguſt, an dem Tage, an dem man die Tuilerien ſtürmte, mit ihrer Familie in den Schooß der National-Verſammlung überſiedelte, zeigte ſie bei dieſer Ueberſiedelung noch ſo viel Anmuth in der Haltung ihres Hauptes und in ihrem Gruße, daß ein brutaler Menſch aus der Maſſe

ſich dadurch zu dem Zurufe herausgefordert fand: „Laß endlich die Kunſtſtückchen mit Deinem Kopfe. Du haſt ihn die längſte Zeit gehabt!“

Alle dieſe Vorfälle beweiſen, daß Marie Antoinette die ihr angeborene Hoheit niemals fahren ließ und dieſelbe auch in den entſetzlichſten Augenblicken ihres Lebens zu zeigen liebte. Sie verlor nie die Herrſchaft über ſich ſelbſt, und adelte mit ihr noch ihr tiefſtes Unglück, die grauſamſten Demüthigungen, die ſie erfuhr. Nicht wie ihr Gatte ergab ſie ſich ſtumpf und dumpf ihrem Geſchicke; ſie hielt die königliche Würde darin feſt, ſie drapirte ſich damit, wußte ihren Gegnern damit Reſpect einzuflößen.

Dies Moment iſt es auch hauptſächlich, das ihrem Leben, ihrem Gedächtniß ſo viele Verehrer, Bewunderer, man darf ſagen, ſo viele Liebhaber zugezogen. Die Mehrzahl der Schriftſteller, welche über ſie geſchrieben, hat ſich im Schreiben gewiſſermaßen in ſie verliebt. Sie iſt eine von jenen ſeltenen Erſcheinungen der Geſchichte, welche durch einen beſtechenden Liebreiz die hiſtoriſche Kritik geradezu bezaubert und ſo blind für ihre Fehler macht, daß man faſt dazu gelangt, in ihr eine Heilige zu erblicken.

Weſentlich trägt dazu ihr letzter Lebensabſchnitt bei, an den wir jetzt gelangen, und welcher in der That ihr rührendſter und ſchönſter iſt. Marie Antoinette in ihrer

glücklichſten Zeit, in den Honigjahren ihres Königthums, hat mit all' ihrer gaukelnden Friſche, ihrer lerchenſchmetternden Heiterkeit, ihrem entzückenden Rauſche von Wohlleben und Vergnügen uns den häßlichen Grund von Leichtſinn und Frivolität nicht vertuſchen können. In ihrer zweiten Epoche, in der Epoche ihrer politiſchen Wirkſamkeit, haben wir ihren Fleiß, ihre Unermüdlichkeit, ihren ſcharfen Inſtinct, ihren Muth anerkannt, aber dabei uns doch nicht verſchweigen können, daß ſie vielfach unaufrichtig zu Werke gegangen und weder großen Blick noch Selbſtüberwindung genug beſaß, um das wahrhaft Richtige und Erſprießliche zu wählen. Selbſt, wenn ſie es erwählt, hielt ſie es nicht feſt, und Sybel hat nur zu recht, wenn er behauptet, ſie ſei in ihrem politiſchen Wirken immer ſogleich ermüdet geweſen; beſonders im Anfang habe ſie vieles begonnen, aber mitten im Beginnen wieder fallen laſſen. Von perſönlichen Zuneigungen und Abneigungen beſtimmt, hat ſie ihrer Sache hier durch maßloſe und unbedingte Hingebung ebenſo ſehr geſchadet, wie dort durch ungerechtfertigte und beleidigende Zurückhaltung. Durch die Hofſprache verdorben, verſtand ſie die Sprache der Wahrheit und Ueberzeugung nicht. Lange Zeit von faden Abenteurern, von galanten Gecken, von Glücksrittern und glänzenden Hofleuten umringt, hatte ſie das Verſtändniß und die Würdigung für echte Männlichkeit verlernt. Ihr genügten die Manieren

derſelben. Sie wollte das Königthum retten, aber ſie wollte es an der Spitze eines lärmenden Hoftrains und mit der Reitpeitſche in der Hand. Schon Lafayette, der von der Freiheit doch noch im Tone von Verſailles redete, war ihr zuwider. Sie wollte ſeine Bedeutung nicht gelten laſſen, weil ſie über ſeine linkiſchen Manieren beim Tanzen gelacht. Ihr fing der Mann erſt bei dem Cavalier an, und nicht ſowohl beim Cavalier der Geſinnung, als bei dem der Erſcheinung. Necker war ihr zuwider, weil ihr ſein Naturell zu bürgerlich; Roland's Quäkerhut und dickbeſohlte Straßenſchuhe reichten hin, um ihn ihr verhaßt zu machen. Freilich ſoll dieſer auch eines Tages die Verwegenheit gehabt haben, dem Könige den Vorſchlag zu thun, die Königin zu verſtoßen. Sie liebte Geiſt, Muth und Heroismus, aber ſie mußten zu poſen, d. h. ſich gefällig zu geben verſtehen. Nicht an der Etikette, am Ceremoniell hing ſie; im Gegentheil, dieſe Dinge waren ihr verhaßt; die bloße Nichtigkeit, der Leichtſinn, die Liederlichkeit aber konnten ſie täuſchen, wenn ſie Lebensart zeigten und über ein gewiſſes geniales Anſehen verfügen konnten. Nicht echte, wirkliche Größe thaten es ihr an; die bloße Geſte derſelben beſtach ſie.

Wir wollen ihre Fehler und Vergehen nicht wiederholen. Es mag genug ſein, wenn wir ſagen: ihr Verhalten in den erſten beiden Abſchnitten ihres Aufenthalts in Frankreich iſt

nicht ohne Schatten und Flecken. Der dritte jedoch iſt rein, vom Hauche keines Vorwurfs getrübt. Je weniger ſie Königin wurde, deſto mehr wurde ſie Mutter und Gattin. Das Weib hat die Herrſcherin überlebt und durch die Thaten ihrer Liebe und Unterordnung hat ſie alles geſühnt, was ſie je verbrochen.

Um dieſe Läuterung, dieſe Klärung zu illuſtriren, ſehen wir in dieſem letzten Theile ihres Lebens ſie auch nur von durchaus edeln, glorioſen Erſcheinungen umgeben, von wie wenigen freilich, wenn wir uns an das geräuſchvolle Gefolge ihres Glückes erinnern! Wie leer, wie unbedeutend die Menſchen waren, die ſie in ihrer erſten Zeit umgaukelten, geht daraus hervor, daß nur ſehr vereinzelte von dieſen ihr treu blieben und ihr opfermuthige Hingabe zeigten. Ja, es haben das letztere beinahe nur ſolche Perſonen gethan, die ſie vordem geringgeachtet oder bei Seite gelaſſen hatte. Die Schwägerin Eliſabeth, von der ſie ſpäter ſchrieb: „Ihre Seelenſtärke und ihr Gleichmuth iſt es, was uns aufrecht erhält und tröſtet," konnte ſie anfangs geradezu nicht leiden und die Lamballe ſetzte ſie auffallend gegen die Polignac zurück. Von dieſen, welche Marie Antoinette ſelbſt zur Flucht getrieben, hat ſich wenigſtens die Gräfin Jules inſofern bewährt, als ihr die Nachricht von der Hinrichtung der Königin das Herz brach, ſo daß ſie noch in demſelben Jahre dahinſtarb. Aus dem ganzen männlichen

Anhange dieſes Hauſes blieb ihr faſt nur jener ſchwediſche Graf Ferſen, der ihr bei der Flucht behülflich war und der in der That ihr gedient haben ſoll wie „ein Kreuzfahrer ſeiner heiligen Sache.“

Der Act aber, mit welchem Marie Antoinette gewiſſermaſſen abdankte, war ihre fruchtloſe Weigerung am 10 Aug., die Tuilerien zu verlaſſen. Als der König ſich entſchloß, Schutz vor dem Volk in der Nationalverſammlung zu ſuchen, rief ſie, ſtolz ſich in die Höhe richtend: „So befehlen Sie, Sire, zuvor mich an die Wände dieſes Schloſſes zu nageln!“

Sie wußte oder ahnte wenigſtens, daß ſich in die Nationalverſammlung begeben, ſich in den Rachen der Revolution ſtürzen hieß. Ihr Inſtinct hieß ſie bleiben, um wie ein tapferer Soldat auf dem Platze zu fallen, der ihr vom Schickſal angewieſen. Sie wollte von ihrem Volke ermordet, nicht gerichtet ſein. Als ſie aber ſah, daß Ludwig zu einem Entſchluſſe ſich nicht aufzuſchwingen vermochte, daß er nicht umgebracht, daß er verurtheilt ſein wollte, da gab ſie, wenn auch ſchweren Herzens, nach. Aber ſie machte ſich keine Täuſchungen. Mit dieſem Augenblick hörte ſie auf Königin zu ſein. Krone und Purpur ließ ſie von ſich fallen, um ſie ſpäter nur noch einmal gleichſam leiſe mit der Hand zu berühren, als es ſich nach der Hinrichtung des Königs um eine Flucht mit dem Dauphin

handelte, die ihr von ihren letzten Anhängern in Vorſchlag gebracht wurde und wobei ſie noch einmal, aber doch nur ſehr vorübergehend, in ihrem Herrſchergefühle aufflammte. Sie, die nach dem Briefe eines gewiſſen Aubier in Schuhen nach dem Tempel geführt wurde, die ſo zerriſſen waren, daß ihr Fuß daraus hervorſah, ſie hatte abgeſchloſſen, wenn auch nicht mit ihrem Leben, doch mit ihrem Geſchick. Von jetzt an iſt ſie widerſtandslos, faſt ohne Empfindung. Als die Prinzeſſin Lamballe, dieſe Freundin im Unglück, welche ſie in das Gefängniß begleitet hatte, ihr entriſſen wurde, um vor Gericht geſtellt und ermordet zu werden, da weinte ſie ihre letzten Thränen und zeigte dieſe noch dem Volke. Manuel, damals noch ein raſender Jakobiner und Tyrannenhaſſer, meinte aber im Gemeinderathe: „Nicht Thränen bedarf das Volk, ſondern Blut!“

Marie Antoinette hat denn auch keine mehr geweint. Als man kurz darauf das ſchöne Haupt der Lamballe auf einer Pike triumphirend unter ihrem Fenſter dahintrug, da ſchon blieb ſie unbeweglich, wie verſteint. Kein Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, keine Ohnmacht wandelte ſie an. Sie war auf alles, ſelbſt auf das Schlimmſte gefaßt. Sie wußte, daß ſie den Kelch werde leeren müſſen, und daß dies nur die erſten Tropfen waren, die man ſie ſchmecken ließ. Nichts ſollte ſie mehr mit Angſt erfüllen, nichts mehr ſie erſchrecken. Stoiſche Ruhe ſetzte ſie nun

an die Stelle königlicher Hoheit. Sie wurde das Pathos ihrer Seele, als ſie alles Anſehens, aller Macht entkleidet, nur noch die Magddienſte des Lebens verrichtete.

Strümpfe ſtopfen, nähen, ſich ihr Bett machen, ihre Kinder waſchen und kleiden, ſie ſingen und zeichnen lehren, dem Könige vorleſen oder Triktrak mit ihm ſpielen, wobei Stecknadeln oft die Stelle der mangelnden Jetons erſetzen mußten, in dieſe Beſchäftigungen lief ihr pomphaftes, geräuſchvolles, ereignißreiches Leben aus.

Als beide unter ihren Fenſtern die Republik proclamiren hörten, hielten ſie in ihrer Unterhaltung nicht inne, ſahen ſie ſich nicht einmal an. Sie waren bereits außerhalb der Welt, die Geſchichte war ihnen gleichgiltig geworden. Sie harrten auf das Ende.

Der König nahm das ſeinige hin, wie er alles hingenommen, ohne Größe, ohne Geſte, ohne Declamation. Wie er alles, was er gethan, faſt gegen ſeinen Willen, von andern genöthigt oder gezwungen gethan, ſo ſtarb er auch. Er ſträubte ſich kaum dagegen. Er litt den Tod durch die Guillotine, als wenn es einen andern nicht gäbe, als wenn er ſo durch das Naturgeſetz geboten wäre.

In einem gelblichen Ueberrocke, mit dem Hute in der Hand, erſcheint er vor dem Convent. Der Präſident giebt ihm die Erlaubniß ſich zu ſetzen und er ſetzt ſich, um auf die abgeſchmackteſten Anklagen in beinahe umſtändlicher

Weiſe zu antworten. Nichts beleidigte oder empörte ihn. „Mein Gewiſſen iſt rein,“ verſichert er, indem er, aber ohne jede leidenſchaftliche Aufwallung, hinzuſetzt: „Man wirft mir vor, ich habe Blut vergießen wollen, und dieſe Beſchuldigung zerreißt mir das Herz.“ Wie ſchmucklos, ſchlicht und einfach, man iſt verſucht zu ſagen, wie naiv, wie beſchränkt das klingt! Ludwig's Geiſt war allem Affect, aller Kunſt Eindruck zu machen fern. Es wäre ihm leicht geweſen, zu rühren, leicht zu erſchüttern. Ihr klagt mich an, daß ich habe Blut vergießen wollen. Hätte ich's vergoſſen, ſo flöſſe jetzt meins nicht! Wie nahe lag ihm eine ſolche Wendung! Ihm aber kam ſie nicht. So zugeſpitzt zu ſprechen, war ſeine Art nicht. Breit erging er ſich, ängſtlich, daß man ihm etwas Schlimmes nachſagen möchte. Die Geiſter zu entflammen, das Mitleid zu wecken, ſeine Feinde niederzudrücken mit der Wucht ſeiner Rede, ſeines Blicks, das fiel ihm nicht ein. Auch die letzte Zuſammenkunft mit den Seinen verläuft ähnlich. Man drängt ſich um ihn, man umarmt ihn, man küßt ihn; er tröſtet, er ermahnt, er betet. Damit iſt es aus. Er ſcheidet von ſeiner Familie und dem Leben wie ein kleiner Spezereienhändler, wie ein guter, rechtſchaffener Mann, ohne einen geſchichtlichen Ausſpruch, ohne eins jener geflügelten Worte zu hinterlaſſen, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht bis auf die ſpäteſte Nachwelt

vererben. Ein unbekannter Schriftſteller, ein Mitarbeiter der „Gazette de Paris“, der am Namenstage des Königs, am 25. Auguſt 1792, enthauptet wurde, hatte wenigſtens in einem verſchloſſenen Zettel noch die Worte hinterlaſſen: „Ein Royaliſt wie ich mußte wohl an einem Ludwigstage ſterben!“ Ludwig XVI. hat die Geſchichte nicht einmal den geiſtvollen Zuruf jenes Prieſters gelaſſen, der ihn zum Schaffot begleitete. Es iſt erwieſen, daß von Edgeworth die Worte: „Sohn des heiligen Ludwig, ſteige zum Himmel empor!“ an den Stufen des Blutgerüſtes nicht geſprochen wurden. Eine poetiſche Seele hat ſie mitleidig erfunden, um damit dem triſten Acte eine Art intereſſante Ausſchmückung zu geben. Wahr iſt aber die zermalmende Grabſchrift, die ihm ein Revolutionsblatt ſetzte:

Hier ruhet Ludwig unter'm Gras.
Gut war er wohl, allein zu was?

Das Leben der Königin nach dem Tode des Königs iſt nur noch in ihren Kindern, in ihrer Schwägerin Eliſabeth. Für ſich ſelbſt hat ſie faſt keins mehr. Als man ihr den Sohn entriſſen, athmete ſie gleichſam nur noch auf, wenn ſie durch ein Fenſter, eine Mauerritze ihn flüchtig ſehen oder hören konnte. Zu Malesherbes hatte Ludwig geſagt: „Ich werde mit Gleichmuth meinen Kopf auf's Blutgerüſt tragen. Aber, was Sie vielleicht wundern wird, iſt, daß meine Frau und meine Schweſter dazu

ebenſo entſchloſſen ſind als ich.“ Und das waren ſie in der That. Die Gefangenſchaft der Königin war nichts als eine Agonie. Sie ſah wie Niobe alle ihre Lieben ſterben. Wenn ſie auch ihre Kinder, ihre Schwägerin überlebten, ſo glaubte ſie doch wohl, daß auch ſie unter dem Beile der Guillotine ſterben würden. Jeder von ihren Getreuen, der hingerichtet wurde, nahm ein Stück von ihrem Leben mit. Die ſie zurückließ, deren Tod empfand ſie vor. Es hat wohl ſelten ein gequälteres Daſein gegeben als das ihre, wie ſie es zuletzt geführt. Was wollte es gegen ſolche Leiden ſagen, daß der Gemeinderath, nachdem man die Pelze des Königs und der Königin für ein Spottgeld verkauft, ihr gegen die Kälte des Winters eine Steppdecke verweigerte, ihr die Scheere entzog, ſodaß ſie beim Nähen ihren Faden mit den Zähnen zerreißen mußte, daß man mit dem Hut auf dem Kopfe mit ihr ſprach, nächtliche Hausſuchungen bei ihr hielt, während ſie im Bette lag, ihr alle kleinen Andenken von ihrem Gatten, ihren Kindern, von der Lamballe, von einigen Jugendfreundinnen nahm: ſie empfand kaum noch ſolche Grauſamkeiten und Brutalitäten. Für ſich wollte ſie nichts mehr. Die Kinder aber ſollten erfahren, daß ſie bis zuletzt an ſie gedacht, ſich mit ihnen beſchäftigt hätte. In der dunkeln, feuchten Conciergerie, wohin ſie mit einem Bündel Wäſche unter dem Arm gebracht worden war, benutzte ſie

einen Faden aus einer alten Mauertapete, um mit Hülfe zweier Zahnstocher eine Art von Kniebund zu flechten, das ihrem Sohne zuzustellen sie alles aufbot, was ihr von List und Bestechungskunst noch geblieben. Ihr Abschied von Madame Elisabeth und ihrer Tochter mitten in der Nacht vom 1. zum 2. August 1793, wo sie unerwartet geweckt und abgeführt wurde, war ohne Erregung, fest, fast männlich. Sie verwies ihre Tochter an die Tante, der Tante empfahl sie die Nichte und den Neffen. Sie sprach kurz, ohne zu weinen und zu klagen. Als sie zur Thür hinausging, stieß sie sich an den Kopf, und als man sie fragte, ob sie sich wehe gethan, antwortete sie beinahe mechanisch: „O nein, was könnte mir noch wehe thun!“

Vor dem Revolutionstribunal benahm sie sich, wie schon gemeldet, mit großer Standhaftigkeit und Würde. Ihre Antworten waren kurz, meist entweder ausweichend oder ablehnend. Es kam ihr nicht, wie dem Könige, darauf an, sich zu vertheidigen, ihre Unschuld zu beweisen. Sie nahm den Proceß nicht ernst, nicht so, als ob er noch etwas ändern könnte. Sie wußte, ihr Tod würde das Urtheil sein, gleichviel, was sie auch sage. Nur einmal wallte sie auf, als man sie eines unnatürlichen Umgangs mit ihrem Sohne zieh. Ihre Vertheidigung in diesem Punkt gewann ihr die volle Theilnahme der Masse. Den Todesausspruch vernahm sie gefaßt.

Als ſie den Todeskarren beſtieg, wollte der Henker ihr behülflich ſein, aber ein Blick genügte, ihn von jeder Hülfeleiſtung abſtehen zu machen. Uebrigens ſaß ſie auf dem Fuhrwerk, wie alle Verurtheilten, mit auf den Rücken gebundenen Händen, dem Pferde abgekehrt. Sie trug ein weißes Morgenkleid und eine kleine Haube auf dem Kopfe, deſſen Nackenhaare abgeſchoren waren.

Die unglückliche Königin behielt ununterbrochen die ruhigſte Faſſung; ſelten warf ſie den Blick auf das Volk, das ſie tobend und ſchreiend umgab. Ihr letztes Glück und damit zugleich auch ihr letzter Schmerz erreichte ſie dem Oratorium gegenüber, wo eine Mutter ein kleines, roſiges Mädchen in die Höhe hielt, das ihr einen Handkuß zuwarf. Dieſer Gruß eines unſchuldigen Kindes mitten aus den wilden Drohungen und Verwünſchungen der rohen Maſſe heraus rührte und ergriff ſie ſo tief, daß ſie geweint haben würde, wenn ſie noch Thränen gehabt hätte.

Auf die Frage des Geiſtlichen, ob ſie ihren Feinden vergeben, ſoll ſie geantwortet haben: „Warum nicht? Ich bedauere die Franzoſen, weil ſie von Sinnen ſind und nicht wiſſen, was ſie thun.“ Als jener am Fuße des Schaffots ihr zuflüſterte: „Der Tod, den Sie erdulden, wird Ihr Leben reinigen“, ſoll ſie ihn mit den Worten unterbrochen haben: „Von Fehlern und Mißgriffen vielleicht, aber von keinem Verbrechen!“

Es wäre dies ein entscheidender Ausspruch. Er ist indeß nicht historisch belegt. „Lebt wohl, meine Kinder; ich gehe zu Euerm Vater“, giebt man als ihre letzten Worte an. Doch dürfte auf alle diese Angaben nicht viel Verlaß sein. Die Hinrichtungen folgten sich damals so rasch, des Ungeheuern geschah so viel, daß den einzelnen Vorgängen wenig Achtsamkeit geschenkt werden konnte. Marie Antoinette starb im wildesten Lärm der Revolution. Das Rachegeschrei, das Todesgestöhne und das Blut von Tausenden wälzte sich über ihr Ende hin. Sie versank in das Chaos einer Zeit, die niemals ganz zu ergründen und zu schildern sein wird; ein Opfer ihrer Erziehung, ihrer Politik und des untergehenden Absolutismus.

Gilt es, ein letztes Wort über sie zu sagen, so sei es, auf die Gefahr hin, mit einer trivialen Moral zu schließen, das folgende:

Was Marie Antoinette als Königin gesündigt, hat sie als Gattin und Mutter gesühnt. Sie ist von großen Fehlern, Schwächen und Mißgriffen nicht frei, nicht frei von Schuld an der Revolution, der sie erlegen ist. Ihr politisches Handeln würde sie vor dem Verdammungsurtheile der Geschichte nicht schützen können; es schützt sie davor nur ihr weibliches Handeln. Das Weib in ihr rettet die Herrscherin, und diese unwiderstreitbare Thatsache lehrt uns auf's Neue erkennen, worin die Er-

haben heit und Größe des andern Geſchlechts zu ſuchen iſt. Wäre Marie Antoinette in ihrem Glanz und ihrem Glück immer nur Gattin und Mutter geweſen, wie ſie es in ihrem Mißgeſchick und in ihrer Erniedrigung war, ſo hätte ſie allerdings der Welt wohl ſchwerlich die allgemeine geſellſchaftliche Erſchütterung, aber der Hiſtorie ohne Zweifel einen Blutfleck erſpart, vor welchem noch heute die Menſchheit mit erſchütterter Seele ſteht.

Madame Roland.

Von den Memoiren der Madame Roland liegen verſchiedene Ausgaben vor. Die erſte erſchien 1795 zu Paris unter dem Titel „Appel à l'impartiale postérité.“ Eine zweite erfolgte wenige Jahre danach, die dritte 1820 und 1821, die vierte 1835. Die letzte, neu durchgeſehene und vermehrte, iſt die kürzlich erſt erſchienene von Faugère, unbezweifelt die beſte und wichtigſte von allen, weil ſie außer der geſammten Correſpondenz zugleich die jüngſt aufgefundenen Briefe von Madame Roland an Buzot enthält und damit ganz neue Geſichtspunkte für das Weſen und den Charakter der erſtern zur Geltung bringt. Die neue Studie von Dauban ſtützt ſich hauptſächlich auch auf jene und andere neuerdings veröffentlichte Briefe der merkwürdigen Frau, deren Bild der deutſchen Leſerwelt von Neuem vorzuführen deshalb zeitgemäß erſcheint. Dies um ſo mehr, als wir aus gleicher Urſache auch ſchon ein Bild von Marie Antoinette gegeben haben und nach dieſer un-

glücklichen Königin keine Frau ſo bedeutſam aus den Schrecken der Revolution hervorragt wie Madame Roland. Madame Roland iſt gleichſam das Seitenſtück von Marie Antoinette. Auch gehören dieſe beiden Frauengeſtalten im Grunde noch weit inniger zueinander, als man gemeinhin ſich träumen läßt. Abgeſehen davon, daß ſie daſſelbe Schickſal hatten, daß ſie beide der Guillotine zum Opfer fielen, beide dem Tode mit außergewöhnlichem Muthe ins Auge ſahen, der Wuth ihrer Gegner und ihren Henkern ſtoiſchen Gleichmuth entgegenſetzten, beide ſchön und geiſtvoll, von Verehrern umdrängt, jetzt gefeiert, dann verleumdet waren, jede von ihnen die Seele, die Fahne einer Partei abgab, haben ſie zugleich auch gewiſſermaßen einen Frauenkampf der Geſchichte gekämpft, den näher zu betrachten und zu verfolgen ein Unternehmen von ſchmerzlichem Reize iſt.

Die Königin Marie Antoinette und Madame Roland haben ſich nie perſönlich berührt, möglicherweiſe ſich nie geſehen und dennoch auf Tod und Leben einander befehdet. Während die eine, umringt von den Royaliſten, Hof hielt in den Tuilerien und das Königthum mit ihrem Körper deckte, ſammelte jene in ihrem Hauſe in der Straße de la Harpe, Saint-Côme gegenüber, die Partei der Girondiſten um ſich, um die Republik zu erwecken. Monarchie und Republik, für dieſe beiden Staatsformen ſind dieſe beiden

Frauen das Symbol, die Repräſentantinnen. Die eine ſtützt ſich auf den Thron der Bourbonen und läßt ſich unter ſeinen Trümmern begraben; die andere ſchließt ſich mit allen ihren Träumen, Hoffnungen und Wünſchen der Revolution an, um ſchließlich wie jene in deren Greueln zu Grunde gehen. Beide ſtreiten und fechten nicht ſelbſt für das, was ſie vertreten, aber beide ſtehen hinter dem Vorhange und ſenden unabläſſig ihre Anhänger aus, um ſie für ihre Idee kämpfen zu laſſen. Sie befeuern, ſie ſpornen an, ſie geben die Impulſe. In ihren Mienen, ihren Geſten, ihrem Lächeln liegt ihr Feldruf und Commandowort. Sie entflammen mit ihrer Anmuth, ſie begeiſtern mit ihrer Schönheit. Mit ihren Illuſionen und Phantaſien treiben ſie Tauſende in den Tod, in den Tod für die Sache, die ſie zu der ihrigen gemacht und von der ſie meinen, daß ſie herrlich und unbeſiegbar ſei. Beide, über dem Herzen und der Bruſt eines Weibes den Kopf eines Mannes tragend, beide immer eifrig darauf bedacht ſich im Kreiſe ihres Geſchlechts zu zeigen, und doch mit ihrer Leidenſchaft, ihrer Kühnheit, ihren Plänen und Intriguen weit darüber hinausgreifend, beide raſtlos thätig, der Schrift und des Wortes in ſeltenem Grade mächtig, beide unruhig, treibend, drängend, heroiſch in ihrem Weſen, ihre Gatten überragend, geliebt und liebend, dabei im allgemeinen die Männer ihrer Umgebung verachtend und doch bei allem,

was ſie verlangen und wünſchen, an dieſelben verwieſen, ſo ſtehen dieſe beiden Frauen ſich geſchichtlich gegenüber, um ſich durch ihren Anhang in ihren heiligſten Empfindungen, in ihrer Ehre, ihrem Glück auf das Grauſamſte zu zerfleiſchen.

Einen gewiſſen Zeitraum hindurch iſt die Franzöſiſche Revolution ein Duell zwiſchen Marie Antoinette und der Roland. Die Waffen, die ſie führen, ſind ihre Gatten, ihre Geſinnungsgenoſſen, ihre Briefe, die Zeitungsblätter ihrer Partei. Sie nennen, ſie erwähnen einander nicht, und doch ſind ſie Feindinnen bis aufs Blut, doch ruft jede von ihnen der andern zu: Du oder ich!

Es iſt ein entſetzenvolles Schauſpiel, das uns von dieſen beiden Frauen geliefert wird. Beide voll Genie, voll Liebreiz und hohem Sinn, kommen ſie lächelnd und tändelnd von verſchiedenen Seiten, die eine aus dem Volke, die andere aus dem Kaiſerpalaſte zu Wien, um an einem Kreuzwege der Geſchichte ſich gegenüberzutreten und dort ihr Geſchlecht, ihre Jugend, ihre Heiterkeit vergeſſend, ſich in bleiche Gorgonenbilder des furchtbarſten Haſſes zu verwandeln. Ihr Haß hat nichts Perſönliches, Menſchliches; es iſt ein Haß der Grundſätze, der Anſchauungen und Ueberzeugungen, ein Haß, der kein Blut und keine Thränen ſieht, weil er hier aus dem Vorurtheile und dort aus dem Ideale ſtammend, ein Haß des Gedankens, der Ueberlieferung

und Begeiſterung iſt. Marie Antoinette hat dieſen Haß ererbt wie ihren Namen, ihre Stellung in der Welt; die Roland hat ihn ſich angeleſen, anerträumt aus ihren Büchern und Schriften des Alterthums. Dieſe machte ihr Haß fernſichtig, das Nahe überſehend, nur das Weite erkennend; die Königin machte er blind. Blind lief dieſe in ihr Verderben; die Roland lief ſehenden Auges hinein. Den Untergang fanden beide und faſt zu gleicher Zeit.

Die Gironde, deren Genius die Roland war, hat das Königthum vernichtet, in welchem Marie Antoinette lebte, und an der Leiche des Königthums fiel die Republik, die jene geſchaffen haben wollten. Es war eine Republik der Schöngeiſter und Philoſophen, eine Republik von Denkern und Dichtern, von Menſchen, die ſich an der Geſchichte des Alterthums begeiſtert und daran ihre Studien gemacht. Das Katheder, die Tribüne, der ſchönwiſſenſchaftliche Eſſay waren die hauptſächlichſten Schauplätze ihrer Wirkſamkeit. Ihre Reden waren gedankenreich, voll Schwung und Emphaſe, Ausſtrömungen und Manifeſtationen ſchwärmeriſcher Seelen und hochgehender Gemüther, bezaubernd, hinreißend, glänzend von Bildung, Kenntniß und Geiſt. Einen Rhetor wie Vergniaud hatte die moderne Zeit auf dem politiſchen Felde noch nicht geſehen. Er hatte, wie Thiers ihn ſchildert, ein edles Herz, einen erleuchteten Kopf, und das Feuer, das ihn beſeelte, wie läſſig daſſelbe zu Zeiten auch glimmen

mochte, war in wichtigen Augenblicken doch gar wohl im Stande, ſeine Rede wahrhaft erhaben zu machen. Sie war anregend, überſchäumend und, Dank einer außerordentlichen Geſchmeidigkeit ſeines Organs, auch ſo ausdrucksvoll und einſchmeichelnd, daß man wohl behaupten kann, unvergleichlich in ihrer Art. Der Vortrag Mirabeau's erſchien wie ſein Charakter: ungleich und ſtürmiſch, der Vergniaud's, immer anmuthig und edel, ward, wo es die Umſtände verlangten, zugleich auch mächtig und impoſant. Die Beredtſamkeit war bei ihm nicht eine Kunſt, meint Lamartine, ſie war ſeine Seele ſelbſt und zwar eine Seele, von einer Macht der Phantaſie und einem Dufte des Geiſtes, wie ſie nicht ſo leicht noch einmal gefunden werden dürfte. Seine Reden waren Gedichte der Tribüne, Poeme der Politik. Wenn man von Lord Byron ſagte, daß ſeine Verſe Parlamentsreden geweſen, ſo kann man umgekehrt behaupten, daß Vergniaud's Parlamentsreden Verſe geweſen. Sie haben lange, ſtolze Perioden, Perioden, die gleichſam in ihrem erhabenen Wurf und Aufbau des Styls als rhythmiſches Geheimniß die Hogarth'ſche Wellenlinie der Schönheit in ſich tragen.

Und ſo hervorragend und unvergleichlich Vergniaud als Redner immer war, dennoch ſtand er nicht iſolirt in ſeinem Kreiſe. Barbaroux, Ducos, Fonfrède und Valazé wußten fortzureißen und zu zünden durch Lebendigkeit des Ausdrucks,

durch eigenthümliche und frappirende Vergleiche, durch überwältigenden Impuls. Condorcet sprach tief und bedeutend, Antibou mit Nachdruck und Würde, Duchâtel sicher und elegant. Guadet, ein Mann von außerordentlichem Talente, konnte zu Zeiten mit Vergniaud um den Sieg auf der Tribüne kämpfen. Er wußte mit einer seltenen Leidenschaftlichkeit und Wärme zu reden. Er hat mit seinen Reden außerordentliche Wirkungen erzielt. Nicht minder Brissot, dem eine kecke Schärfe der Invective, Lanjuinais, dem eine wunderbare Schlagfertigkeit, und Buzot, dem ein gediegenes Pathos und Wendungen von überraschender Kühnheit zu Gebote standen. Genfonné, ein durchaus logischer Geist, verstand einschneidend und mit vernichtendem Sarkasmus zu sprechen.

Jeder einzelne der Girondisten war so bedeutend, daß er das Haupt einer Partei hätte sein können. Sie waren eine Partei von Chefs. Darum entstand unter ihnen auch die Idee einer Föderativrepublik. Jeder von ihnen war im Stande ein Departement zu regieren und zu vertreten. Keiner war gemacht, sich zu unterwerfen und sich vom Andern imponiren zu lassen. Sie waren sich gleich an Bildung, Geist, Befähigung und Intelligenz, ein Parterre von herrlichen Erscheinungen, von Genie und Talent. Alle ausgezeichnet mit Verstand und glänzenden Gaben, mit Enthusiasmus zum Vaterlande und Liebe zur Freiheit,

gaben ſie ſich ſchwärmeriſch dem Zuge des Jahrhunderts hin, für deſſen Janitſcharenmuſik man ſie erklären kann. Sie zogen klingend der Revolution voran; ſie berauſchten die Welt, aber am meiſten ſich ſelbſt, weil ſie alles in jenem Roſenlichte der Dichtung ſahen, das ſich in Hölderlin'ſchen Gedichten ſo entzückend ausnimmt, aber im Sturm und Drange eines entfeſſelten Volks in den Blutlachen des Schreckens verlöſchen mußte.

Verbunden durch ein gemeinſames Gefühl für alles Erhabene und Große in der Geſchichte, ließen ſie Politik und Entſchloſſenheit nicht vermiſſen. Sie beſaßen alles, was der Mann für das öffentliche Leben und den Staat bedarf, würden aber trotzdeſſen ſchwerlich Frankreich gerettet haben, und zwar aus demſelben Grunde, aus dem ſie endlich ſich ſelber nicht retteten, nämlich weil ſie der Republik allerdings ihre Köpfe, aber kein Haupt zu bieten im Stande waren. Das Haupt der Gironde war ein Weib, war Madame Roland.

Dieſer Ausſpruch iſt kein Paradoxon, ſondern eine hiſtoriſch bewieſene Wahrheit, was ſich uns leicht ergeben wird, wenn wir die Entſtehung und das Weſen dieſer Partei näher in's Auge faſſen.

Die Partei der Gironde entſtand im Schoße der Geſetzgebenden Verſammlung, welche den Reichsſtänden folgte, und zwar dadurch, daß die Abgeordneten des

Girondedepartements, des größten in Frankreich, gleich im Anfange durch entſchiedenes Rednertalent und republikaniſche Grundſätze Aufſehen machten und Einfluß gewannen. Es waren das Vergniaud, Guadet, Genſonné, Grangeneuve, ſämmtlich Advocaten, und Ducos, ein junger Kaufmann. Zu ihnen trat Briſſot mit ſeinem Anhange, ſodann Condorcet, Fauchet, Laſource, Isnard, Kerſaint und Henri Larivière. Der Kern der Partei und der, welcher ihr den Namen gab, waren der Mehrzahl nach junge Männer mit feurigem Herzen und glühendem Kopfe. Ducos war, als er zur Guillotine geführt wurde, noch nicht 28 Jahre, ſein Schwager Fonfrède erſt 27 Jahre, eben ſo alt war Duchâtel; Gardien zählte 39, Genſonné 35, Valazé 42 Jahre; Buzot hatte kaum die 30 erreicht, Briſſot ſtand im 39., Vergniaud im 35., ebenſo Duprat und Lehardi, Laſource im 39., Mainville im 27., Bigée im 36. Jahre.

Man ſieht, das Lebensalter der meiſten bei ihrer Hinrichtung fällt zwiſchen das Ende der zwanziger Jahre und das der dreißiger. Faſt alle hatten ſtudirt; einige waren geradezu gelehrt. Beleſen, genährt vom claſſiſchen Alterthum, politiſch erregt und ſchäumenden Geiſtes, liebten ſie alle die Wiſſenſchaft, die Literatur und Kunſt. Sie waren Schöngeiſter im wahren Sinne des Worts und zogen an und ſammelten um ſich, was ähnlich war. Es

lag etwas Artiſtiſches in und über ihnen, ein Hauch echter Humanität, ein Zug zur wahren Schönheit des Daſeins, dabei ein unverwüſtlicher Fonds von Edelmuth, Verſöhnungsluſt und Sorgloſigkeit. Sie waren die Athener des neuen Griechenlands: die Denker, Träumer, Lebemänner der Revolution. Die Revolution wurde ihnen zum Sympoſion des Jahrhunderts, zum heitern Gaſtmahl mit geiſtvollen Geſprächen und Scherzen, mit Geſang und Flötenſpiel. Sie legten überall ein großes Gewicht auf geiſtige Fähigkeiten, auf Adel der Geſinnung. Sie wurden die geiſtige Ariſtokratie im Convent.

Daß Männer dieſer Art eine edle und für die Freiheit begeiſterte Frau anziehen mußten, liegt auf der Hand. Madame Roland, deren Erziehung und Geiſtesrichtung wir ſpäter noch eingehender betrachten werden, neigte ſich gleich von Anfang an ihnen zu. Sie ließ ſich hinreißen von ihren Ausſprüchen und Reden, und da Roland ein zwar etwas trockener und pedantiſcher, aber zugleich doch auch überaus ehrenhafter und wohlmeinender Mann war, ſo konnte es nicht ſchwer fallen, ihn dieſer Partei zuzuführen. Er hatte ſich in Lyon, wo er zuletzt ſeinen Aufenthalt hatte, für die Bewegung entſchieden. Im Jahre 1791 kam er nach Paris und lernte hier einzelne der Mitglieder der Gironde perſönlich kennen, die ſich bald genug um ihn, hauptſächlich aber um ſeine Gattin ſchaarten. Begabt mit

einem wahrhaft erleuchteten Geiſte und einem durchdringenden Verſtande, hatte ſie vom Himmel noch eine weit ſeltenere Gunſt erhalten: eine groſsmüthige und erhabene Seele, eine Seele, die mit der Schwärmerei der Jugend zugleich eine auſserordentliche Thatkraft verband. Dazu kam, daſs ſie um volle 20 Jahre jünger als ihr Mann, von gewinnender Schönheit war. Jemand, der Madame Roland 1789 Gelegenheit hatte zu ſehen, ſchilderte ſie wie folgt: „Ihre Augen, ihr Wuchs und ihr Haar waren von hervorſtechender Schönheit und ihr zarter Teint beſaſs eine Friſche und Farbe, die vereint mit ihrer Miene der Reinheit und Beſcheidenheit ſie wunderbar verjüngten. Ich fand an ihr keineswegs jene Eleganz gefälliger Manieren, wie ſie der echten Pariſerin eigen zu ſein pflegt und wie ſie ſie in ihren Memoiren an ſich ſelber rühmt, aber auch noch weniger etwas von einem linkiſchen Weſen; denn was wirklich einfach und natürlich iſt, kann auch nie ganz ohne Anmuth ſein. Ich erinnere mich, daſs, als ich ſie zum erſten Mal erblickte, ſie völlig dem Bilde entſprach, das ich mir von der Julie Jean Jacques Rouſſeau's gemacht; und als ich ſie gar ſprechen hörte, ward dieſe Vorſtellung noch vollends vervollſtändigt.“

Während ihrer Gefangenſchaft hat ſie einer ihrer Haftgenoſſen, Bioufſe mit Namen, der ſpäter „Denkwürdigkeiten eines Eingekerkerten“ hinterließ, folgendermaſsen geſchildert: „Ihr ganzer Geſichtsausdruck war vergeiſtigter

Art; das Unglück und ihre lange Einsperrung hatten freilich in ihrem Gesicht Spuren des Trübsinns zurückgelassen; allein sie wurden durch ihre natürliche Lebhaftigkeit gemäßigt: sie besaß eine wahrhaft republikanische Seele in einem Körper, der, von Anmuth bewegt, eine Haltung zeigte, wie man sie sich nur immer an einem Königshofe wünschen mag; etwas mehr, als was sich gewöhnlich in den Augen der Frauen spiegelt, malte sich in ihren großen dunkeln Augen, voll Feuer und Milde zugleich; sie sprach oft mit mir durch das Gitter des Gefängnisses mit der Freiheit und dem Muth einer erhabenen Seele. Diese republikanische Sprache, dem Munde einer lieblichen französischen Frau entströmend, deren Schaffot schon errichtet war, erschien als ein Wunder der Revolution, an das man noch nicht gewöhnt war. Wir alle um sie her lauschten mit einer Art Bewunderung und Erstaunen ihrer Unterhaltung, die ernst war, ohne kalt zu sein. Sie wußte sich mit einer seltenen Kunst und mit einer Schönheit der Sprache auszudrücken, daß, wenn man sie vernahm, man eine Musik zu hören vermeinte, welche das Ohr bis dahin nicht kennen gelernt hatte.«

Sie selbst macht in ihren Denkwürdigkeiten folgende Beschreibung von sich: »Mit 14 Jahren maß ich ungefähr 5 Fuß; ich war zu dieser Zeit schon vollständig ausgewachsen; mein Bein erschien wohlgeformt, mein Fuß

zierlich; die Hüften hoch und wohlausgewölbt; die Brust breit und voll; die Schultern anmuthig gestaltet; dabei war meine Haltung fest und graciös, der Schritt schnell und leicht. Dies war, was der erste Blick auf mich zeigte. Mein Gesicht hatte nichts Anziehendes als eine große Frische und bei viel Milde doch auch Bestimmtheit des Ausdrucks. Beim Betrachten der einzelnen Züge ließ sich fragen: wo ist hier denn Schönheit? Kein einziger dieser Züge war regelmäßig, aber alle zusammen gefielen doch. Der Mund war ein wenig groß; man sah jedenfalls tausend schönere, aber keiner von ihnen besaß ein gleich zärtliches und verführerisches Lächeln. Das Auge war im Gegensatze dazu nur klein, von graubrauner Farbe, gekrönt von einer wohlgezeichneten braunen Augenbrone; es wies einen offenen, freien, lebhaften und zugleich sanften Blick auf, der in seinem Ausdruck wechselnd war wie die Seele, welche er durch seine Bewegungen malte; ernst und streng, frappirte er manchmal, aber noch öfter schmeichelte er und jedenfalls zog er immer an.

„Mit der Nase habe ich einige Noth, denn ich fand sie von jeher ein wenig dick an der Spitze, indeß im ganzen und hauptsächlich vom Profil aus betrachtet, that sie dem übrigen keinen Schaden. Die Stirn war breit, klar, und ist noch jetzt wenig durch Falten verunstaltet; sie wird gehoben durch sehr hoch gewölbte Augenhöhlen. Was das

leidlich runde und aufgeworfene Kinn betrifft, ſo war es durch alle jene Merkmale gekennzeichnet, welche die Phyſiognomiker der Sinnlichkeit zuſchreiben. Je mehr ich ihrer Ueberzeugung beiſtimme, deſto mehr muß ich bekennen, daß ſie niemand weniger gekoſtet hat als ich. Der Teint war mehr lebhaft als weiß, von ſtrahlenden Farben, meiſt hervorgerufen durch die aufſteigende Röthe eines leicht erregbaren Blutes; die Haut erſchien zart, der Arm rund, die Hand, ohne klein zu ſein, doch angenehm, weil die langen und ſpitzen Finger Geſchicklichkeit andeuteten und immer Anmuth bewahrten. Die Zähne waren weiß und wohlgeordnet. Eine gewiſſe Fülle konnte als Zeichen vollſtändiger Geſundheit gelten.

„Dies waren“, ſo ſchließt ſie ihr Portrait, „die Schätze, welche die Natur mir verliehen. Ich habe deren viele eingebüßt, hauptſächlich diejenigen, welche mit der Fülle und der Friſche zuſammenhängen; andere, die mir geblieben ſind, ſind indeß immer noch angethan, ohne daß ich irgend künſtliche Mittel anwende, mich um fünf bis ſechs Jahre jünger erſcheinen zu laſſen, als ich bin. Sogar Perſonen, die mich alle Tage ſehen, haben, wenn ſie mein Alter abſchätzen wollen, Noth mir mehr als 32 oder 33 Jahre zu geben.“

Man muß ſich erinnern, daß ſie dieſes Bild von ſich wie ihre Denkwürdigkeiten überhaupt nur verſtohlen in der

Düſterheit eines Gefängniſſes, hinter eiſernen Gittern und Riegeln, im Angeſicht des Todes und unter der vollen Gewalt der Schreckensherrſchaft niederſchrieb, indem ſie oft dabei ſich lauſchend umkehrte, um zu horchen, ob der Henker nicht bereits an die Thür klopfe, ſie zum Blutgerüſt abzuführen. Wie echt weiblich und zugleich wie menſchlich rührend iſt es, daß ſie dabei es Camille Desmoulins nicht vergeſſen kann, daß er einmal Erſtaunen darüber geäußert, wie ſie in ihrem Alter und mit ſo wenig Schönheit ſo viele Verehrer gefunden. „Das kommt“, meint ſie, „weil ich ihn nie geſprochen“; indem ſie freilich hinzuſetzt: „aber allerdings iſt zu wetten, daß ich mit einem Menſchen ſeiner Art kalt und ſchweigend, wenn nicht gar zurückſtoßend geweſen ſein würde.“

Schon dieſer kleine Zug charakteriſirt die Frau. Wie ſie ihre Schönheit vertheidigt und es dem Schaffot gegenüber nicht vergißt, die Bemäkelung derſelben für den Druck mit geſperrten Lettern ſorgſam zu unterſtreichen, ſo vertheidigt ſie auch ihre Freunde, ihre Anſichten, ihre Träume bis an die Stufen der Guillotine. Es geht eine Sage: ſie habe auf dem Blutgerüſt noch nach einem Schreibzeug verlangt, um die ganz beſondern Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeſchwebt. Sie wollte alſo auch ihre Seele noch vertheidigen gegen die Rohheit der Henker, gegen den Graus und die Schrecken der

Vernichtung, vertheidigen mit der Feder und dem Wort, deren beider ſie in ſeltenem Grade fähig war.

Mit dieſer Befähigung mußte ſie zur Freundin der Girondiſten werden. Sie liebte die Bildung, den Geiſt, den Adel der Seele. Sie ſchwärmte für nichts mehr als für hiſtoriſche Größe. Schon als Kind war ihr Lieblingsbuch der Plutarch, und ſie rühmte ſich ſelbſt, daß ſie dieſen ſtatt des Gebetbuchs mit in die Kirche genommen, und daß ſie durch deſſen Eindrücke und Gedanken Republikanerin geworden, ohne es noch ſelbſt zu wiſſen. Die gleiche Geſinnung und dieſelbe Begabung zog ſie zu den Girondiſten, ſchließlich auch ihr Herz. Madame Roland liebte die Republik und Buzot.

Man hat ihr wie Marie Antoinette viele Liebhaber gegeben. Bald ſollte ſie Barbaroux, bald Vergniaud, bald Vancal des Iſſarts, bald irgend einen andern Girondiſten geliebt haben. Marat nannte ſie die Circe dieſer Partei. Man konnte ſich denken, daß ſie Roland nicht mit ganzem Herzen angehörte. Sie hat auch, wie es ſcheint, kein großes Geheimniß daraus gemacht. In ihren Memoiren ſchreibt ſie: „Ich ehre, ich liebe meinen Gatten, wie eine gefühlvolle Tochter ihren Vater, welchem ſie ſelbſt ihren Geliebten opfert. Ich habe den Mann gefunden, welcher dieſer Geliebte ſein konnte, und treu bleibend meiner Pflicht, konnte meine Offenherzigkeit doch die

Gefühle nicht verbergen, denen ich unterworfen war.“ Was Wunder alſo, daß man den Gegenſtand dieſer Gefühle zu erforſchen trachtete und daß dieſes Trachten nicht ohne Erfolg geblieben; Roland wenigſtens muß gewußt haben, wie es um das Herz ſeiner Gattin ſtand. Sie ſelbſt erwähnt ſeiner Eiferſucht, indem ſie meldet, „und das Glück war weit von uns“. Auch die nächſte Umgebung, die intimen Freunde erriethen wohl das Geheimniß ihres Herzens, aber im Graus und Wuſt der Revolution, unter dem Blut des Schreckens ward es ſo tief verſchüttet und begraben, daß es der Neuzeit verloren ging, bis es erſt ein Zufall wieder ausgegraben und an's Licht gezogen hat. Vier Briefe von Madame Roland an Buzot, bei einem Gemüſehändler gefunden, zwei Portraits von ihm, mit einer Charakteriſtik des Originals von Madame Roland beſchrieben, in dem Staube eines Antiquarladens entdeckt, bieten den Commentar der Geſchichte eines unglücklichen Herzens. Buzot war verheirathet und ſtand in demſelben, nur umgekehrten Alters-Verhältniß zu ſeiner Frau wie Madame Roland zu ihrem Gatten. Das Schickſal hatte zwei ſtarke Seelen gewählt für die Prüfungen, die es ihnen auferlegte. Sie fanden ſich, weil ſie gleich an Geiſt und gleich im Gefühle waren. Sie liebten ſich, und dieſe Liebe begeiſterte und kräftigte ſie in dem großen Kampfe der Revolution, den beide mit Muth und Ausdauer durchkämpften. Beſonders an Manon Roland ſind

dieſe Eigenſchaften bewundernswerth. Stoiſchen Geiſtes, wie ſie war, machte ihre unbefriedigte Leidenſchaft ſie nicht ſentimental, wie es bei tauſend andern Frauen geſchehen wäre, ſondern feſt, geſtählt bis ins Innerſte. Sie ward ihrer einzigen Tochter eine liebende, ſorgſame Mutter, ihrem Gatten eine treue, vorwurfsfreie Frau, der Republik eine ergebene Bürgerin. Im Intereſſe für das Staatswohl gipfelte ihr Leben, welches das Leben einer Römerin aus dem Alterthum war. Würdig einer ſolchen hat ſie gewirkt, würdig einer ſolchen iſt ſie geſtorben.

Sehen wir hier zunächſt auf ihre Stellung und ihre Thätigkeit inmitten ihrer Partei.

Sie hatte früh gelernt, ſich mit ernſten Dingen zu beſchäftigen. Mit einem lebhaften Gefühle für geſchichtliche Größe verſehen, unbefriedigt im Herzen und reſignirt in Bezug auf deſſen Leidenſchaft, neigte ſie gleich von Anfang an der revolutionären Bewegung zu. Schon in Lyon hatte ſie mit Roland zuſammen für eine Zeitung geſchrieben, wie ſie denn überhaupt ſeine Studien, ſeine Thätigkeit zu theilen pflegte. Sie hat ſich darüber in ihren Aufzeichnungen ſelbſt eingehend ausgeſprochen. „Die Gewohnheiten und der Geſchmack an ernſthaften Beſchäftigungen,“ ſagt ſie, „haben mich die Arbeiten meines Gatten theilen machen, ſo lange er einfacher Geſchäftsmann war; ich ſchrieb mit ihm wie ich mit ihm aß, weil das eine mir beinahe ſo natürlich

war wie das andere, und weil, nur für ſein Glück exiſtirend, ich mich dem widmete, was ihm am meiſten Vergnügen machte.“

So ſchrieb ſie mit ihm über Gegenſtände der Gelehrſamkeit, über Künſte und Induſtrie, ſo ſehr ſie das zuweilen auch langweilte. Die Politik machte ſie aufathmen; die lag ihrem Herzen näher. Es wird erzählt, daß ihr anonym abgefaßter Bericht über das Feſt der lyoner Föderation im „Courrier de Lyon“ in 60,000 Abzügen verkauft ward. Nun kam ſie nach Paris und hörte den ſtürmiſchen Mirabeau, den geiſtreichen Cazalès, den herausfordernden Maury, den ſcharfen Barnave. Da ward ihr politiſches Intereſſe nun vollends entflammt; ſie lebte und webte darin und mußte, jung, ſchön, geiſtvoll, wie ſie war, beſonders die Aufmerkſamkeit der Girondiſten gewinnen. Pétion, Briſſot, Buzot waren die erſten, die ihr näher traten. Sie ſah ſie oft bei ſich, hörte ihre Anſichten, ihre Hoffnungen und Wünſche; ſie theilte ſie. Sie ward in den Kampf und die Intriguen gegen das Königthum verwickelt. Das Königthum war ihrer Seele wie eine Schmach. Sie ſah mit innerer Freude, wie es ſank, und half ihren Freunden es zu ſtürzen. Was kümmerte ſie die Angſt, der Schmerz der Königin? Republik, Republik rief es in ihr, und dieſer Ruf wurde lauter mit jedem Tage. Heißblütiger Natur, wie ſie war, dauerte ihr der Kampf ſchon

zu lange. Anfang 1792 verzweifelte ſie bereits an der Revolution und wollte fort von Paris; da ward am 23. März Roland ins Miniſterium berufen.

Die Girondiſten waren damals die Mächtigen in Frankreich. Die Regierung, die ſie unausgeſetzt verfolgten und angriffen, wollte ſie auf ihre Seite bringen und verlangte alſo Miniſter aus ihrer Hand. Der Hof war klug genug einzuſehen, daß man dieſe Leute nicht durch Geld gewinnen konnte, was er ſo gern und meiſt unnütz verſchwendete; er gab ſich daher die Miene, als wolle er auf ihre Pläne und Wünſche eingehen, indem er ſich von ihnen Miniſter geben ließ. Unter dieſen Miniſtern war denn alſo auch Roland.

Damit begann für deſſen Gattin eine neue Zeit. Hatte ſie früher ſeine literariſchen Arbeiten getheilt, ſo theilte ſie jetzt auch ſeine miniſteriellen. Sie ſchreibt ſelbſt: „Als er Miniſter wurde, miſchte ich mich allerdings nicht in ſeine Geſchäfte, aber wo es ſich um Rundſchreiben, um Inſtructionen, um eine wichtige Veröffentlichung handelte, verfuhren wir gemeinſam, wie es Gebrauch unter uns war; durchdrungen von ſeinen Ideen, genährt von den meinen, ergriff ich die Feder, welche ich mehr Zeit zu führen hatte als er. Da wir beide dieſelben Grundſätze und denſelben Geiſt beſaßen, ſo endigten wir ſtets damit, uns zu verſtändigen, und die Gedanken meines Mannes verloren nichts, indem ſie durch meine Hände gingen. Roland

würde ohne mich ein nicht weniger guter Administrator gewesen sein; seine Ausdauer in der Arbeit, sein ausgebreitetes Wissen gehören ihm so gut wie seine unveräußerliche Rechtschaffenheit; aber mit meiner Beihilfe hat alles, was er schrieb, mehr Nachdruck und Wirkung gewonnen; denn es gelang mir in seine Manifeste eine Mischung von Kraft und Milde, die Macht der Vernunft und den Reiz der Empfindung zu bringen, die vielleicht nur einer Frau eigen sind, die Gefühl und zugleich einen klaren Kopf besitzt."

Diesen klaren Kopf zu zeigen hatte sie gar bald Gelegenheit. Die Girondisten, schwankend, uneins, wohlmeinend, wie die Mehrzahl von ihnen war, täuschten sich im Rausche ihres Erfolgs über den König, den Hof und seine Anhänger. Sie erwarteten, daß alles gut ausgehen werde, und standen auf dem Punkte ihren Frieden mit der Monarchie zu machen. Madame Roland, der einzig wirkliche politische Kopf in der Gironde, war nicht so leichtgläubig. Sie erkannte, daß falsch gespielt wurde, daß Dumouriez, der mit im Cabinete saß, intriguirte und mit der Königin ging. Nicht minder erkannte sie die Mißlichkeit ihrer eigenen Partei, was aus vielen ihrer Aeußerungen in ihren Briefen und Memoiren, unter anderm auch aus einer Stelle hervorgeht, in der es heißt: „Die Berathungen fanden in meinem Zimmer statt, aber ich wußte, welche

Rolle meinem Geſchlechte gebühre, und bin ihr niemals untreu geworden. Ich ſaß außerhalb des Kreiſes an meinem Tiſche und war entweder mit weiblicher Arbeit beſchäftigt oder ſchrieb Briefe, während man berathſchlagte. Hatte ich auch zehn Sendſchreiben fertig zu machen, was ſich zuweilen ereignete, ſo verlor ich doch kein Wort von dem, was vorkam, und ich mußte mich oft auf die Lippen beißen, um nicht meine Meinung hören zu laſſen. Was mich aber am meiſten befremdete und mir eine außerordentliche Unruhe verurſachte, war das Her- und Hinreden und der Leichtſinn, mit welchem Männer von gutem Verſtande drei bis vier Stunden hinbrachten, ohne zu feſtem Entſchluſſe zu kommen. Ich hätte den Ehrenmännern, die ich wegen des Adels ihrer Geſinnung und der Reinheit ihrer Abſichten täglich mehr achten lernte, vor Ungeduld Ohrfeigen geben können. Sie zeigten ſich alle als Philoſophen, als gründliche Kenner der Staatswiſſenſchaft, wenn eine Sache beſprochen wurde, aber ſie verſtanden ſich nicht darauf, Menſchen zu lenken, und alſo auch nicht auf Verſammlungen zu wirken.«

Lamartine hat ſehr richtig geſagt: »Die Girondiſten gaben der Revolution ſtets den Impuls, aber nie die Richtung.« Madame Roland aber, die das früh genug erkannte und es ändern wollte, hat allerdings bis zu einem gewiſſen Grade damit den Untergang ihrer Freunde und

ihren eigenen nur beſchleunigt, indem ſie den Zwieſpalt und die Verwirrung im Schooße der Partei um ein Anſehnliches vermehrte. Die Girondiſten, welche der franzöſiſche Geſchichtſchreiber Eugène Lebaume nicht mit Unrecht »wahre politiſche Hermaphroditen« genannt und von denen ein anderer gemeint, daß ſie bei aller Schönheit und Größe ihrer Reden doch nur einen läppiſchen Republikanismus aus ihren Collegienheften zur Erſcheinung gebracht, indem ſie ſich träumen ließen, ein römiſches Volk aus der Hefe und dem Schmutz von Paris geſtalten zu können — die Girondiſten waren in der That eine von Haus aus nie ganz einige und geſchloſſene politiſche Coterie. Sie beſaßen allerdings eine gemeinſame Idee, aber jeder mit andern Gedanken. Sie waren eben zu gebildet, zu ſelbſtdenkend, um leicht unter Einen Hut gebracht werden zu können. Die Dummheit und geiſtige Unfruchtbarkeit nehmen die Dinge, wie ſie ihnen gegeben werden. Sie deuteln nicht, ſie ſind nur von Einem erfüllt. Hierin liegt die Macht der Robespierre und Marat und das Fatum der Girondiſten. Der Berg beſaß keine Intelligenz, die Gironde hatte alle an ſich gezogen. Briſſot, Barbaroux, Sillery, Pétion u. a., ſelbſt einige nicht ganz fleckenreine, aber doch edlere Elemente hatten ſich der Gironde zugeſellt. Danton und Robespierre ſelbſt ſind eine Zeit lang zu ihnen getreten, wie denn beide auch im Salon der

Madame Roland erſchienen, der eine früher, der andere ſpäter.

Robespierre war ganz im Beginn ſeiner politiſchen Laufbahn dort und es geht die Sage, daß er daſelbſt, ſeine Nägel kauend, wie es ſeine Gewohnheit war, zuerſt mit Erſtaunen von einer Republik habe ſprechen hören. Madame Roland hat in ihren Memoiren, alſo zur Zeit, da ſie ſich und ihre Partei von ihm beſiegt ſah, ein Portrait von ihm gegeben, das aus folgenden Zügen beſteht. „Niemals," ſagt ſie, „hat das Lächeln des Vertrauens auf Robespierre's Lippen geſchwebt, denn ſie waren faſt immer von dem bittern Grinſen des Neides verunſtaltet, der ſich wegwerfend zu erſcheinen Mühe giebt. Sein Talent als Redner war unter der Mittelmäßigkeit; ſeine gemein klingende Stimme, ſeine ſchlecht gewählten Ausdrücke, ſeine fehlerhafte Ausſprache machten ſein erſtes Auftreten ſehr langweilig und wirkungslos. Aber er vertheidigte ſeine Grundſätze mit Wärme und Hartnäckigkeit und blieb dabei, das zu thun, als die Zahl der Volksvertheidiger ſich ſehr verringert hatte."

Man ſieht, ſie läßt ihm Gerechtigkeit angedeihen, ſie rühmt das an ihm, was ſie an ihrem Anhange vermißte, in dem ſie große Talente und glänzende Begabungen, aber nicht jenes Uebergewicht des Genies fand, das eine Partei bedarf, wenn ſie durchdringen und ſiegen ſoll. Robespierre

war beſchränkt und ohne jeden Zauber der Größe, aber ein Menſch, der unausgeſetzt ſein Ziel verfolgte und von ſeinen Gegnern lernte. Als er ſich den Girondiſten anſchloß, war er ein linkiſcher Kämpfer, den man überſah und mit einer Art von Geringſchätzung behandelte. Madame Roland ahnte und ehrte ſeine Energie. Obſchon er ihr nicht ſympathiſch war, hätte ſie ihn dennoch gehalten, aber ihre glänzenden Freunde ſtießen ihn zurück, während einige derſelben dagegen Danton an ſich zu ziehen ſuchten. Danton jedoch widerſtand der Roland geradezu. Robespierre war beſchränkt, doch tugendhaft; Danton genial, doch laſterhaft; Robespierre decent, Danton roh und ausſchweifend. Mit erſterem konnte ſich die Roland verſtändigen, mit letzterem nicht. Aber gerade letzterem ſchloß ſich die Gironde eine Zeit lang an, indeß ſie jenen verwarf. Daß nun die Roland es ſich angelegen ſein ließ, gegen Danton im Schooße der Partei zu operiren, während ſie für Robespierre auftrat, ſteigerte die Verwirrung in derſelben noch mehr, als ſie ohnedies ſchon vorhanden war, und welche darin gipfelte, daß man die Republik zwar erſehnte und wollte, aber am Ende immerhin auch mit dem Königthum noch Frieden zu ſchließen ſich geneigt erwies.

Wir haben bereits geſagt, daß ein großer Theil der Gironde ſchon berauſcht von dem Erfolge war, den ſie mit einem Miniſterium ihrer Wahl erlangt hatte. Dieſer

Triumph genügte, ſie bis zu einem gewiſſen Grade zu befriedigen und einzuſchläfern. Weil die Girondiſten überdies ehrlich waren, nahmen ſie die Sache auch ehrlich. Sie hatten die Republik beabſichtigt, ſie berathen, beſprochen, ſogar ein Journal begründet, in dem ſie deren Grundſätze predigen ließen oder auch ſelber predigten. Als der Hof aber aus der Gironde heraus ein Miniſterium angenommen, hielten ſie ſich anſtändigerweiſe verpflichtet, es gut mit ihm zu meinen. Man weiß heutzutage, daß die Girondiſten ihrer Mehrzahl nach einen Augenblick ernſthaft für die conſtitutionelle Monarchie eintraten und daß, als Briſſot den Krieg mit der Emigration und dem Auslande verlangte, man dadurch der Monarchie das Mittel in die Hand geben wollte, ſich zu retten. Hätte Ludwig XVI. ſich die Gelegenheit zu Nutze gemacht, ſich an die Spitze des Heeres geſtellt und geſiegt — und er hätte geſiegt — ſo war das Königthum neu befeſtigt und vielleicht auf ein weiteres Jahrhundert ſichergeſtellt.

Aber der Hof, an die Intrigue gewöhnt und mißtrauiſch wie gegen alle Welt, auch gegen die Girondiſten, ging auf dieſen Vorſchlag nicht ein und richtete damit ſich, ſeine Sache und die Gironde zu Grunde.

In der Gironde war nur Madame Roland nicht getäuſcht worden. Sie blieb dabei, dem Hofe und den Royaliſten nicht zu trauen. Sehr ſchneidend verglich ſie

die Monarchiſten ihrer Zeit mit jener Wirthsfrau, die, als ihr Bettthimmel auf Madame Roland's Vater beim Zuſammenziehen der Vorhänge herabgefallen war, ganz erſtaunt ausrief: „Aber mein Gott, wie iſt das möglich! Seit ſiebzehn Jahren iſt er im Gebrauch und hat ſich nicht gerührt!“

Die Monarchie hatte ſo lange beſtanden, warum ſollte ſie nicht noch länger beſtehen? Dieſe Leute wollten keine Aenderung, keinen Umſchwung. Roland's Quäkerhut und grobe Schuhe, mit denen er zu Hofe kam, entſetzten ſie. Sie hatten keine andere Idee, als ihn und ſeine Partei ſich ſo bald als möglich wieder vom Halſe zu ſchaffen. Sie wollten nichts als das ancien régime, nichts als dieſes.

Madame Roland durchſchaute das und bemühte ſich, ihre Anhänger für dieſe Einſicht zu gewinnen, was indeß ziemlich vergeblich war. Gleichſam um von der Richtigkeit ihrer Vorausſetzung eine Probe zu machen, ſchrieb ſie im Namen ihres Gatten den berühmt gewordenen Brief vom 10. Juni, welchen Schloſſer mit der Bezeichnung einer „politiſchen Cardinalpredigt“ gebrandmarkt hat, der aber doch ein wichtiges geſchichtliches Actenſtück iſt, weil er den König und ſeinen Hof gezwungen hat Farbe zu bekennen.

Madame Roland, der ihr Gatte alles beichtete, was dem Cabinet von Seiten des Königs und der Royaliſten

begegnete, konnte in der Art, wie der Monarch ſeine Räthe behandelte, wie er gefliſſentlich mit ihnen plauderte, ſtatt mit ihnen zu regieren, wie das Conſeil nach den eigenen Worten der Roland zu einer amuſanten Kaffeeſtunde wurde, wie man die Miniſter tracaſſirte und nutzlos hinhielt, die Annahme der Girondiſten nicht beſtätigt finden, daß Ludwig XVI. und die Königin aufrichtig verfaſſungsmäßig herrſchen wollten. Ueberdies ſah ſie, wie einige der Miniſter, vom Hofe verführt, den Ideen der Gironde untreu wurden.

Sie wollte ihre Freunde in's Klare bringen und deswegen verfaßte ſie im Einverſtändniß mit ihrem Manne jenen Brief, in dem ſie allerdings dem Könige ſo zu ſagen den Text lieſt, und nachdem ſie ihm zu verſtehen gegeben hat, daß in ſeiner Umgebung manches nicht ſo ſei, wie es die neue Staatseinrichtung erfordere, ſagt ſie endlich zum Schluſſe kurz und unumwunden: „Die Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge iſt unmöglich; ſeitdem nun einmal die Ideen des Rechts, der Freiheit, der Gleichheit in der Maſſe des Volks Eingang gefunden, wachſen und gedeihen ſie mit jedem Tage mehr. Vergebens wird die Gewohnheit der Privilegien, die Eigenliebe der vornehmen Stände alles Mögliche verſuchen, ſie wieder zu erſticken; dieſe vergeblichen Verſuche werden und können nur dazu dienen, ihre Wohlthaten immer mehr in's Licht zu ſtellen;

das Gefühl der Thatsache vereinigt sich mit der Meinung vom Recht, und indem es auf dasselbe fußt, erzeugt es dadurch die glühendste, stolzeste und mächtigste Leidenschaft, die es geben kann, die der Unabhängigkeit, der nichts widersteht und welche einzig durch das Gesetz zu regeln ist. Die Wiedereinführung des Adels, unter welcher Gestalt sie auch immer versucht werden mag, ist ebensowenig möglich, als es die der Reichsstände ist.

„Der Volkswille hat sich gegen sie erklärt; die Verfassung ist da und die Nation würde sich eher unter ihren Trümmern begraben lassen, als daß sie irgend einer Macht gestattete, sie umzustürzen."

Diese fulminante Sprache konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Genau genommen war sie nichts als eine Apostrophe an die Girondisten, die da heißt: „Ihr glaubt, daß der König und seine Umgebung es mit der Verfassung aufrichtig meinen. Ich meine es nicht. Wir wollen sehen, wer recht behält. Nimmt man auf und an dem Throne meinen Brief an und handelt man danach, so habt ihr gewonnen; lehnt man ihn ab und entläßt man das Ministerium, so bin ich es, die gewinnt."

Man weiß, daß die Antwort auf diese kühnen Zeilen die Entlassung Roland's und seiner Freunde war. Roland und seine Freunde aber standen damals noch in der vollen Gunst von Paris und der französischen

Nation, und ſo kam es, daß man ſie feierte und ihnen mit dem 10. Auguſt und dem Sturm auf die Tuilerien Revanche gab.

Die königliche Familie, in den Schooß der National-Verſammlung geflüchtet, mußte hören, wie auf Verginaud's Antrag der König ſeiner Macht entkleidet und die girondiſtiſchen Miniſter wieder eingeſetzt wurden.

Hier iſt der Gipfelpunkt in der Macht der Gironde. Die Gironde war in dieſem Moment allmächtig. Hätte ſie gleich nach dem 10. Auguſt das Ruder des Staats in die Hand genommen und die Republik erklärt, ſo würde ſie im erſten Rauſch der Begeiſterung alles was ſie wollte durchgeſetzt und auch das Leben des Königs gerettet haben. Als der Convent eröffnet wurde, wählte man Pétion zum Präſidenten und faſt lauter Girondiſten zu Secretairen. Sie hatten das Heft in Händen, ließen es ſich jedoch entgleiten, weil ſie immer noch eine beſondere Gelegenheit abwarten und ſich zu den Ereigniſſen drängen laſſen wollten. Dazu kam, daß, je mehr die Revolution dem Schrecken ſich näherte, deſto mehr auch ihr Einfluß ſich ſchwächte. Ihr Einfluß erſtreckte ſich beſonders auf die höhern Stände, die Gebildeten, und als dieſe eingeſchüchtert wurden und verzagten, entging ihnen die Macht, um in die Hände des Berges zu kommen, von dem aus Robespierre, Danton, Marat und ihre Getreuen ſich die Commune, das

Rathhaus, die Mairie, kurz das eigentliche Volk, und zwar das Volk der Revolution, in aller Stille erobert hatten. Diese Männer ließen die Gironde ruhig sich in ihren geistreichen Reden, ihren Träumen und Illusionen berauschen, um während dessen ohne Rücksicht und mit dreister Unverschämtheit zu handeln. Edle Naturen, wie die Girondisten vorwiegend waren, schenten sie sich einer vor dem andern niedrig oder gemein zu handeln. Im Gegentheil, sie spornten sich untereinander immer zum Edelmuth an, sie wetteiferten sich honnet zu zeigen. Selbst einigermaßen befleckte Namen wie Brissot und Sillery reinigten sich in ihrer Gesellschaft und wollten an Geistesadel den andern nicht nachstehen. Aber in Zeiten, wie die waren, die nach dem 10. August entstanden, mußte der Geistesadel ebenso verhaßt werden als der der Geburt. Das Gewicht, das die Girondisten anfingen auf Ehrenhaftigkeit und Reinheit des Bewußtseins zu legen, ward für sie mit jedem Tage gefährlicher, mit dem das Verbrechen sein Haupt kühner zu erheben begann, um so mehr, als sie sich verpflichtet hielten, dasselbe anzugreifen und zu bekämpfen. Man kann nicht sagen, daß Robespierre lasterhaft war, aber zur Zeit, da das Verbrechen sich Geltung verschaffte, stand er noch so sehr in Dunkel und Schatten, daß ihm die offene Gegnerschaft dagegen erspart blieb. Es war auch ein entschiedener Mißgriff der Gironde, daß

ſie eben in dieſem Kampfe Robespierre angriff. Dieſe Angriffe waren ungerecht und thöricht. Ungerecht, weil Robespierre mit dieſen Verbrechen nichts gemein hatte, und thöricht, weil ſie ihm eine Bedeutung gaben, die er nicht beſaß. Mit ihren Anklagen zeichneten ſie ihn aus, bezeichneten ſie ihn als Chef, der er noch keineswegs war. Robespierre iſt, man darf es dreiſt ſagen, eine Phantaſie, eine Schöpfung der Gironde. Die Gironde hat ihn zu dem gemacht, was er geworden iſt; er ſelbſt hatte nicht das Zeug dazu, die Gironde mußte es ihm leihen; er entſtand gleichſam aus den Broſamen der Gironde, der er nicht nur die Kunſt der Rede, die kühne Wendung und Schlagkraft der Schlüſſe ablernte, ſondern von der er auch mit einer Art Heiligenſchein umkleidet wurde, weil ſie, von ihrer Ehrenhaftigkeit getrieben, am Schluß aller ihrer Anklagen nicht unterließ, ihm ihre ganz beſondere Achtung und Liebe zu beweiſen. Als Barbaroux Robespierre wegen ſeines Strebens nach der Dictatur denuncirte, endete er mit den Worten: „Bei alledem aber kann ich nicht umhin zu erklären, daß ich Robespierre verehre und er meinem Herzen nahe ſteht.“

Aehnlich redete öfter Vergniaud und wer ſonſt zur Gironde gehörte, beſonders derjenige Theil von ihr, der ſich um Madame Roland verſammelte. Die Roland reſpectirte, wie wir ſchon geſehen haben, bis zu einem

gewiſſen Grade Robespierre, ohne daß er freilich ſie anzog. Dazu war er zu wenig ſchwungvoll und genial im Weſen, zu linkiſch und hölzern in ſeiner äußern Erſcheinung; aber ſie reſpectirte ſeine demokratiſche Geſinnung und impfte von dieſem Reſpect etwas ihrer Umgebung ein. Da jedoch nicht die ganze Gironde ſich um ſie verſammelte, ſondern nur ein Theil derſelben, ſo war das in Bezug auf das Verhalten zu Robespierre und andern Perſonen und Dingen ſelbſtverſtändlich nicht von gleichmäßiger Wirkung. Die Verſammlungen bei Madame Roland hatten eine gewiſſe Berühmtheit erlangt; man nannte Madame Roland ſpottweiſe die Königin Coco und witzelte über den Einfluß, den ſie ausübte.

Als man darüber debattirte, ob Roland gebeten werden ſollte oder nicht, im Miniſterium zu bleiben, äußerte Danton: „Wenn Ihr Roland im Miniſterium zu bleiben erſucht, ſo erſucht auch zugleich ſeine Frau zu bleiben.“

Dieſer ſpätere Ausſpruch beweiſt uns, für was man Madame Roland anſah und welche Stellung man ihr im Kreiſe der Girondiſten zuertheilte.

Das war genug, um einen Theil der Girondiſten von ihr entfernt zu halten. Sie wollten nicht als Trabanten einer Frau und vor der Oeffentlichkeit als ſolche erſcheinen, die ſich von einem Weibe rathen und helfen ließen. So

entſtand eine Spaltung in der Partei. Es gab Girondiſten, die ſich mehr um den Miniſter Roland außerhalb der Aſſemblée législative und des Convents, nämlich um Madame Roland verſammelten, und andere wieder, die ſich mehr in den Sitzungen um ihre eigentlichen Häupter ſchaarten. Dies gab einen äußerſt verderblichen Zwieſpalt und verhängnißvolle Folgen, denn man begann ſich zu zerſplittern, einander entgegenzuarbeiten und zu verwirren. Schließlich war man allein nur noch einig in der Vertheidigung, aber beſtändig getheilt im Angriff. Dieſe Theilung war beſonders fataliſtiſch. Jeder von einzelnen der Gironde Angegriffene wurde der Feind der ganzen Gironde, während die ganze Gironde nie zuſammenſtand, um den von einzelnen Angegriffenen zu treffen und zu vernichten, im Gegentheil, während ein Theil ihn angriff, deckte ihn ein anderer. Die Gironde hat keinen ihrer Gegner auf's Haupt geſchlagen und dem Untergange geweiht. Während ſie mit der Waffe in der einen Hand ihre Feinde niederſchmetterte, ſchützte ihre andere ſie mit ihrem Schilde. Marat, Robespierre, Danton ſind die Beweiſe dafür. Es gab Momente, wo es nur eines Wortes, einer Handbewegung von Seiten der Gironde bedurft hätte um dieſe Männer in Tod und Verbannung zu treiben, wenn man feſt geſchloſſen und energiſch geweſen. Aber das war und wurde man eben nie und niemand hat

das mehr und ſchmerzlicher empfunden als Madame Roland, die ſchon im Sommer 1791 an Bancal ſchrieb: „Ich bin der Jakobiner überdrüßig; man muß dieſe Menſchen verachten lernen, wenn man ſie genauer beobachtet. Ich erwarte nichts mehr von dieſer verderbten Hauptſtadt, wo die Wut gemeiner Leidenſchaften den herrlichſten Samen verzehrt und vernichtet.“ Der Plan, eine revolutionäre Armee um Paris zu bilden, welcher Plan die Marſeiller nach Paris brachte, entſtand im Kopfe der Madame Roland. Madame Roland war es, die durch den Mund Buzot's dem Convent vorſchlagen ließ, ſich eine Sauvegarde von 3000 Mann aus den Provinzen zu geben. Sie ſah, was kommen würde. Nicht eine Circe der Gironde war ſie, ſie war die Kaſſandra derſelben. Sie ſah den Untergang und warnte. Aber ihre Warnung ward unbeachtet gelaſſen. Die Girondiſten verſchmähten den Schutz und fielen ein Opfer ihres Dünkels und ihrer Verblendung.

War es ſchon ein Fehler, daß ſie, nachdem ſie den König abgeſetzt, ſich denſelben entwinden, d. h. vom Berge zum Gefangenen machen ließen, daß ſie nicht ſelbſt die Republik ausriefen, ſondern dies Collot d'Herbois anheimgaben, ſo waren noch größere Mißgriffe das Strafloslaſſen der Septembermorde und das Todesurtheil über Ludwig XVI. Nach allem, was von und über Madame Roland vorhanden, iſt erwieſen, daß ſie dieſe Vorgänge nicht billigte und mit

allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln bekämpfte. Sie erwartete die Republik mit Ungeduld, aber aus der Beurtheilung, die ſie in ihren Memoiren dem Gemahle der Marie Antoinette angedeihen ließ, iſt zu entnehmen, daß ſie deſſen Tod nicht wünſchte, noch irgendwelche andere blutigen Thaten. Sie war es im Gegentheil, die mit Roland und den Rolandiſten zunächſt gegen die Gefängnißgemetzel und ſpäter gegen die Hinrichtung des Königs ſich erklärte.

Wir haben ſchon geſagt, daß ſie Danton haßte. Danton war bereits nach dem 10. Auguſt mit ins Miniſterium geſchlüpft oder nach ſeinem eigenen Ausſpruche durch eine Kanonenkugel hineingetragen worden. Er wollte, daß mit ihm die Revolution ſelbſt darin Sitz und Stimme habe. Doch verhielt er ſich noch mit den Girondiſten. Er hatte Geiſt genug, ihnen Rede und Antwort zu ſtehen, ſich von ihnen nicht verdunkeln zu laſſen. Auch war er nicht unempfänglich für die Anmuth und Schönheit einer Frau. Er machte eine Zeit lang Madame Roland den Hof. Aber dieſe konnte ihren Abſcheu vor ihm nicht verwinden und unterließ nicht ihm zu zeigen, wie ſehr ihr ſeine mit Blut und dem Mißbrauch öffentlicher Gelder beſudelten Hände widerwärtig erſchienen. Sie ruhte nicht eher, als bis Roland auf Beſtrafung der Septembermorde und Rechenſchaftsablegung der Verwaltung drang. Beides empörte Danton, der ein-

mal das Blut und den Schrecken für nöthig hielt und dabei das Staatsvermögen verschleuderte, um sich und seine Creaturen bezahlt zu machen, indeß Roland mit jedem Pfennige geizte und nur ein einziges Mal verschwenderisch war, nämlich da, als er auf prächtiges Papier die Fragen drucken, versenden und an die Ecken kleben ließ: „Ist es nicht unbestritten, daß das Volk als Souverän das Recht hat, Ludwig Capet zu begnadigen? Und wie kann es dieses Recht ausüben, wenn es nicht gefragt wird?“

Dieser Act der Verschwendung war sein letzter als Minister. Die Gironde, die ihn im Stich gelassen hatte bei der Bestrafung der Septembermorde und der ministeriellen Rechenschaftsablegung, ließ ihn auch bei der Rettung des Königs im Stich. Die Gironde hatte den rechten Moment verpaßt, und als sie die Gewalt hatte, dieselbe so wenig gebraucht, daß sie, statt durch Concessionen zu gewinnen, schließlich die gute Sache und sich selbst damit ruinirte. Madame Roland hatte nach den blutigen Septembertagen sehr richtig gesagt: „Es ist sicherlich wahr, daß die Entschlüsse des Muths der Sicherheit ebenso zu gute kommen wie der Gerechtigkeit; man unterdrückt die Verwegenheit mit nichts als mit Festigkeit; wenn die Anklage dieser Verbrechen nicht schon eine Pflicht wäre, so würde sie auch die Klugheit gebieten; die Menschen, die sie begehen, müssen Euch hassen, denn Ihr habt gethan, was in Euern Kräften stand, sie

zu hindern; es bleibt Euch nun nichts übrig, als ſie in Furcht vor Euch zu ſetzen und mit dieſer Furcht zu erdrücken.“

Sie that alles, was ſie konnte, die Girondiſten zu dieſen Entſchlüſſen des Muths aufzuſtacheln, und daß ſie recht damit hatte, beweiſt der Beifall, den Vergniaud fand, als er zuerſt im Convent gegen die Unternehmer der Septembermorde, d. h. gegen Danton und Marat ſprach. Er riß die ganze Verſammlung und die Galerien zu Jubel und enthuſiaſtiſcher Zuſtimmung hin. Wäre die That der Rede, der vernichtende Blitz dem Donner des Wortes gefolgt, ſo hätten die Girondiſten noch hier die Fraction ihrer Gegner vernichtet. Aber dazu konnten ſie ſich nicht aufſchwingen. Sie hatten Scheu vor Blut und der Brutalität des Erfolgs. Sie drohten und drohten, und glaubten, ihre Drohung werde hinreichen, die Gegner zu entmuthigen und abzuſchrecken.

Anfangs war das auch wirklich der Fall. So lange Danton, Marat, Robespierre im Wahne ſtanden, das Wetter würde auf ſie niederſchlagen, zeigten ſie ſich eingeſchüchtert und verzagt; als ſie aber gewahrten, daß es immer über ihren Köpfen nur Wolken, nur majeſtätiſche Tribünengewitter ohne Einſchlag gab, da verloren ſie die Furcht und wurden unter dieſen Stürmen nur immer dreiſter. Der Schrecken wurde erſt kühn, als er die Schwäche

ſeiner Gegner erkannte. Er hatte Verbrechen zu verantworten, die Gironde nur Fehler und Schwächen, darum war der erſtere mehr auf ſeiner Hut und leidenſchaftlicher auf ſeine Sicherheit bedacht als jene, die das Schlimmſte von ihm wußten, aber ſtatt ihn zu zermalmen, immer nur zeigten, daß ſie es könnten, — bis es zu ſpät war.

Die Nachgiebigkeit, die ſie bewieſen, als es ſich um das Leben des Königs handelte, war der letzte Schritt zu ihrem Untergange. Sie ließen merken, daß ſie das Leben Ludwig XVI. geſchont wiſſen wollten, und daß ſie nicht den Muth hatten, alle wie Ein Mann offen dafür aufzutreten, hat ſie ſelbſt dem Tode geweiht. Das Volk iſt, und namentlich in Tagen der Bewegung, mit der Macht; die Girondiſten gaben bei der Abſtimmung deutlich kund, daß ſie dieſelbe nicht mehr beſaßen, indem ſie ſich dem Willen des Berges unterwarfen. Der Berg war Souverain geworden und ſtatt dieſe Souverainetät bis aufs Blut hier in der letzten Poſition zu bekämpfen, fügten ſich die Girondiſten, indem ſie ſich unklug bei der Abſtimmung zerſplitterten. „Der Grund des Verhaltens der Gironde bei dieſer Gelegenheit,“ ſagt Napoleon in ſeinem Mémorial von Saint-Helena, „iſt ſchwer zu begreifen. Wenn ſie den König retten wollte, ſo hatte ſie es in der Hand, indem ſie für Deportation, Verbannung oder Vertagung ſtimmte; aber Ludwig zum Tode verurtheilen und zugleich ſein Loos vom Willen

des Volks abhängig machen wollen, war der Gipfel der Inconsequenz und der politischen Ohnmacht, das hieß, nachdem man die Monarchie getödtet, Frankreich durch den Bürgerkrieg in Fetzen reißen.«

In der Abstimmung über Tod und Leben des Königs gipfelt die Rathlosigkeit und der Verfall der Gironde. Die Gironde feierte ihren höchsten Triumph mit der Absetzung Ludwig XVI.; dieser Tag war ihr Capitol; der Tag seiner Verurtheilung war ihr Tarpejischer Felsen.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Auftritt bis in seine Einzelheiten auszuführen; es genüge ihn kurz in Erinnerung zu bringen. Der Convent saß bis spät in die Nacht. Der Saal war matt erleuchtet, angefüllt von Hitze und Dunst, so daß sich alles, was in ihm vorging, nur undeutlich erkennen ließ. Von den Männern, die auf die Tribüne steigen, um ihr Urtheil über Tod und Leben auszusprechen, sieht man im Schatten des Bureau fast nur den Kopf, der vom Licht der darüber hängenden Lampe gestreift wird. Darunter herrscht Dunkel und Schwüle. Unheimliche Stille liegt über der ganzen Versammlung; sie befindet sich wie unter einem Druck; man athmet kaum. Man hört nur die Namen rufen und den Gerufenen von der Erhöhung herab sein Urtheil sprechen. Ueberall Erregung, Achtsamkeit, Spannung. Dazwischen hier und da auch einer, der in Schlaf gesunken. Man muß ihn wecken, damit er

ſtimme. Schlaftrunken geht er zur Tribüne, um „Der Tod!“ zu ſagen und dann gähnend wieder herabzuſteigen. Als Duchâtel, der krank iſt, ſich in Decken gehüllt auf die Stufen tragen läßt und gegen den Tod ſtimmt, erſchallt Gelächter und der ihm von da an bleibende Spottname „Das Geſpenſt des Convents“ durch den Saal.

In dieſem Saale vollzieht ſich nicht allein das Schickſal des Königs, ſondern auch das der Gironde. Ihr Vorſchlag, das Urtheil des Königs zu fällen, daſſelbe dem Volke aber zur Sanction vorzulegen, wird mit 424 Stimmen gegen 283 verworfen. Mit dieſer Minorität ſind die Girondiſten gerichtet, die ſich mit der Verſchiedenheit ihrer Voten nun ſelbſt noch vollends vernichten. Guadet und Vergniaud erkennen auf Tod, desgleichen Gensonné und Ducos. Letzterer mit dem Zuſatz: „Einen Menſchen zum Tode verdammen, iſt von allen Opfern, die ich dem Vaterlande gebracht habe, das einzige, das mir angerechnet werden muß.“ Lanjuinais verlangt gefängliche Haft, Barbaroux wieder den Tod; Condorcet die härteſte Strafe, für die er den Tod nicht erkennt; Buzot ſpricht die Todesſtrafe aus, aber mit der Bedingung, daß ſie nicht ſogleich vollzogen, ſondern verſchoben werde; Lacroix und Pétion ſind für den Tod; Briſſot dagegen, indem er ſagt: „Meine Meinung wird verleumdet werden, es iſt mein gewöhnliches Schickſal. Ich werde dieſen Verleumdungen nichts als ein

untadelhaftes Leben entgegenſetzen, denn ich fordere alle meine Gegner auf, nur eine einzige gegründete Thatſache vorzubringen, die mich verurtheilt. Rühmliche Armuth, welche ich meinen Kindern hinterlaſſe, ſpricht für mich; und vielleicht iſt der Augenblick nicht mehr fern, wo ſie dieſe Erbſchaft antreten. Aber bis zu dieſem Augenblicke, den ich mit Ruhe erwarte, werde ich allen Verdächtigungen mit jenem raſtloſen Eifer für geſetzliche Ordnung antworten, ohne welche eine Republik nichts als eine Räuberhöhle iſt.«

Solche und andere Declamationen waren es bekanntlich, welche Sieyès zu dem Votum „La mort sans phrase“ beſtimmten, ein Votum, das in ſeiner demonſtrativen Kürze neben dem Todesurtheil Ludwig's XVI. auch das der Girondiſten enthielt, denn es documentirte, daß ſelbſt ihre Freunde — und Sieyès gehörte dazu — verſtimmt und ärgerlich von ihren Tiraden, ihrer Uneinigkeit und ihrem Schwanken, ſich von ihnen losſagten und ſie unrettbar ihrem Verhängniß anheimgaben. Mit dem lakoniſchen Ausſpruch: »Der Tod ohne Redensarten«, ward ihnen Valet geſagt. Es war ein letztes, ſchreckliches Adieu für die Gironde, der Ausſtoß, mit dem ihr Lebensſchiff in den entfeſſelten Sturm der Revolutionselemente hineingetrieben wurde.

Madame Roland ſah es und erkannte die Zeit für gekommen, ſich das Haupt zu verhüllen.

„Sie kennen“, ſchrieb ſie mit brechendem Herzen an Boucal, „meine Begeiſterung für die Revolution; nun, ich ſchäme mich derſelben! Sie iſt durch Verbrechen beſchmutzt und hat eine abſcheuliche Geſtalt angenommen.“ Sie hielt Roland nicht mehr im Miniſterium, nicht mehr in der Gironde. Sie wollte fort von Paris, in die Einſamkeit, in die Stille des Landes, in die Idylle des Dorfs, zum plätſchernden Bach, zur grünen Waldſtelle, zum Zwitſchern der Vögel. Aber ihrer Abreiſe traten allerlei Schwierigkeiten in den Weg; es ward gezögert; man blieb, ohne indeß Antheil am Gange der öffentlichen Begebenheiten zu nehmen. Nur ein paar der vertrauteſten Freunde kamen, zuletzt vielleicht nur noch Buzot, der Mann ihres Herzens, mehr um mit ihr zu trauern, als zu politiſiren. Sie ſah, daß alles dahin und nichts mehr zu retten war. Wozu ſollten nun noch Berathungen und Debatten führen? Bei ihr fanden keine mehr ſtatt, und ſo verlor die Gironde das letzte Centrum, den einzigen Sammelpunkt.

Man verſuchte zwar, doch vergeblich, denſelben in Zuſammenkünfte bei Valazé zu legen, wo man die Mittel berieth, die Tyrannei zu brechen, welche den Convent zu beherrſchen begann. Roland war auch einigemale da und er beklagte, als das Echo ſeiner Frau, mit blutendem Herzen, daß die Partei der ehrenwerthen Männer verloren ſei, weil ſich dieſe untereinander nicht zu verſtändigen wußten.

Es herrſchte aber in der That auch unter ihnen eine ſolche Verwirrung der Ideen und Abſichten, daß ſich von ihrem Eifer und ihren Anſtrengungen kein nützliches Reſultat erwarten ließ; er zog ſich von ihnen zurück, weil er gewiß war, ſich zu compromittiren ohne Vortheil für die öffentliche Sache.

Wirklich haben ihre Vereinigungen nur ihren Untergang beſchleunigt, weil daraus nichts Zweckmäßiges hervorging und die Böswilligkeit nur Vorwände erhielt, gegen ſie aufzutreten. Auch Briſſot, Guadet, Genſonné, Vergniaud und andere derſelben Partei blieben fort, weil ſie nicht die gleichen Meinungen hatten.

Die Partei gab ſich ſelbſt auf, um, was ſie an Größe, an Muth und Seelenadel beſaß, für ihren Tod aufzuſparen.

Es war ein Tod mit der Geſte des claſſiſchen Alterthums; Madame Roland hat ihn getheilt. Ihr Sterben war der Schwanengeſang, der letzte Seufzer der Gironde.

Nachdem wir die politiſche Bedeutung der Madame Roland und den Einfluß kennen gelernt haben, welchen dieſe eigenthümliche Frau auf die Girondepartei der Revolution ausgeübt, dürfte es nun doch angemeſſen ſein, uns nach ihrem Leben und dem geiſtigen Entwickelungsgange umzuſehen, den ſie durchgemacht und durch den ſie

gewerden iſt, was ſie war, nämlich die erſte und hervorragendſte weibliche Erſcheinung jener geſchichtlich ſo intereſſanten und ewig denkwürdigen Epoche der modernen Zeit.

Die erſte und hauptſächlichſte Quelle für die Charakteriſtik der Madame Roland ſind und bleiben ſelbſtverſtändlich ihre eigenen Denkwürdigkeiten, jene Denkwürdigkeiten, die ſie während ihrer fünfmonatlichen Gefangenſchaft hinter dem Rücken ihrer Henker niederſchrieb, niederſchrieb vielleicht mit einer Feder, wie ſie ihrem Freunde Champagneux bemerkt, die beſtimmt ſein kann, im nächſten Augenblicke ihr Todesurtheil abzufaſſen. Heimlich, verſteckt muß ſie ihre Mittheilungen zu Papier bringen, lauſchend auf jedes Geräuſch, das ſich vernehmen läßt, immer in Angſt: darüber ertappt zu werden und ſie unter Hohn ſich entriſſen und als Waffe gegen ſich gebraucht zu ſehen. Sie muß blattweiſe ſie verbergen und den Freunden zuſtecken, die Erlaubniß erhalten, ſie zu beſuchen. Hundertmal wird ſie geſtört, unterbrochen; häufig, wenn ſie die ſüßeſten Erinnerungen ihrer Jugend aufzeichnet und ausmalt, muß ſie neben ſich die tobenden Ausbrüche gemeiner Menſchen, mit denen ſie zuſammengewürfelt iſt, oder die Schrecken des Todes vernehmen, die näher und näher an ſie herantreten. In dieſer Verfaſſung und unter ſolchen Umſtänden Memoiren zu entwerfen, das iſt gewiß eine Unternehmung von ſtoiſchem Geiſt, eine That der großen Seelen aus dem

Alterthum würdig, an denen sie sich herangebildet. Tausend andere Frauen in ihrer Lage würden geklagt, gejammert und geweint, oder, erdrückt von ihrem Geschick, sich resignirtem Stumpfsinn hingegeben haben. Madame Roland erhob sich zum Plutarch ihrer selbst und der Revolution. Sie gab nicht nur eine Geschichte von sich und ihren Freunden, sie gab Aufzeichnungen und Actenstücke, aus denen das innerste Verständniß der ganzen Revolutionsperiode lichthell und strahlend wie der leuchtende Genius ihres Jahrhunderts hervortritt.

Schon aus diesem Grunde auch werden diese Memoiren, so viel sie neben enthusiastischer Anerkennung beachselzuckt und bemäkelt worden sind, dennoch beständige und große Aufmerksamkeit erregen müssen. Eine Geschichte der Girondisten zum mindesten ist ohne Kenntniß der Roland'schen Schriften nicht möglich. In diesen Schriften athmet der Geist dieser Männer, ihre tragische Schuld, die Größe ihrer Anschauungen, die Schönheit und Erhabenheit ihrer Seelen, sowie das finstere Fatum, dem sie anheimfallen, mit Einem Wort: die ganze Glorie, die sie als Menschen umstrahlt, sowie alles, was sie als Politiker für ewig verurtheilen muß.

Madame Roland wußte, als sie ihre Memoiren schrieb, was sie that. „Es werden Tage kommen," sagte sie zu sich selbst, „wo man nach dir, nach diesen Männern, die

deine Freunde waren und von denen dir einer besonders nahe stand, fragen und forschen wird. Das warme Blut und verröchelnde Leben von Tausenden wird darüber hingegangen, beschmutzt, verschüttet, vergraben werden ihre Namen, ihre Absichten, die heiligsten Träume und Hoffnungen ihrer Herzen sein; man wird nicht wissen, wer sie waren, noch was sie wollten. Da soll man deine Stimme, deine Stimme aus den Leichengruben von Clamart vernehmen und durch sie alles erfahren, was zu erfahren so nöthig ist. Sie, du, wir alle haben gefehlt, aber wir fehlten mit reinen Händen, wir fielen für die Ehre der Revolution, für die Schönheit ihrer Ideen, wir starben, weil wir der Freiheit nicht gestatten wollten, sich zu beflecken."

„Lieber sterben, als übel thun!" schrieb Vergniaud's edle Hand noch an die Wand seines Gefängnisses in lateinischer Sprache, und wenn Madame Roland dies Sterben auch beklagte, so war sie doch hochdenkend genug, diesen Ausspruch zu theilen und ihn zu dem ihrigen zu machen. Wie sehr er überdies im Sinne der ganzen Gironde war, hat auch nichts mehr als die eclatante Thatsache bewiesen, daß Robespierre, im Convent angeklagt und am Reden gehindert, stieren Auges, bleichen Gesichts und schäumenden Mundes, zitternd wie ein gehetztes Wild und den Untergang vor Augen sehend, in wehmüthiger Erinnerung an den

Edelmuth der Girondiſten, ſeine Zuflucht zu deren Ueberreſten in der Verſammlung nahm. Flehentlich erhob er die Hände zu ihnen, um ſich von ihnen das Wort geben zu laſſen. Als es ihm dennoch nicht wurde, begab er ſich unter ſie und auf den Platz von Vergniaud, den man leer gelaſſen. Es war der Platz, auf dem der Geiſt Banquo's blutigen Anſehens ſaß, Banquo's, der unter den Mörderhänden der Macbeth der Franzöſiſchen Revolution gefallen war. Banquo, ſo war es in den Sternen beſchloſſen, ſollte nicht herrſchen, aber ſeine Enkel ſollten's, die Meinungen und Anſchauungen ſollten's, die er erzeugt. Die Gedanken und Grundſätze der Gironde ſind die Gedanken und Grundſätze unſeres Jahrhunderts, die echten und wahren Erben der Revolution von 1789.

Das ahnte und fühlte Madame Roland vor und deswegen griff ſie zur Feder, nein, zum Griffel der Klio ſelbſt, um damit den Geiſt ihrer Zeit, die Bildniſſe ihrer Freunde und ihr eigenes Leben aufzuzeichnen. Dieſe Aufzeichnungen ſind eine „Appellation an die unparteiiſche Nachwelt", wie ſie Boſe auch zuerſt genannt hat, als er ſie 1795 der Oeffentlichkeit anheimgab, ohne daß ſie freilich damals ſchon gehört und beachtet worden wären. Die Jakobinerkämpfe unter dem Directorium, die lärmenden Thaten und Ereigniſſe der Herrſchaft Napoleon's machten es unmöglich, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit

ſich mit beſonderm Intereſſe dieſer Schrift zukehrte, die der ruhigen Würdigung und der klaren Einſicht bedarf, wie ſie erſt die Neuzeit uns gegeben hat. Freilich meint auch Karl Frenzel noch, als er in einem wiener Feuilleton die neue Ausgabe jener Memoiren von Fauchère beſprach: „Jedem Leſer, noch mehr jeder Leſerin dieſer Blätter wird ſich dies aufdrängen: Manon Roland war von erhabenem Geiſte, von ſtählernen Nerven, trotz ihrer vielen „nervöſen Koliken“, im Beſitz einer Fülle von Kenntniſſen, die ſelbſt einen Gelehrten der Gegenwart erſtaunen würde, begabt mit einem unerbittlichen Verſtande, pflichtgetreu wie eine Puritanerin, glühend für Tugend und Vaterland; aber ein Weib im vollen Sinne des Wortes war ſie nicht; ihr fehlte das Zartgefühl, die ſeeliſche Scham der Frau; mit breiter Ausführlichkeit erzählt ſie Dinge, die eben nur in eine „Phyſiologie des Weibes“ gehören. Von der Laïs oder der Phryne wird berichtet, ſie ſei nackt vor den Augen der Athener in das Meer zum Bade geſtiegen: etwas Aehnliches thut Manon Roland in ihren Memoiren.“

Und allerdings läßt ſich ſolch ein Ausſpruch thun. Madame Roland zeigt ſich in ihren Denkwürdigkeiten ſchleierlos, mit einer Seele, die alle Hüllen von ſich wirft. Wie ſie war, wollte ſie ſich zeigen, und wenn Rivarol recht gehabt, von Marie Antoinette zu ſagen: ſie war ihrem Geſchlecht näher als ihrem Range, ſo läßt ſich im

Gegenſatz von Manon Roland behaupten: ſie hatte mehr von ihrer Zeit als ihrem Geſchlecht. Sie beſchreibt mit eigenthümlicher Offenheit die Vorkommniſſe ihrer jungfräulichen Entwickelung, die Ereigniſſe ihrer Brautnacht. Die Sprache, die ſie führt, iſt die Sprache Rouſſeau's, die Sprache, in der jener Philoſoph ſeine „Bekenntniſſe“ ſchrieb. Ueber dem Menſchlichen vergißt ſie das Weibliche. Das Weibliche iſt ihr ein ganz zufälliges Moment. Vertraut mit den Helden und Denkern des Alterthums, eingebürgert in ihre Welt, kennt ſie jene Verſchämtheit nicht, die uns Modernen das Weib ſo reizend macht. Nur die Reinheit des Lebens, die Sittenſtrenge ſind die wahrhaft glorioſen Ideale ihres Weſens. Sie dachte, wenn nicht groß, ſo doch ſtark vom Weibe. Sie war das echte Weib der Republik, bereit und gefaßt die ſchwerſten Opfer zu bringen, die von einem Weibe nur je gebracht werden können. Sie ſetzte das Vaterland, die Freiheit, das Gemeinwohl über alles; darin lebte, darin webte ſie; dafür entſagte ſie der flammenden Leidenſchaft des Herzens, dem Glück der Liebe, dem ganzen Zauber des Daſeins. Sie war ein durchaus ſtoiſches Naturell. Nichts belegt das mehr als die Schilderung, die ſie von Buzot, dem Geliebten, giebt. „Buzot“, ſagt ſie, „iſt von erhabenem Charakter, von ſtolzem Geiſt und feurigem Muth, gefühlvoll, aufflammend, trübſinnig und träge, manchmal zu Extremen geneigt. Leidenſchaftlicher

Bewunderer der Natur, ſeine Einbildungskraft nährend mit allen Reizen, die ſie zu bieten im Stande, ſeine Seele mit den Grundſätzen ſanfteſter Denkungsart füllend, ſcheint er ganz dazu gemacht: ein häusliches Glück ſich zu ſchaffen und auszukoſten; er würde ohne Zweifel das geſammte Weltall vergeſſen in der Vereinigung mit einem Herzen, das ſeiner würdig iſt; ſtatt deſſen aber in das öffentliche Leben geſchleudert, kennt er nichts als die Vorſchriften ſtrenger Billigkeit, die er mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte vertheidigt. Leicht über die Ungerechtigkeit entrüſtet, verfolgt er ſie mit Hitze; niemals wird er ſich mit dem Verbrechen verſtändigen. Freund der Menſchheit, empfänglich für die zärtlichſten Regungen der Seele, fähig des höchſten Aufſchwunges und der großmüthigſten Entſchlüſſe, liebt er ſeinesgleichen und weiß ſich als Republikaner zu zeigen. Streng im Urtheil über Individuen, iſt er beſonders ſchwierig, wo es ſich um die Ertheilung ſeiner Achtung handelt. Dieſe Zurückhaltung, verbunden mit der kühnen Offenheit ſeiner Sprache, hat ihm Feinde gemacht und den Ruf des Hochmuths zugezogen. Die Mittelmäßigkeit hat von jeher gar gern das Verdienſt verleumdet; das Laſter aber vollends haßt die Tugend, die ihm muthig den Krieg erklärt. Bnzot iſt der ſanfteſte Menſch der Erde für ſeine Freunde, der rückſichtsloſeſte Gegner der Schelme. So jung er iſt, ſo hat ihm die Reife ſeines Geiſtes und die

Reinheit ſeiner Sitten die Verehrung und das Vertrauen ſeiner Mitbürger erworben. Er rechtfertigt die eine wie das andere durch ſeine Hingebung an die Wahrheit, durch die Entſchloſſenheit und Ausdauer, mit denen er ſie unausgeſetzt vertritt. Der groſſe Haufen der Menſchen, welcher herabwürdigt, was ihm unerreichbar iſt, erklärt ſeine hohen Anſchauungen für Wahngebilde, ſeine Begeiſterung für blinde Leidenſchaft, ſeine mächtigen Gedanken für bloßes Wortgepränge, ſeinen Widerſtand gegen alles Uebermaß für thörichte Oppoſitionsluſt. Man beſchuldigte ihn des Royalismus, blos weil er für die Republik gute Sitten verlangte, und daß man nichts vernachläſſige, um dieſelben aufrecht zu erhalten oder zu verbeſſern, wo ſie gelitten; der Verleumdung von Paris, weil er die Septembermorde verabſcheute und ſie einer Horde von Henkern zuſchob, welche Räuber geworben; des Ariſtokratismus, weil er das franzöſiſche Volk zum Richter von Ludwig XVI. machen wollte des Föderalismus, weil er die Aufrechterhaltung der Gleichheit unter allen Kreiſen des Landes gewahrt wiſſen wollte und ſich gegen die municipale Tyrannei einer uſurpatoriſchen Commune erklärte. Wenn man von Buzot's Verbrechen ſpricht, ſo ſind dieſe gemeint. Doch hat man ſelbſtverſtändlich ihm auch noch andere zur Laſt gelegt. Mit einem edeln Geſicht und gefälligem Aeußern verſehen, ließ er denn freilich in ſeinem Anzuge eine gewiſſe Sorgfalt erblicken; er liebte es, ſich mit jenem Ge-

ſchmacke zu kleiden, der einen geregelten Geiſt und ebenſo viel Rückſicht auf das Publikum wie auf ſich ſelbſt zu erkennen giebt.

„Als die Hefe des Volks die Gewalt an ſich riß, um im Umſturz aller Verhältniſſe ſich Einfluß und Reichthum zu verſchaffen, als man die Geſetze mißachtete, plünderte, mordete und ungeſcheut die ſchändlichſten Miſſethaten beging, da übte Guizot die Moral von Sokrates und die Rechtſchaffenheit von Scipio. . . . O, der Schändliche! Da haben ihn denn auch der „unbeſcholtene“ Lacroix, der „weiſe“ Chabot, der „ſanftmüthige“ Lindet, der „ſtets bedachte“ Thuriot, der „gelehrte“ Durui, der „menſchenfreundliche“ Danton und ihre getreuen Nachahmer zum Verräther am Vaterlande erklärt, ſein Haus vom Erdboden vertilgt und ſeine Güter eingezogen, ganz, wie man ehedem gegen Ariſtides verfuhr und Phocion verurtheilte. Ich erſtaune nur darüber, daß man nicht decretirt hat: ſeinen Namen der Vergeſſenheit anheim zu geben, denn dies wäre mit ihrem Verfahren viel übereinſtimmender geweſen, als ihn mit Beiworten zu belegen, die jeder Rechtfertigung entbehren.

„Nie wird es gelingen, aus der Geſchichte das Benehmen Guizot's in der geſetzgebenden Verſammlung herauszuescamotiren, nie ſeine weiſen Vorſchläge, ſeine ſtaatsmänniſchen Anträge im Convent. Wie ſehr man auch die öffentliche Meinung in den Blättern beeinträchtigen und unterdrücken mag, die Grundſätze, die ſie ausmachen, werden

wieder zur Geltung kommen. Buzot gab ſich ſeinen Eingebungen hin, ſelten war ſein Reden und Thun vorbereitet, immer jedoch ging alles bei ihm darauf hinaus, ſich aufzulehnen gegen jede Handlung, welche der Freiheit ſchaden konnte. Sein Bericht über die Schutzmacht für den Convent aus den Departements, ſo ſehr dieſer Plan auch verſchrieen worden iſt, ſtützt ſich auf Gründe, die man nicht zu entkräften gewußt hat; der über das vorgeſchlagene Geſetz bezüglich der Anſtifter der Septembermorde ſchließt eine geſunde Politik und eine Weltanſchauung in ſich, wahr wie die Natur und ſtark wie die Fundamentalſätze, auf die ſie ſich ſtützen; ſein Antrag, die Bourbonen zu verbannen, gründlich motivirt, iſt mit wahrhafter Kunſt und Wärme der Ueberzeugung geſchrieben; ſein Ausſpruch im Proceſſe des Königs, aufgeklärt und erleuchtet, hat nichts von dem Pathos und der ermüdenden Weitſchweifigkeit an ſich, wie ſie andere Redner ſich zu Schulden kommen ließen; was endlich ſeine Briefe vom 6. und 22. Januar an ſeine Wähler betrifft, ſo malen ſie ſeine Seele mit einer Wahrheit, die ſie ewig geſchätzt machen wird. Hätte der Convent nur noch einige Kämpfer ſeiner Art gehabt, ſo wäre ihm die Richtung gegeben worden, die er nöthig hatte; aber die übrigen Männer von Talent, immer nur darauf bedacht, ſich als Redner für große Gelegenheiten, aufzuſparen, verſäumten leider allzu ſehr, ſich in den

kleinen Kampf des Tages zu mischen, indem sie zugleich den Winkelzügen ihrer mittelmäßigen Gegner allzu wenig Gewicht beilegten.“

So schildert Madame Roland den Mann ihres Herzens. Es ist eine Schilderung, in der die Liebe zum politischen Pathos wird. Buzot als Politiker von den Anschuldigungen zu reinigen, die man gegen ihn geschleudert, ihm sein Ansehen, seine Stellung in der Geschichte unangetastet zu erhalten, das ist die That ihrer Hinneigung und Verehrung für ihn. Nicht sich, nur der Zukunft wollte sie ihn retten, und daß sie diese Rettung zugleich benutzt, die andern Girondisten unter Buzot zu stellen, sie gleichsam als diejenigen der Nachwelt anzuzeigen, welche die Partei ins Verderben geführt, ist vielleicht das einzige Moment, in dem sich ihr Gefühl für Buzot verräth. Von Vergniaud erklärt sie geradezu, daß sie ihn nicht leiden kann. Sie klagt seine Lässigkeit, seine geringe Arbeitslust an; sie rügt, daß sein Geist sich in Reden verpufft, ja, sie läßt sogar durchschimmern, daß seine oratorische Begabung die Thatkraft seiner Freunde eingelullt habe. Sie hat auch Buzot träge genannt, aber es scheint fast, als ob sie die Schuld davon Vergniaud zuschöbe und merken lassen wolle, daß dieser ihren Einfluß auf Buzot und ihre andern Anhänger gekreuzt und vernichtet. Darin ist sie vielleicht parteiisch und ungerecht gewesen, allein diese Ungerechtigkeit und Partei-

lichkeit iſt dann wohl weniger die Schuld ihres Herzens, als vielmehr die des Schmerzes, den ſie darüber empfand: ſich und ihre Partei mit allen Träumen von Größe und Erhabenheit ſcheitern zu ſehen. Die öffentliche Sache überwog die Sache der Liebe in ihr. Sie war mehr Bürgerin, als ſie Weib war.

Das muß man in Betracht ziehen, wenn man ihre Aufzeichnungen beurtheilt. Und überdies will erwogen ſein, daß ſie dieſe Aufzeichnungen in Eile, unter tauſend wechſelnden Eindrücken, in der Erwartung und im Angeſichte des Todes ſchrieb. Sie hatte keine Zeit zu erwägen, zu bedenken und zu prüfen, was etwa für die Veröffentlichung zu beanſtanden und zu beſeitigen wäre. Sie gab, was ſie ſchrieb, wie Geſtändniſſe, wie eine Beichte. Die Blätter derſelben flogen ihr unter den Händen weg, ehe ſie dieſelben nur noch einmal angeſehen oder überleſen. Aufgeregt, von den ſchrecklichſten Befürchtungen umlagert, des eigenen wie des Unterganges aller Freunde gewiß, führte ſie die Feder in fliegender Haſt über Seiten hin, über welche die blutigſten Ereigniſſe der Welt ihre Schatten warfen. Darf, kann man ſolche Seiten dann ſpäter beurtheilen, wie man die Seiten jeder andern Schrift beurtheilt? Gewiß nicht! War Manon Roland ſchon an ſich ein Ausnahmeweſen, ſo ſind vollends ihre Memoiren noch unter ganz beſonderen Umſtänden entſtanden, unter Umſtänden, die ſie jeder Kritik entziehen.

Mit dieſer Ueberzeugung als Richtſchnur wollen wir jetzt dieſelben näher betrachten, um aus ihnen die Entwickelung und das Weſen dieſer ganz wunderbaren Frau näher kennen zu lernen.

Sie ward geboren am 17. März 1754. Ihr Vater, Gratien Phlipon, war Graveur, welcher nebenbei mit Edelſteinen handelte. Mit einem Hange zum Wohlleben und gewiſſen künſtleriſchen Prätenſionen ausgeſtattet, liebte er es, ſich gleichzeitig das Anſehen eines Malers zu geben. Ein richtiges und feines Urtheil unterſtützte ſeinen natürlichen Geſchmack und ſein glückliches Geſchick; doch ward beides auch wieder beeinträchtigt durch leichten Sinn und die vorwiegende Sucht, reich zu werden. Durch ſeine Neigung an Künſtler verwieſen, ſtand er hinter dieſen durch Mangel an Bildung und Talent zurück; durch ſein Geſchäft mit Kaufleuten in Berührung gebracht, überragte er ſie durch Geiſt und Verſtand. So gerieth er in eine Zwitterſtellung, die ihm nach dem Tode ſeiner Frau gefährlich wurde.

Seine Frau, Marguerite Bimont, die er herzlich liebte, muß eine ſchöne Frau und reine Seele geweſen ſein. Manon, das einzige Kind, das von ſieben am Leben blieb, vergötterte ihre Mutter, die ſie mit ſeltener Hingebung erzog. Früh entwickelten ſich in dem Mädchen außerordentliche Anlagen und ein eiſerner Wille, über den

Liebe und ruhige Vorſtellungen viel, Härte und Strenge aber nichts vermochten.

Kaum ſechs Jahre alt geworden, war ſie einmal krank und ſollte eine Medicin nehmen, die ihr widerſtand. Sie wies ſie, allen Zureden der Mutter zum Trotz, zweimal ab, ſo daß dieſe endlich die Geduld verlor und den Vater rief, der, über die vermeinte Hartnäckigkeit des Kindes erzürnt, es züchtigte. Nach der Züchtigung ward ihm die Arznei zum dritten Mal gereicht, die es zum dritten Mal verſchmähte, worauf wiederum Schläge folgten. Im höchſten Zorn gefragt, ob die Kleine den Trank nehmen oder noch einmal geprügelt ſein wolle, richtete ſie ſich in ihrem Bettchen empor, lehnte den Kopf gegen die Mauer und bot, ihr Hemdchen emporhebend, den Rücken ſelbſt den angedrohten Streichen dar. „Man hätte mich in dieſem Augenblicke tödten können,“ ſchreibt Madame Roland ſelbſt, „ohne daß es möglich geweſen wäre, mir auch nur einen einzigen Seufzer zu entpreſſen.“

Aufgeweckten Geiſtes, lernte ſie ſchon im vierten Jahre leſen, um von da an für das Leſen eine wahre Leidenſchaft zu empfinden. Lernen war ihr ein Bedürfniß. Sie lernte Arithmetik und Geometrie, Muſik, Malen, Kupferſtechen, Tanzen. „Ich lernte alles was man wollte,“ ſchreibt ſie von ſich ſelbſt; „ich hätte mir den Alkoran zu eigen gemacht, wenn es gefordert worden wäre.“ Sie lernte, weil

Lernen mit Leſen verbunden war. Sie las, was ihr in die Hände fiel. Reiſen, Predigten, Grammatiken, Romane, die Bibel, den Katechismus, „Das befreite Jeruſalem“ von Taſſo, den ſchmutzigen „Candide“ von Voltaire. Ihr Hauptbuch aber blieb der Plutarch nach einer Ueberſetzung der Frau Dacier. „Er iſt es geweſen,“ rühmt ſie ſelbſt, „der die Kraft und den Stolz in mir erweckte, welche den Charakter machen; er hat mir den wahrhaften Enthuſiasmus für die öffentlichen Tugenden und die Freiheit eingehaucht.“

Neben dem Plutarch iſt Rouſſeau der zweite Apoſtel, der die Republikanerin erzieht. Er lehrt ſie den Haß gegen die ſocialen Ungleichheiten und die brennende Begierde, dieſe aufzuheben. Von ihm auch hat ſie den Zug zur Natur, die Freude am idylliſchen Landleben, den Genuß an ſchöner Landſchaft.

Die freche Ungebührr, die ein Lehrling ihres Vaters ſich gegen ſie zu Schulden kommen ließ, verſetzte ſie in tiefe Schwermuth und Verzweiflung, aus der ſie ſich nur meinte durch äußerſte Eingezogenheit wieder emporrichten zu können. So ſchwer es ihr wurde, ſich von ihrer Mutter zu trennen, ſo ruhte ſie doch nicht eher, bis ſie Erlaubniß erhielt, ſich auf ein Jahr in ein Kloſter zu begeben. Sie zählte, als dies am 7. Mai 1765 geſchah, elf Jahre und zwei Monate.

Im Kloſter lebte ſie nun noch mehr als ſonſt ihrem Hange zum Leſen, Nachdenken und Schwärmen. Sie berichtet über dieſe Zeit Folgendes in ihren Memoiren: „Auf den Spaziergängen und in den Erholungsſtunden lief und ſcherzte ich nicht mit den andern; einſam zog ich mich zurück in den Schatten der Bäume, um zu leſen und zu träumen. Wie ergriffen war ich oft von der Schönheit der Natur, dem Wehen des Windes, dem Duft der Blumen; ich ſah in allem die Hand der Vorſehung, ich fühlte ihre Wohlthaten, ich bewunderte ihre Werke!“

Im Kloſter ſchloß ſie auch einige Mädchenfreundſchaften, durch deren eine ihr ſpäter Roland, der zukünftige Gatte, zugeführt werden ſollte. In dem Briefwechſel mit dieſen bildete ſich ihr ſchriftſtelleriſches Talent aus. Die Freundſchaft lehrte ſie ſchreiben, lehrte ſie die Kunſt ihren Empfindungen Ausdruck zu geben, eine Kunſt, die ſie in hohem Grade erlangte und beſonders übte, als ſie aus dem Kloſter wieder ausgetreten, zuerſt eine Zeit lang bei ihrer Großmutter verweilt und dann, vierzehnjährig, wieder ins väterliche Haus auf dem Pont-neuf zurückkehrt, um ſich aufs neue dem frühern Leben der Zurückgezogenheit und Betrachtungen anheimzugeben. „Wie oft,“ ſchreibt ſie, „habe ich von meinem Fenſter aus, das nach Norden lag, in tiefſter Bewegung den gewaltigen Raum des Himmels betrachtet, ſein prächtiges azurnes Gewölbe, von dem bläulichen

Oſtrande, weit hinter dem Pont-au-Champs bis gegen Weſten, wo er von Gold und Purpur umſäumt, ſich hinter den Bäumen der Tuilerien und den Häuſern von Chaillot verlor.«

Bald erhoben ſich in dieſem grübelnden Geiſte Zweifel an der Wahrheit des Glaubens; die Controversſchriften, die ihr Beichtvater ihr gab, um ſie zu beruhigen, beſtärkten ſie nur noch mehr in ihren Anſichten; um ihrer Mutter willen und ſpäter »zur Erbauung ihrer Nächſten« ging ſie in die Meſſe und zur Communion.

»Das Erſte, was mich in der Religion, zu der ich mich bekannte, anwiderte«, meldet ſie, »war die Verdammung derjenigen, die ſie nicht achteten oder ſie gar nicht kannten. Nachdem ich, genährt von der Geſchichte, die Ausdehnung der Welt in's Auge gefaßt, den Gang der Jahrhunderte, der Staaten, die Tugenden der Menſchen und ihre Irrthümer erwogen, fand ich die Idee kleinlich, lächerlich und abſcheulich, daß es einen Schöpfer geben ſollte, der zu ewigen Qualen eine unzählbare Menge von Weſen, ſchwache Werkzeuge ſeiner Hand, verdammt, blos weil ſie ſich zwiſchen allerlei Gefahren der Erde auch in die Nacht einer Unwiſſenheit gebannt ſehen, von der ſie ohnedies genug zu leiden gehabt.«

Sie ſtudirte, um ſich in's Klare zu ſetzen, die Schriften von Diderot, d'Alembert, Raynal u. a., und durch alle wurde ſie nur immer mehr zur Lehre der claſſiſchen

Stoiker getrieben. Ihrem großherzigen Sinne gefiel es am meiſten, ſeine Pflichten zu erfüllen auch unter Schmerzen, der Tugend treu zu bleiben trotz allem, unbeirrt von Vorurtheil und Leidenſchaft dem Guten zu leben und ſich dafür zu opfern. Lange vor der Revolution war ſie, wie wir erfahren haben, eine Republikanerin und haßte die Könige. Bei einem Beſuche in Verſailles ſah ſie die ganze Pracht und die ganze Kleinlichkeit des alten Hofes; ſie betrachtete lieber die Statuen in den Gärten, als die Hofdamen und Edelleute, und als die Mutter ſie fragte: „Was thun Dir denn dieſe Menſchen?“ antwortete ſie: „In jedem Augenblicke laſſen ſie mich die Ungerechtigkeit und die Verkehrtheit der Welt empfinden.“

Sie träumte die Welt ihres Plutarch, die Welt des Perikles. Nur auf dem Lande, unter den Laubgewölben von Meudon vergaß ſie dieſe Träume, um im Entzücken über die göttliche Natur dahinzuſchmelzen. Hier verlebte ſie ihre ſeligſten Stunden, Stunden, die ſie im Gefängniß, an den Stufen des Schaffots, unter dem Gekreiſch gemeinen Geſindels, das ſie umgab und ihre Stille vergiftete, noch mit einem Zauber, einem Hauch der Poeſie zu ſchildern weiß, der unwiderſtehlich iſt.

Mitten aus ſolchen idylliſchen Freuden ſchreckte ſie der Tod ihrer Mutter empor, von dem ihr eine auffallende Vorahnung wurde.

Man wollte das Pfingſtfeſt von 1773 wieder in ihrem geliebten Meudon feiern. Am Morgen des Ausflugs erwachte ſie nicht ſchon frühzeitig wie ſonſt, ſondern ſie fühlte ſich von einem ſchweren Traume gefeſſelt; es ſcheint ihr als ob ſie in einem Fahrzeuge zu Waſſer nach Paris zurückkomme, mitten unter einem heftigen Sturme und im Dunkel der Nacht. Im Moment, wo ſie ausſteigen will, iſt es ein Leichnam, den man eben aus den Wellen gezogen, der ihr den Weg verſperrt. Starr, bleich, mit naſſen Kleidern und triefendem Haar ſieht ſie ihn vor ſich liegen. Zitternd beugt ſie ſich zu ihm nieder, um ſeine Geſichtszüge zu muſtern, um zu ſehen, wer der Todte ſei. Da auf einmal wird ſie geweckt. Die Mutter iſt es, die ſie aus dem Schlafe ruft. Jauchzend ſpringt ſie aus dem Bette, um, erlöſt von ihrer Angſt, die Weckerin mit tauſend Küſſen und Liebkoſungen zu überſchütten. Heiter wird die Landpartie gemacht, befriedigt kehrt man heim, um gleich den Tag nach dem Feſte an der Leiche der Mutter zu weinen.

Dieſer Verluſt traf Manon ſehr hart. Man weiß, daß kein Unglück allein, ſondern ſtets mit Gefolge kommt. Die bis dahin von der verſtändigen Mutter niedergehaltenen leichtſinnigen und verſchwenderiſchen Neigungen ihres Vaters brachen nun offen aus; der Wohlſtand des Hauſes ſank von Tage zu Tage; zuletzt knüpfte der Vater noch Verbin-

bungen mit leichtfertigen Frauen an; Manon fühlte ſich elend und verlaſſen. In dieſen Stimmungen empfing ſie den Beſuch eines Herrn Roland de Platière, der von Amiens mit einem Empfehlungsbriefe ihrer Jugendfreundin kam. „Dieſen Brief“, ſchrieb dieſe Freundin darin, „wird Dir der Philoſoph übergeben, deſſen ich öfter gegen Dich erwähnt, Herr Roland, ein aufgeklärter Mann von reinen Sitten, den man nur ſeine große Bewunderung für die Alten auf Koſten der Neuern und die Schwachheit vorwerfen kann, allzu viel von ſich ſelbſt zu ſprechen.“

Am 18. Januar 1734 zu Lyon geboren, zählte Roland damals 42 Jahre; er war Aufſeher der Fabriken und Manufacturen zu Amiens, hochgewachſen, ein wenig vernachläſſigt in der Haltung, mit dem Aeußern eines Gelehrten und der Seele eines Puritaners. Schon mit 19 Jahren hatte er das elterliche Haus verlaſſen und Frankreich durchzogen, um ſich nach Indien einzuſchiffen. Am Tage der Einſchiffung hinderte ein Blutſturz ſeine Abfahrt; nach ſeiner Wiedergeneſung wendete er ſich an einen Verwandten in Rouen, der ihm eine Stelle verſchaffte. Seitdem hatte er ſich tüchtig ausgebildet, gewirkt und gearbeitet. Er iſt ein ernſter Berufsmann, zugleich ein Kenner des Alterthums, ein Anhänger und Mitarbeiter der Encyclopädiſten geworden.

Manon Roland ſchildert ihn in ihren Denkwürdigkeiten nicht gerade als einnehmend; er war ohne Zweifel ein

wenig Pedant, ein Mann, der ſich gern reden hörte, aber freilich auch zu reden verſtand. Er beſaß viele Kenntniſſe und Erfahrungen, einen ernſten, wohlwollenden Geiſt und tapfern Willen zu allem, was nützlich und gut erſchien.

Ein Mann dieſer Art mußte Manon Phlipon gefallen. Sie hatte mancherlei Männer kennen gelernt; einige waren ihr näher getreten und als Bewerber in beſondern Betracht gezogen worden; keiner aber hatte eine ſtrengere Probe beſtanden, allen hatte ſich Manon wieder entzogen, weil ſie ihr zu unbedeutend, leer und nichtig dem Weſen nach erſchienen. Roland imponirte ihr zwar nicht, aber ſie empfand Achtung vor ihm. In den traurigen Verhältniſſen, in die ſie nach dem Tode ihrer Mutter gerieth, war das viel. Sie wünſchte ſich dieſen zu entziehen und eine ebenſo geſicherte als anſtändige Stellung einzunehmen. Aus dieſem Grunde wies ſie die ihr dargebotene Hand Roland's nicht zurück. Am 4. Februar 1780 ward ſie ſein Weib.

Sie lebte mit ihm zuerſt vier Jahre in Amiens, wo ſie ihm 1781 eine Tochter gebar, reiſte dann mit ihm nach England und ſiedelte, zurückgekehrt, mit ihm nach Lyon über, wo er eine vortheilhafte Stellung erhielt. Es iſt charakteriſtiſch für Roland, daß er als Mitglied der dortigen Akademie als Vorwurf einer Preisſchrift folgende Idee aufſtellte: „Wäre es dem öffentlichen Wohle nicht angemeſſen, Tribunale zu errichten, welche die Todten

in ihrem Leben, Wirken und Streben abzuurtheilen hätten?« Im Jahre 1787 unternahmen beide Gatten eine Reiſe nach der Schweiz, wo man Lavater kennen lernte und mit ihm Beziehungen anknüpfte.

Wie unſere Heldin und Roland gleich von Anfang an ſich der revolutionairen Bewegung anſchloſſen und welche Rolle ſie darin geſpielt, haben wir geſehen. Es iſt nur noch zu erwähnen, daß Madame Roland, während Roland Miniſter war, einmal vor die Schranken des Convents gefordert wurde, um ſich gegen die Verdächtigung zu vertheidigen, daß ſie einen verrätheriſchen Briefwechſel mit der engliſchen Regierung unterhalte. Sie that das ſo ſieghaft, daß ſie allgemeinen Beifall und die Ehren der Sitzung erhielt. Daß indeß ſchon damals ihr Anſehen erſchüttert, die Gegenpartei bereits mächtig geworden war und gegen ſie und ihre Freunde conſpirirte, darüber befand ſich Madame Roland längſt nicht mehr im Unklaren. Sie war ſchon längſt vor Ueberfällen und Attentaten gewarnt und ſchlief, wie ſie ſelbſt erzählt, mit einer Piſtole unter dem Kopfkiſſen im Miniſterhôtel, „nicht ſowohl, um diejenigen zu tödten, die etwa uns zu ermorden kämen, ſondern um mich allen Unwürdigkeiten zu entziehen, wenn ſie Hand an mich legen ſollten“.

Sie war auf alles gefaßt und mußte es ſein. Die Schreckenszeit hatte begonnen, begonnen mit den donnernden Worten Danton's von der Tribüne herab: „Um unſere

Feinde zu beſiegen, um ſie niederzuſchmettern, was bedarf es? Der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit und immer der Kühnheit!«

Was unter dieſer Kühnheit zu verſtehen, darüber konnte man nach den Septembermorden nicht mehr in Zweifel ſein. Die Septembermorde waren der thatſächliche und blutige Beweis, daß die Gironde überholt, daß ſie nicht mehr maßgebend und herrſchend war. Daß die Unternehmer derſelben unbeſtraft blieben, machte die Ohnmacht dieſer Partei zum öffentlichen Geheimniß, das mit der Verurtheilung und Hinrichtung des Königs dann vollends ſchleierlos erſchien. Aufrichtige Republikaner, wie die Mehrzahl davon es geworden waren, wurden ſie durch ihr ſelbſtverſchuldetes Geſchick nach und nach der Schutzwall und die Vormauer des Königthums, das ſich hinter ihnen vor Wind und Wetter zu ſchützen und mit ihrer Fahne zu bedecken vermochte.

Es iſt nicht zu leugnen, daß uns alle dieſe Männer voll Jugend, voll Enthuſiasmus und Geiſt in hohem Grade intereſſiren und mit Sympathie erfüllen, aber wenn wir ihre öffentliche Laufbahn verfolgen, ſo müſſen wir nichtsdeſtoweniger bekennen, daß ſie ihrer großen Aufgabe ſich nicht gewachſen zeigten. Selbſt ihre enthuſiaſtiſchſten Bewunderer haben ſie vor dem Tribunal der Geſchichte verurtheilt. Michelet, der mit hinreißender Liebe und

poetiſcher Hingabe manche ſchöne Seite über ſie geſchrieben, muß ſich endlich doch zu dem Geſtändniß verſtehen: „Ja, trotz des Staunens, das uns für ihre Talente, des Mitgefühls, das uns für den Geiſt der großartigen Milde erfaßt, die ſie der Republik zu bewahren trachteten, würden auch wir im Convent gegen ſie geſtimmt haben. Ihre Politik in den erſten Monaten von 1793 war ohnmächtig und blind und konnte Frankreich nur ins Verderben ſtürzen.“

„Ihnen fehlte,“ ſagte Lamartine, „ein gemeinſamer Grundgedanke, die Einigkeit, der kühne Entſchluß. Sie hatten die Revolution gemacht, ohne es zu wollen; ſie regierten ſie, ohne ſie zu verſtehen. Die Revolution mußte nothgedrungen ſich gegen ſie erklären und ihnen entſchlüpfen, denn anſtatt ſie zu befeſtigen, thaten ſie alles, ſie zu ſchwächen. Die Verfaſſung, die ſie vorſchlugen, glich mehr einem Bedauern des Eingebüßten als einer Hoffnung auf das Werdende. Die Ariſtokratie erſchien in allen bürgerlichen Einrichtungen, die ſie bezweckten, nur in veränderter Geſtalt. Das demokratiſche und populäre Element ſah ſich davon im Keime erſtickt. Sie trotzten dem Volke, das ſie nicht verſtand und ihnen nicht folgen konnte, und das darum auch ihnen auf die Länge wiederum nur Trotz entgegenſetzte. Der Kopf fürchtete den Arm, der Arm den Kopf; ſo konnte der ſociale Leib ſich nur in ewiger Un-

ruhe erhalten und zu Grunde gehen. . . . Noch einige Monate unter ſolchem Gouvernement, und Frankreich, halb vom Auslande erobert, halb von der Gegenrevolution, zerrüttet von der Anarchie, zerriſſen von ſeinen eigenen Händen, hätte zu exiſtiren aufgehört als Republik wie als Nation: alles verdarb unter den Händen dieſer Schönredner," deren Widerſtand, wie Thiers behauptet, gefährlich, deren Unwillen unpolitiſch war und welche am Ende nichts zu thun vermochten, als die Revolution, die Freiheit und Frankreich zu Grunde zu richten.

Ihre Redegewandheit, ihr oratoriſches Talent war faſt, möchte man ſagen, ebenſo ſehr ihr Unglück, als es ihr Ruhm geweſen. Sie ließen ſich zu oft davon hinreißen, ſie ſchwatzen zu ſehr aus der Schule; ſie verriethen im voraus, was ſie wollten; die Gegner konnten ihnen immer in die Karten ſehen.

Die unſelige Taktik, die Tribüne zum Schauplatz der Anklägerei zu machen, ging hauptſächlich von ihnen aus. Sie meinten es damit nicht ſo ſchlimm. Dieſe Anklagen ſollten nur warnen, ſollten nur zeigen, daß ſie wiſſten, was vorging. Sie wollten ihre Gegner erſchrecken, um ſie nach dieſem Schreck um ſo mehr zur Verſöhnung geneigt zu machen. Mit dem Wunſch nach Verſöhnung ſchloſſen, wie wir ſchon geſehen, alle ihre Angriffe. Ihre Angriffe waren Rednerkünſte feierlichſter Art, aber eben darum um

ſo abnutzbarer in der Wirkung. Der Convent beachtete ſie zuletzt nicht mehr, die Angegriffenen jedoch vergaßen ſie nicht, lernten den Girondiſten die Künſte ab und da ſie die That ihnen folgen ließen, ſiegten ſie zuletzt.

Wie war das auch anders möglich bei der ganzen Art und Weiſe der Gironde, die immer den Krieg erklärte, ohne ihn zu führen, und doch auch nie zum Frieden geneigt war? Als Roland in ſeinem miniſteriellen Bericht über die Lage von Frankreich und Paris die Anklage gegen die Anſtifter der Septembermetzeleien erhob, rief Robespierre: „Niemand wird wagen mir eine Beſchuldigung deshalb ins Geſicht zu ſchleudern!“ — „Doch, ich thue es!“ entgegnete Louvet, beklatſcht von einem Theil der Gironde, indeß ein anderer, um den Eclat zu vermeiden, auf Tagesordnung drang, die auch durchgeſetzt wurde.

Es war die Hand der Madame Roland, die unſichtbar hier Robespierre ſchützte, der aber einmal beleidigt und gereizt, vernichtet werden mußte, um der Partei nicht verderblich zu werden. Robespierre vergaß nichts, und hier um ſo weniger, weil er wußte, daß er ſich im Kreiſe der Girondiſten klein benommen und von ihnen zum großen Theil über die Achſel angeſehen wurde. Er brannte darauf ihnen ihren Hochmuth einzutränken, und außerdem waren ſie ihm in der That nicht demokratiſch genug. Er wollte im Ernſt, wie es Madame Roland anerkennt, die

Größe und Macht des Volks. Er wußte seine Sache nur ebenfalls nicht recht anzufangen. Er verfing sich in unfruchtbaren Abstractionen, die ihm später ebenso gefährlich wurden wie den Girondisten ihre blühenden Träumereien. Danton stand zwischen ihnen; er verachtete im Grunde seines Herzens Marat, wie es die Gironde that, und überragte mit ihr Robespierre an Pomp der Rede, an Impuls und Geist; nur war er bürgerlich nicht so unbescholten und ehrenhaft. Seine Vergangenheit und Madame Roland stellten sich zwischen ihn und die Gironde, so oft er sich ihr auch näherte, um ihr den Ausweg aus ihrem Dilemma zu zeigen und um sie zu retten. „Ihr Haß gegen mich," hörte man ihn sagen, „wird sie vernichten und nach ihnen vielleicht auch mich. Die Wahnsinnigen wissen nicht, was sie in mir zurückstoßen!"

Und in Wahrheit, sie wußten es nicht. Danton kannte Robespierre weit besser, als sie ihn kannten. Er wußte, was von ihm zu erwarten war, und wenn sie sich mit ihm verbunden, wäre ohne Zweifel Thatkraft und Entschlossenheit unter sie gekommen. Auch war er zu haben; er konnte wohl Verbrechen im Großen verüben, gegen den Einzelnen aber war er human. Robespierre, der Unbestechliche, ließ die großen Verbrechen nur geschehen, aber er dünkte sich ein Heros des Alterthums, wenn er sich jeder menschlichen Rührung dem Einzelnen gegenüber entschlug.

Einen Buſenfreund, ein Weſen, das ihn liebte, oder einen Bruder hinrichten zu laſſen, das, meinte er, zeichne ihn aus, ſtelle ihn hoch, adle ihn in den Augen der Menſchheit und in den Annalen der Weltgeſchichte. Danton hatte perſönlichen Muth, Robespierre nicht. Robespierre ſtarb wie ein Feigling, Danton wie ein Held. Jener konnte nicht verzeihen, dieſer vermochte es; nur die Lächerlichkeit ertrug er nicht, und gerade mit dieſer bekämpften ihn die Girondiſten. Als er Louvet bei deſſen Anklage Robespierre's zurief: „Ich bitte den Ankläger, das Uebel zu berühren und den Finger in die Wunde zu legen,“ entgegnete dieſer mit ſchneidendem Hohne: „Es ſoll geſchehen, Danton, aber ſchreie nicht im Voraus.“

Dieſe Wendung ſowie der Beifall und das Lachen, das ſie erzeugte, entſchied Danton's Uebergang zu Robespierre. Er deckte dieſem den Rücken, er ſprach ihm Muth ein, eroberte ihm das Wort. Dieſer Worteroberer hat Robespierre ſpäter ſehr gefehlt. Bei ſeinem Untergange war Danton's Löwenſtimme nicht mehr da, ſeinem heiſern Organe Luft zu machen. Robespierre hatte ſie erſtickt. Nun erſtickte er ſelbſt in Gift und Galle, in Aufruhr und Tumult. Aber das geſchah erſt nach dem Fall der Gironde, mit dem wir er hier zu thun haben. Er nahte ſich Schritt für Schritt, am meiſten beſchleunigt durch ihre eigenen Unbeſonnenheiten. Eine der größten war, daß, nachdem

ſie ſich eine Reihe von Feinden gemacht, ſie endlich noch gar die Stadt Paris ſich aufſäſſig machten. Unzufrieden mit der pariſer Municipalität und Obrigkeit, die in der Gewalt des Berges war, und im Stillen daran denkend, den Sitz des Convents in die Provinz zu verlegen, haben ſie ſich in der zweiten Hälfte des Mai 1793 zu unbedachten Schritten gegen jene Autoritäten hinreißen laſſen. Als man dieſe zum Gegenſtande einer Debatte macht, bricht Isnard, der letzte Präſident der Verſammlung, der aus der Gironde gewählt wurde, ohne alle berechtigte Urſache, wild und außer ſich gebracht, in die Worte aus: „Sollte man ſich einfallen laſſen, gegen dieſe aus dem Volke hervorgegangene Verſammlung die Hand zu erheben, ſo erkläre ich im Namen des geſammten Frankreichs, daß Paris vernichtet und an den Ufern der Seine ſehr bald die Stelle vergeblich geſucht werden wird, an der es geſtanden!“

Dieſe ſtolze, aber höchſt unſelige Phraſe, die im Convent einen allgemeinen Sturm erregte, durchflog im Nu alle Viertel von Paris und ließ deſſen durch die Kriegsnachrichten aufgeregte Bewohner darin eine Drohung erkennen, die ſie empörte. Die Föderation, die Verſchwörung gegen Paris ſchien verrathen. Der Sturm gegen die Gironde brach los. Wir ſtehen am 31. Mai.

Die ganze Stadt iſt in Bewegung; überall giebt es Lärm und Geſchrei; die Menge belagert den Sitzungsſaal.

Die allgemeine Stimmung ist gegen die Gironde. Robespierre sieht seine Zeit gekommen. Er redet zum ersten Mal mit Emphase, mit Nachdruck und sehr lange. „Bürger“, ruft er aus, „laßt uns diesen Tag nicht mit halben Maßregeln verlieren. Dieser Tag ist vielleicht der letzte, an dem der Patriotismus die Tyrannei bekämpft. O, daß jetzt alle der Sache des Volks treu ergebenen Abgeordneten sich vereinigen möchten, um das Glück der Nation zu sichern!“

„Du bist sehr redselig geworden!“ ruft ihm Vergniaud entgegen, indem er hinzufügt: „Komme doch endlich zum Schluß.“

„Ich komme dazu,“ erwidert Robespierre eifern, „sorge nicht, Vergniaud, denn der Schluß meiner Rede gilt Dir und den Deinen!“ Und nun läßt er sich in weitschweifige Anklagen gegen die Gironde aus, die, wenn man ihm glauben will, nach dem 10. August die Urheber desselben gern zum Schaffet geführt, die Zerstörung von Paris gewollt, am liebsten den Tyrannen Ludwig Capet gerettet hätte.

Das Schwert ist über den Häuptern der Gironde aufgehängt; es fällt noch nicht, aber es hängt an einem Haare.

Am nächsten Tage beginnt das traurige Schauspiel auf's Neue. Bewegung, Aufstand, Tumult. Henriot hat

Kanonen gegen den Convent aufgefahren. Man fordert noch einmal die Verhaftung der Girondisten. Einige von ihnen, wie Isnard, Fauchet, Lanthenas und Rabaut wollen sich opfern und freiwillig ihrem Mandat entsagen. Aber Barbaroux und Lanjuinais verwerfen das. Ersterer ruft: „Ich habe geschworen auf meinem Posten zu sterben, und ich halte meinen Schwur!“ Letzterer spricht: „Ich glaube bisher einigen Muth bewiesen zu haben; erwarte man von mir weder Einwilligung in eine zeitweise Enthebung von meinem Amt noch freiwillige Niederlegung desselben.“

Bei diesen Worten wirft man ihm Schmähungen zu, sucht man ihn von der Tribüne zu reißen. Er klammert sich mit den Händen fest und spricht unerschrocken in den Sturm hinein. Um ihn zum Schweigen zu bringen, setzt man ihm eine Pistole auf die Brust, denn es war seit einiger Zeit Sitte geworden, bewaffnet im Convent zu erscheinen. Er schließt die Augen und sagt mit stoischer Ruhe: „Ihr brüstet Euch so gern mit dem Alterthume. Die Alten, wenn sie opferten, schmückten ihr Opfer mit Blumen und Bändern, aber sie beschimpften es nicht!“

Solcher Heldenmuth imponirte am Ende doch. Man kam einigermaßen zur Besinnung, besonders als nun auch der Jakobiner Lacroix auf die Tribüne stürzt und erzählt, wie ihn draußen das Volk thätlich beleidigt. Das packt sogar den Berg und Danton schreit: „Es gilt die beleidigte

Ehre der Nation zu rächen!“ Barrère ſchlägt vor, die Sitzung aufzuheben und einen Umzug zu halten. Es geſchieht mit dem Präſidenten Hérault de Séchelles an der Spitze. Aber man dringt nicht durch. Henriot zu Pferde, halb betrunken, den blanken Säbel in der Hand, verſperrt den Weg mit ſeinen Pikenmirmidonen. „Was will das Volk?“ fragt der Präſident. „Der Convent iſt mit nichts, als ſeinem Glücke beſchäftigt.“ „Ach was,“ lallt Henriot, „das Volk iſt nicht aufgeſtanden um Phraſen zu hören. Es verlangt die Auslieferung der Schuldigen!“

Wäre ein Girondiſt Präſident geweſen, ſolche Brutalität würde ihn nicht verblüfft haben, er würde nicht vor Piken und Kanonen zurückgewichen ſein, er hätte in ſeinem Edelmuth die Angeklagten mit ſeinem ganzen Anſehen und ſeinem Leben geſchützt. Im Schutz und in der Gefahr für andere haben ſich die Girondiſten immer groß gezeigt. Hérault de Séchelles that es nicht. Er wich betroffen zurück und überlieferte die Gironde ihrem Schickſal. Ihre Verhaftung wurde decretirt. Das Haar, welches das Schwert gehalten, riß; das Schwert fiel auf ſie nieder.

Madame Roland hatte es ſchon früher getroffen.

Bereits am Abend des 31. Mai waren ſechs bewaffnete Männer in Rolands Wohnung gedrungen, um ihn gefänglich einzuziehen. Da Roland aber nur der Gewalt

weichen wollte und ſie dazu ſich nicht für autoriſirt erachteten, gingen ſie unverrichteter Sache wieder fort. Inzwiſchen faßte Madame Roland, energiſch und gewandt, wie ſie war, den Vorſatz, die Thatſache dem Convent anzuzeigen. „Dieſen Plan meinem Gatten mittheilen, einen Brief an den Präſidenten ſchreiben und davoneilen,“ berichtet ſie ſelbſt, „war das Werk einiger Minuten.“ Sie fuhr in Eile nach dem Convent, drang zwiſchen allem Volk, den Schildwachen und Beamten hindurch in den Sitzungsſaal, um ſich Vergniaud in ein Nebenzimmer rufen zu laſſen; der Sturm war noch nicht ausgebrochen, aber er ſtand vor der Thür. Vergniaud konnte ihr nichts verſprechen. Sie wollte ſelbſt vor die Barre des Convents; ſie hoffte heute wie damals durch ihre Erſcheinung, ihre Beredtſamkeit zu ſiegen. „Ich war in der That,“ ſchreibt ſie, „in jener Seelenverfaſſung, welche unwiderſtehlich beredt macht, von Unwillen erfüllt, über alle Furcht erhaben, begeiſtert für mein Vaterland, deſſen Ruin ich vor Augen ſah; dazu kam, daß ich alles, was ich in der Welt liebe, in Gefahr erblickte. Was ſollte mich ängſtlich machen? Es galt die vornehmſten Güter des Lebens zu vertheidigen. Mein Blut war in Wallung, mein Geiſt erregt, ich fühlte, daß es an den rechten Worten mir nicht fehlen würde.“ Vergniaud aber räth ab. Er ſieht keine Möglichkeit eines Erfolgs; vertröſtet ſie auf ſpäter. So verſpricht ſie in einer Stunde

wiederzukommen. Sie eilt zu Louvet, dem ſie in Haſt, da ſie ihn nicht zu Hauſe trifft, in ein paar Zeilen von ihrer und der Lage ihrer Freunde Nachricht giebt; dann ſtürzt ſie nach Hauſe, wo ſie in Schweiß gebadet ankommt und erfährt, daß Roland gegangen, ſich bei Freunden zu verbergen. Sie trinkt ein Glas Wein und macht ſich dann auf, ihn zu ſuchen. Wo ſie ihn zumeiſt erwartet, trifft ſie ihn nicht; ein zweiter Verſuch fällt glücklicher aus. Sie findet ihn, beſpricht das Nöthigſte und begiebt ſich um 10 Uhr Nachts allein durch die Straßen zum Convent. Aber die Sitzung iſt geſchloſſen. Sie fährt zu einem Freunde, der bereits zu Bett gegangen, läßt ihn wecken und beſchwört ihn, Roland bei der Flucht behülflich zu ſein. Hierauf kehrt ſie, unbeſorgt um ihr eigenes Schickſal, in ihre Wohnung zurück, beruhigt ihre Leute, küßt ihr ſchlummerndes Kind und ſetzt ſich hin, um an Roland zu ſchreiben, ihm Vorſicht und Eile anzuempfehlen. Mitten im Schreiben, etwa gegen Mitternacht, bringt abermals eine bewaffnete Bande bei ihr ein, die zu wiſſen verlangt, wo Roland verweilt. Sie leugnet, daß ihr ſein Aufenthalt bekannt ſei, und entläßt ſie, dabei bemerkend, daß eine Wache vor ihrer Thür und dem Hauſe bleibt. Sie vollendet ruhig den Brief, vertraut ihn einer zuverläſſigen Dienerin an, ißt zu Nacht und legt ſich dann zu Bett. Eine Stunde mochte ſie geſchlafen haben, da erweckt man ſie, weil Leute ge-

kommen, die ſie ſprechen wollen. Sie ſteht auf und kleidet ſich zum Ausgehen an. „Warum?“ fragt erſtaunt die Dienerin, indem ſie meint, ein Nachtkleid würde genügen. „Es iſt für alle Fälle“ entgegnet Madame Roland, indem ſie von dem weinenden Mädchen mit einem Händedruck Abſchied nimmt.

Eingetreten zu denen, die ſie zu ſprechen verlangt haben, erfährt ſie, daß ſie verhaftet und ihre Wohnung verſiegelt werden ſoll. Sie verlangt die Vollmacht zu ſehen, prüft ſie und findet ſie ungeſetzlich. Sie redet mit den Herren der Section hin und her, fügt ſich aber endlich. Sie nimmt einige Wäſche und Kleidung für ſich und die Tochter heraus, dann beginnt das Verſiegeln. Es dauert bis gegen 7 Uhr Morgens; da nimmt ſie Abſchied von ihrer Tochter, ihren Leuten und geht die Treppe hinab, die mit bewaffneten Männern beſetzt iſt, wie das ganze Haus und die Straße, auf der ſich eine unabſehbare Menge um den Wagen drängt, der ſie aufnehmen ſoll. „Auf die Guillotine!“ ſchreien ihr beim Einſteigen einige wüthende Weiber entgegen. Madame Roland ſetzt ſich neben ihre Begleiter nieder, ohne davon Notiz zu nehmen. „Wollen Sie, Madame, daß wir die Fenſter ſchließen?“ fragt zuvorkommend einer derſelben, und ſie antwortet ruhig: „O, nein, mein Herr; die Unſchuld, ſo unterdrückt ſie iſt, wird niemals das Vernehmen der Strafbaren an-

nehmen. Ich fürchte Niemand und will mich den Blicken von keinem Menſchen entziehen, er ſei auch wer er ſei.« »Sie zeigen mehr Charakterſtärke als viele Männer,« wird ihr zur Antwort. »Sie erwarten gefaßt, daß Ihnen Gerechtigkeit werde.« »Gerechtigkeit!« ruft ſie aus. »Wenn es Gerechtigkeit gäbe, wäre ich jetzt nicht in Ihrer Gewalt. Ich weiß, daß ich auf dem Wege zum Blutgerüſte bin, und werde es, ſeien Sie deſſen überzeugt, ſo ruhig beſchreiten, wie ich mich jetzt ins Gefängniß begebe. Ich bedauere allein mein Vaterland und den Irrthum, der mich veranlaßte, es reif für die Freiheit und das Glück zu halten. Und ſo lieb mir das Leben auch iſt, ſo ſterbe ich doch gern, wenn ich damit zeigen kann, wie ſehr ich die Ungerechtigkeit und das Verbrechen verabſcheue.«

Mit dieſen Worten betrat ſie das Gefängniß der ſogenannten Abtei, das der Schrecken zu einem ſeiner blutigſten Hauptſchauplätze gemacht.

Sie betrat daſſelbe mit eignen und ganz ſeltſamen Empfindungen. Um dieſelben verſtehen zu können, muß man die Lage, in der ſich Madame Roland befand, ſich zu vergegenwärtigen ſuchen. Mit ihrem Gatten und dem Raume ihres Herzens in das Schickſal der untergehenden Girondiſten verwickelt, hat ſie mit bewunderungswürdiger Ausdauer und eiſerner Beſonnenheit ſowie mit einem nicht

hoch genug anzuſchlagenden Muthe alles gethan, was unter ſolchen Umſtänden in eines Menſchen Kräften ſtehen konnte, um das Leben und die Ehre Roland's vor ſeinen Verfolgern ſicherzuſtellen. Aufathmend betrat ſie die Schwelle des Kerkers. Sie hatte ihre Pflicht als Gattin, Mutter und Bürgerin redlich gethan. Nun durfte ſie endlich auch an ſich ſelbſt, d. h. an ihre Liebe denken. Hinter Schloß und Riegel, gewiſſermaßen gegen ihre Leidenſchaft und deren bezwingende Macht geſchützt, konnte ſie ohne Gefahr für ihren Ruf und ihre Stellung ſich derſelben in völlig rückſichtsloſer Weiſe überlaſſen. Sie konnte an Buzot Geſtändniſſe ſchreiben, die ſonſt vielleicht niemals ihrer Feder entſchlüpft ſein würden, Geſtändniſſe, die, wie Eugène Crépet in ſeinem „Trésor épistolaire de la France“ mit Recht behauptet, niemals die Liebe im Kampfe mit der Pflicht beredter und begeiſterter unter tragiſchen Umſtänden gezeigt haben. Madame Roland's Briefe wetteifern hier mit der erhabenſten Sprache der Dichtung, und man hat die heroiſche Größe des Ausdrucks nicht mit Unrecht mit dem Pathos der Pauline im „Polyeucte“ von Corneille verglichen. Jedenfalls vermochte bisher kaum irgend ein Poet einen ſittlichen Conflict mit gleicher Feinheit und Tiefe hinzuſtellen, wie es hier in dieſen Zeilen geſchieht, welche die ganze caſuiſtiſche Scharfſinnigkeit der Paſſion zu Tage legen. Zwei Hauptgedanken beherrſchen Madame

Roland jetzt: der erste ist der, daß sie erkennt, wie ihr durch ihre Gefangenschaft gestattet ist, ihre Pflicht mit ihrer Liebe zu versöhnen und gleichsam einig zu machen, d. h. wie sie im Stande ist, ihr Herz sprechen zu lassen, ohne befürchten zu müssen, ihrer Schwäche zu unterliegen; und der zweite ist der des zwar seltsamen, aber aufrichtigen Gleichgewichts unter diesen beiden Gefühlen, die ihre Seele beherrschen, d. h. die Freude, die sie darüber empfindet, daß sie lieben und in dieser Liebe doch sich gestehen darf, wie sie nichts versäumt hat, Roland durch ihr Benehmen und ihr Zeugniß vor dem Revolutionstribunal von allen Anklagen freizusprechen.

In dieser Seelenverfassung ist es, daß sie, nur eben im Gefängniß sich selbst überlassen, an Buzot schreibt: „Ich wage es kaum Dir zu sagen, und doch bist Du der Einzige, der mich hierin zu verstehen vermag, daß ich über meine Gefangenschaft nicht eben sehr unglücklich bin. Unsere politischen Feinde werden jetzt einigermaßen beruhigt und in der Verfolgung Roland's weniger hitzig sein; wenn sie ihm aber den Proceß machen, werde ich es zu veranlassen wissen, daß er einzig zu seinem Ruhme dient. Ich glaube, daß ich auf diese Weise einigermaßen den Kummer wettmache, den ich ihm verursacht habe. Du aber, Geliebter, siehst ohne Zweifel ein, daß einsam und allein, wie ich jetzt bin, ich nur Dir noch angehöre. Durch meine Gefangen-

ſchaft opfere ich mich meinem Gatten, um mich zugleich Dir in die Arme zu werfen. Meinen Henkern verdanke ich die himmliſche Seligkeit, daß ich in einem Athem meiner Pflicht genügen und meiner Liebe mich widmen kann. O beklage mich nicht, mein Theuerer!«

In einem zweiten Briefe an Guizot heißt es: »Wenn es wahr iſt, daß eine höhere Macht die Wohlthaten und Leiden unter den Menſchen nach den Geſetzen einer ſtrengen Ausgleichung vertheilt, habe ich dann ein Recht mich über mein Unglück zu beklagen, das mir ſolche Wonnen bereitet! Dein Brief vom 27. (Juni) liegt vor mir; ich erſehe daraus Deine muthige Geſinnung: ich theile Deine Entſchlüſſe und die Gefühle, die Dich beſeelen; ich bin ſtolz darauf, Dich zu lieben und von Dir geliebt zu ſein. O mein Theuerſter, nur laß uns nicht ſo weit verirren, den Buſen unſerer Mutter zu ſchlagen und übel von jener Tugend ſprechen, die man allerdings durch grauſame Opfer erkauft, aber auch mit Entſchädigungen, wie ſie nichts anderes auf Erden gewähren kann. Sage mir, kennſt Du ſüßere Augenblicke als die, welche uns die Unſchuld und der Zauber einer Zuneigung ſchenkt, einer Zuneigung, die die Natur ſelbſt uns verleiht und das Zartgefühl regelt, welches der Pflicht der Entſagung huldigt, die ſie auferlegt, indem es ſelbſt ihr die Kraft giebt, ſie zu ertragen? Kennſt Du eine größere Genugthuung als die, ſich über

das Mißgeſchick und den Tod hinaus erhaben zu fühlen, und dabei zugleich in ſeinem Herzen etwas zu tragen, das uns das Leben verſchönt und mit Inbrunſt auskoſten läßt bis in ſeine letzte Stunde, ſeinen letzten Hauch hinein? Haſt Du jemals mehr die Gewalt unſerer Vereinigung empfunden, als gerade jetzt in dieſem furchtbaren Umſturz der Geſellſchaft und dem Schrecken der Unterdrückung? Ich habe es Dir ſchon geſagt, ewig geliebter Mann, wie das alles mein Glück in der Gefangenſchaft ausmacht. Stolz darauf, verfolgt zu ſein, in einer Zeit, wo der Charakter und die Rechtſchaffenheit zum Verbrechen werden, würde ich dieſe Gefangenſchaft auch ohne Dich mit Würde ertragen; in dem Gedanken an Dich wird ſie mir aber geradezu zum Genuß einer himmliſchen Seligkeit. Die Elenden glauben mich zu beugen, indem ſie mich in Feſſeln werfen. Wie thöricht das! Was thut es mir, hier oder dort in Freiheit oder in Banden zu weilen? Behalte ich nicht überall mein Herz? Und mit meinem Herzen mich in ein Gefängniß bannen, heißt das nicht meinem Herzen mich ganz und ohne alle Beſchränkung überlaſſen dürfen? Meine Unterhaltung iſt meine Liebe, meine Beſchäftigung: daran zu denken; meine Verpflichtungen, ſeit ich allein bin, beſchränken ſich auf Wünſche für alle, die gut und rechtſchaffen ſind, und daß unter dieſen der, welcher der Nächſte meinem Herzens iſt, obenan ſteht, erfüllt mich mit Entzücken.

Geh', ich fühle nur zu wohl, welches Loos im gewöhnlichen Laufe der Dinge mir zu Theil werden würde, um mich über die Wendung zu beklagen, die gewaltsam über mich hereingebrochen. Wenn ich sterben müßte . . . Nun wohl, ich kenne nun das Beste, was mir dieses Leben zu bieten hat, und wenn es länger dauerte, so würde es mich vielleicht nur zwingen, dieses Beste wieder zum Opfer zu bringen.

»Der Augenblick, der mein Dasein mit dem höchsten irdischen Glanze erfüllte und in dem ich am stärksten jenen Aufschwung der Seele empfand, der allen Gefahren trotzt und sich glücklich preist, sie zu durchlaufen, war der, in dem ich in die Bastille trat, die meine Henker mir ausersehen. Ich werde mich niemals rühmen, daß ich mich diesen in den Weg gestellt; wohl aber kann ich behaupten, daß ich mich ihnen nicht entzogen; es däuchte mich unter meiner Würde, im Voraus darüber nachzudenken, ob ihre Wuth sich auch bis auf mich erstrecken würde; ich habe nur gemeint, daß, wenn es auch der Fall wäre, sie mir dadurch einzig Gelegenheit verschaffen würden, Roland durch mein Zeugniß, meine Geistesgegenwart und Entschlossenheit zu dienen; ich fand es beseligend, Mittel zu erhalten, ihm nützlich in einer Weise zu sein, die mir zugleich gestattet, Dir mehr und näher als sonst anzugehören. Mein süßestes Glück würde es sein, wenn ich durch das Opfer meines Lebens für ihn das Recht erhielte, Dir allein meinen letzten Seufzer

zu widmen. Abgesehen von den schrecklichen Beängstigungen, die mir die Decrete gegen die Geächteten verursachten, habe ich niemals einer größern Ruhe genossen als in dieser eigenthümlichen Lage, der ich mich ohne Störung erfreute, als ich sie fast alle in Sicherheit und Dich außerhalb von Paris beschäftigt wußte, das Heil Deines Vaterlandes zu bewahren."

In einem dritten Schreiben endlich heißt es: „Du kannst Dir, mein Freund, den Reiz einer Gefangenschaft nicht vorstellen, in der man nur seinem eigenen Herzen Rechenschaft abzulegen braucht von dem Thun und Lassen jedes Augenblicks! Keine verdrießliche Störung, kein peinliches Opfer, keine langweilige Obliegenheit, nichts von jenen Pflichten, die um so drückender sind, je mehr ein reines und edles Herz sie aufrecht zu erhalten sich bewogen findet, nichts von jenen Gesetzen oder Vorurtheilen der Gesellschaft, die mit den süßesten Empfindungen der menschlichen Natur in Zwiespalt stehen; kein eifersüchtiger Blick belauscht den Ausdruck von dem, was in uns vorgeht, oder den Weg, den unsere Gedanken nehmen; Niemand leidet unter unserer Schwermuth oder Unaufmerksamkeit; Niemand erwartet Anstrengungen oder fordert Gefühle von uns, die nicht in unserer Gewalt sind; in Wahrheit ganz sich selbst anheimgegeben, ohne Hindernisse besiegen, ohne Kämpfe bestehen zu müssen, kann man, ohne die Rechte und

Empfindungen von irgend Jemand zu verletzen, seine Seele ihrer eigenen Richtschnur überlassen, seine moralische Unabhängigkeit im Schoße einer Gefangenschaft wiederfinden und ausüben in einer Ausdehnung, die sonst die socialen Beziehungen fast immer beschränken. Es war mir sonst nicht einmal erlaubt, diese Unabhängigkeit nur zu suchen und mit diesem Suchen mich für Augenblicke des Glücks zu entschlagen, das ich einem andern bereiten sollte, so schwer mir das zu thun auch wurde. Die Ereignisse haben mir verschafft, was ich sonst nicht ohne eine Art von Verbrechen mir zu verschaffen im Stande war. Wie verehre ich die Fesseln, die mich der Liebe freigeben und mir erlauben, daß ich mich unausgesetzt mit Dir beschäftigen darf! Jede andere Obliegenheit hat hier für mich aufgehört; ich lebe nur noch für Dich, der Du mich liebst und der Du so sehr der Gegenliebe würdig bist. Verfolge glorreich Deine Laufbahn, diene Deinem Vaterlande, rette die Freiheit. Jede Deiner Unternehmungen ist eine neue Genugthuung für mich und Dein Verhalten mein Triumph. Ich will in die Absichten der göttlichen Vorsehung nicht einzudringen suchen, indem ich mir erlaube, strafbare Wünsche in meinem Herzen auszubilden; aber ich weiß ihr schon Dank genug, daß sie an Stelle meiner frühern Ketten die gelegt hat, die ich gegenwärtig trage. Ach, scheint dieser Wechsel mir doch bereits eine außerordentliche Gunst des

Geſchicks! Wenn es mir nicht mehr zu gewähren vermag, möge es mir dann nur dieſen Zuſtand erhalten bis zu dem Augenblicke, wo ich für ewig eine Welt verlaſſe, die der Ungerechtigkeit und dem Unglück anheimgefallen.“

Man erſieht aus dieſen glühenden Herzensergießungen der Madame Roland, einer Frau im 39. Jahre, daß Liebe zu dem Geliebten und Liebe zu Vaterland und Freiheit ſich in ihr verſchmolzen, ſo ſehr verſchmolzen, daß eine ohne die andere faſt nicht denkbar erſcheint. Sie liebte Buzot um der Freiheit und des Vaterlandes willen, Vaterland und Freiheit um Buzot's willen. Beide gehörten zuſammen, waren in ihren Augen faſt Eins. An ſie zu denken, von ihnen zu träumen, war das Glück ihrer Gefangenſchaft, das ſie ſo reizend zu ſchildern weiß. Noch hatte ſie nicht nöthig alles verloren zu geben. Buzot, ſechs Jahre jünger als ſie, ein feuriger Kopf, ein flammender Geiſt, wenn er einmal entzündet war, hatte ſich nach dem 31. Mai mit Barbaroux, Gorſas, Lanjuinais, Louvet, Pétion und andern angeſchuldigten und geächteten Girondiſten aus Paris geflüchtet, um von Caen aus die Inſurrection der Departements gegen die Dictatur zu organiſiren, welche die Bergpartei des Convents im Namen von Paris über ganz Frankreich auszuüben begonnen.

Man weiß, daß dieſe Inſurrection geſcheitert und auch Buzot elend zu Grunde gegangen. Wochenlang irrte er

mit Pétion in Wäldern und felſigen Einöden umher, bis endlich Gift, wie es ſcheint (vielleicht auf ſeine Anregung hin, da der Tod ſeiner Geliebten ihn in noch größere Verzweiflung ſtürzte als der Verluſt der Freiheit ſeines Vaterlandes), ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht. Man fand ihre Leichen 1794, von Wölfen angefreſſen, in unwirthlichen Gegenden des ſüdlichen Frankreichs.

Madame Roland hat dieſen traurigen Ausgang nicht mehr erlebt, aber ſie erlebte genug, um an allem zu verzweifeln. Die ſüße Genugthuung, mit dem Geliebten heimlich Briefe wechſeln zu können, in denen ſie ihrer Leidenſchaft keine Schranken mehr zu ſetzen brauchte, ward ihr bald genommen. Der Geliebte irrte in der Ferne verfolgt und flüchtig umher: ihre Zeilen verfehlten ihre Adreſſe. Sie mußte ſich zum Schweigen entſchließen und durfte von ihm nichts anderes erwarten. Die Nachrichten, die ſie von den beiden Freunden Boſc und Champagneux erhielt, die ſich Zugang zu ihr verſchafften, ſowie die, welche ihr etwa zu ihr gelangende Zeitungen brachten, konnten nur wenig tröſtlich für ſie ſein. Sich in Entſagung zu finden, wurde ihr Loos, und dieſes Loos hat ſie mit einer Erhabenheit und Größe der Seele getragen, die ohne Beiſpiel ſind. Nachdem ſie umſonſt an den Miniſter des Innern, der Juſtiz, an die Section, zu der ihre Wohnung gehörte, geſchrieben, um auf Verhör und Freilaſſung zu dringen,

fing ſie an: ſich in ihr Schickſal zu finden. Sie begann wieder mit der alten Leidenſchaft zu leſen, zu lernen, zu ſtudiren. Sie griff das Studium der Botanik wieder auf, ließ ſich ſeltene Pflanzen bringen, beſchrieb und zeichnete ſie. Dazwiſchen trieb ſie engliſche Sprache, deren nicht geläufig zu ſein, ſie ſtets bedauert hatte. In der Muße des Gefängniſſes wollte ſie das Verſäumte nachholen. Als auch das ihren regen Geiſt nicht vollſtändig in Anſpruch nahm, begann ſie jene Geſchichte ihres Lebens zu ſchreiben, die nachher ſo berühmt geworden iſt. Politiſche Abhandlungen bezüglich der Rechtfertigung ihres Gatten und ihrer Freunde fallen dazwiſchen. Die „flüchtigen Bemerkungen“ zu der von Amar gefertigten Anklageacte der Girondiſten ſind als Meiſterſtück in ihrer Art zu betrachten. Sie geht die einzelnen Beſchuldigungen durch und widerlegt ſie auf ſchlagende Weiſe, indem ſie dabei eine tiefe und oft erſtaunliche Kenntniß der Perſonen ſowohl als der Verhältniſſe wahrnehmen läßt. Daß ſie wirklich politiſchen Verſtand beſaß, hat keine ihrer Schriften mehr als gerade dieſe bewieſen, in ſo großer Eile dieſelbe auch abgefaßt iſt und ſo ſehr ſie vom Parteiſtandpunkt aus geſchrieben erſcheint. Sie weiß den innerſten Zuſammenhang der Thatſachen aufzudecken und die in die Handlung verwickelten Perſonen mit einer Schärfe, Klarheit und Einſicht vor den Richterſtuhl der Geſchichte zu ſtellen, daß jeder Schleier von ihrem Weſen, jede Maske

von ihrem Geſichte fällt. Sie vertheidigt der Reihe nach Buzot, Briſſot, Pétion, Guadet, Vergniaud, Genſonné und ſelbſtverſtändlich ſehr ausführlich auch Roland. Sie verſchweigt ihre Fehler nicht, ſtellt dieſen aber die Verbrechen von Danton, Marat und andern Jakobinern ſo wirkſam gegenüber, daß ſich das Urtheil von ſelbſt ergiebt.

Sie warf dieſe „flüchtigen Bemerkungen,“ wie ſie ſelbſt bekennt, nur in den Augenblicken peinlichſter Erwartung und qualvollſter Spannung auf das Papier, nämlich in den Tagen, in denen der Proceß der Gironde vor dem Revolutionstribunal verhandelt wurde und ſie jeden Moment erwarten durfte zur Zeugenſchaft aufgefordert zu werden. Sie wollte damals der Wahrheit die letzten Ehren erzeigen und dann freiwillig vom Schauplatz treten, d. h. durch Gift ſich ſelbſt ums Leben bringen. Sie glaubte, die geflüchteten Freunde und darunter auch Buzot ſeien gleichfalls gefangen und ſollten mitgerichtet werden. Vom Schmerz, von der Verzweiflung getrieben, wollte ſie kühne, begeiſterte Worte reden, Worte, die recht abſichtlich ihre Gegner gegen ſie reizen und herausfordern ſollten, um dadurch die Verfolgung von den Freunden abzulenken. Wie auf glühenden Kohlen ſtehend, wartete ſie vor die Richter gerufen zu werden. Sie hatte die Anklageacte mit anhören müſſen und ſich mit Willen dabei ſehr auffällig und laut gezeigt. „Ich ſprach,“ ſchreibt ſie ſelbſt, „bei dieſer Gelegenheit

mit ebenſo viel Kraft der Stimme als Rückſichtsloſigkeit des Ausdrucks vor den Ohren von Hébert und Chabot.“ Aber das Tribunal war feig und fürchtete ſich vor dem Strom und der Macht ihrer Beredtſamkeit. Man rief ſie zum Zeugniß nicht vor, und „um ihre Ungeduld zu betrügen,“ ſchrieb ſie dann in den Gefängnißmauern jene eclatante Vertheidigungsſchrift der Gironde, die ein bedeutſames Denkmal ihrer leuchtenden Faſſungskraft und politiſchen Einſicht iſt.

Da wir indeß, um dieſe zu berühren, haben vorgreifen müſſen, ſo kehren wir jetzt zunächſt noch in die erſte Zeit ihrer Haft zurück. Wenige Tage nach Beginn derſelben erſchien ein Kerkermeiſter bei ihr, mit dem ſie nach ihrer eigenen Aufzeichnung folgendes Geſpräch geführt hat:

„Guten Tag, Bürgerin.“ — „Guten Tag, mein Herr.“ — „Sind Sie zufrieden mit Ihrer Wohnung? Haben Sie keine Klage zu führen über Ihre Behandlung oder über ſonſt etwas?“ — „Ich beklage mich nur darüber, hier zu ſein, und wünſche ſobald als möglich fortzukommen.“ — „Iſt Ihre Geſundheit angegriffen? Haben Sie Langeweile?“ — „Ich befinde mich wohl und leide niemals an Langeweile. Die Langeweile iſt die Krankheit derjenigen, welche leer in der Seele und im Geiſt ohne Hilfsquellen ſind. Mein Wunſch von hier fortzukommen, entſteht aus dem lebhaften Gefühl der Ungerechtigkeit; man

hat mich ohne alle Urſache gefangen geſetzt und hält mich feſt, ohne mich zum Verhör zu bringen.“ — „Ah, in den Zeiten der Revolution giebt es ſoviel zu thun, und nicht alles läßt ſich machen.“ — „Eine Frau, welcher der König Philipp eine ähnliche Antwort gab, entgegnete demſelben: „Wenn Du nicht Zeit haſt Gerechtigkeit zu üben, ſo haſt Du auch nicht Zeit König zu ſein!“ Nehmt Euch in Acht, unterdrückte Bürger zu zwingen, daß ſie daſſelbe zum Volke ſagen, oder vielmehr zu denen, die es als ſeine Vertreter verführen.“ — „Adieu Bürgerin.“ — „Adieu.“

In dieſem kurzen, bezeichnenden Geſpräch liegt der ganze Charakter der Frau: ungebeugter Muth und Geiſtesgegenwart, welche den Menſchen und Dingen ſcharf auf den Leib gehen, und dabei eine Raſchheit und Sicherheit der Erwiderung, wie ſie ſelten gefunden werden dürften. Beleg von alledem giebt auch ein Brief, den ſie um jene Zeit an Robespierre geſchrieben. Man hatte ſie veranlaßt, ſich an dieſen zu wenden. Wir erinnern uns, wie ſie im allgemeinen über dieſen Mann gedacht. Sie hatte keine große Meinung von ſeinem Geiſt und ſeinen Fähigkeiten; aber ſie ſchätzte ſeine demokratiſche Geſinnung. Ihr Brief an ihn enthält folgende Stellen:

„Sie können ſich leicht denken, Robespierre, daß ich nicht an Sie ſchreibe, um Ihnen mit Bitten läſtig zu fallen; ich habe niemals bitten gelernt und werde es ſelbſt-

verſtändlich nicht erſt im Kerker und vor den Füßen eines Mannes lernen, der mich in ſeiner Gewalt hat. Das Bitten iſt nur für die Strafbaren und die Sklaven. Die Unſchuld beruft ſich auf ſich ſelbſt, und das iſt genug. Selbſt die Klage iſt nicht meine Sache, denn ich weiß zu dulden. Ich weiß auch, daß die Revolutionen beim Entſtehen der Republiken diejenigen zum Opfer zu wählen pflegen, welche ſie durchgeführt haben: dies iſt ihr Schickſal; die Geſchichte iſt ihre Rächerin. Aber durch welche Sonderbarkeit werde ich, eine Frau, den Stürmen ausgeſetzt, welche gewöhnlich nur die großen handelnden Männer der Revolutionen treffen? . . .

„In Zurückgezogenheit aufgewachſen, durch ernſte Studien gebildet, die in mir einigen Charakter entwickelt haben, einfachen Neigungen hingegeben, denen keine äußern Verhältniſſe je entſprochen haben, begeiſtert für die Revolution und mich den großmüthigen Gefühlen überlaſſend, die ſie erzeugt, fremd den öffentlichen Angelegenheiten wegen meines Geſchlechts ſowohl als aus Grundſatz, aber regen Antheil für ſie empfindend, weil das Intereſſe für das Gemeinwohl doch das erſte unter allen Intereſſen der Welt iſt, habe ich als verächtliche Albernheiten die erſten Verleumdungen betrachtet, die gegen mich geſchleudert worden ſind; ich hielt ſie für einen unerläßlichen Zoll, welchen der Neid einer Stellung darbrachte, die der ſchwachſinnige

große Hauſe als eine bevorzugte anſah, die ich jedoch herzlich gern mit dem friedlichen Zuſtande vertauſcht haben würde, dem ich meine glücklichſten Tage verdanke. . . .

„Ich habe nichts geſagt, nichts verlangt, ich habe niemand mit meinen Beſchwerden beläſtigt; ich bin ſtolz darauf, mit dem Mißgeſchick zu kämpfen und es zu beſiegen. . . .

„Robespierre, ich gebe Ihnen dieſes ſehr gemilderte Bild, nicht um bei Ihnen Mitleid zu erregen, über das ich erhaben bin, und das zu erhalten mich vielleicht nur beleidigen würde, ſondern um Sie zu belehren. Das Glück iſt wankelmüthig; die Gunſt des Volks iſt es auch. Betrachten Sie das Schickſal derjenigen, die es erregten, ihm zu Gefallen lebten oder es regierten, von Viscellinus bis Cäſar, von Hippon, dem Redner von Syrakus, bis zu unſern Rednern von Paris! Die Gerechtigkeit und die Wahrheit allein behaupten das Feld und tröſten über alles, ſelbſt über den Tod, den man um ſie leidet, während diejenigen, die der Wahrheit und Gerechtigkeit trotzen, ſich ihrem Verdammungsurtheil nicht entziehen. Marius und Sulla verbannten Tauſende durch ihre Gewalt aus Rom. Haben ſie mit ihnen auch die Stimme der Geſchichte verbannt, die ſie noch bis heute verurtheilt, und ſind ſie glücklich geweſen?

„Was mir auch immer bestimmt sein mag, ich werde es in einer Art zu ertragen wissen, die meiner würdig ist, oder ihm zuvorkommen, wenn ich es für angemessen erachte. Soll ich, nachdem mir die Ehre der Verfolgung und Anklage zu Theil geworden, auch die des Märtyrerthums genießen? Oder bin ich zum Kerker verurtheilt bis zu dem Tage, an dem sich eine Katastrophe bewerkstelligen läßt, die mich vernichtet? Oder soll ich endlich deportirt werden, damit wenige Meilen vom Lande der Schiffskapitän sich eine jener Unachtsamkeiten zu Schulden kommen läßt, die ihm erlaubt, sich seiner Menschenfracht zum Vortheil der Meereswogen zu entledigen? Sprechen Sie, Robespierre; es ist immer etwas werth, sein Schicksal zu kennen, weil einem damit doch gestattet ist, ihm ins Auge zu sehen.

„Wenn Sie gerecht sein wollen und diese Zeilen mit Aufmerksamkeit lesen, so werden dieselben weder Ihnen noch meinem Vaterlande nutzlos sein. In jedem Falle, Robespierre, weiß ich es, und Sie können nicht umhin es ebenfalls zu wissen, daß, wer mich kennt, mich nicht, ohne Reue zu empfinden, wird verfolgen können.“

Madame Roland hat diesen Brief jedoch nicht abgesandt. Sie kannte Robespierre zu gut, um sich Erfolg davon zu versprechen. Sie wußte: er würde einen Augenblick bei dem Lesen desselben sich mit Wehmuth der Stunden

erinnern, die er bei ihr zugebracht; vielleicht ihrem Looſe eine Thräne weinen — er weinte ſehr leicht, der gute Maximilian Robespierre! — dann aber, um ſich römiſch groß und tugendhaft zu fühlen, mit feſter Hand ihr Todesurtheil unterſchreiben.

Madame Roland legte den Brief zu den übrigen Actenſtücken ihrer Gefangenſchaft, indem ſie ihm die Bemerkung beifügte: „Sobald dieſes Schreiben mir nichts nützt, iſt es unangebracht: es an ſeine Adreſſe ſchicken, hieße mich ohne Erfolg einem Tyrannen gegenüber compromittiren, der mich zwar opfern kann, aber nie erniedrigen ſoll.“

Uebrigens bleibt zu bemerken, daß Madame Roland dieſe Worte an Robespierre nicht mehr im Gefängniſſe der Abtei, ſondern in dem von Sainte-Pélagie abfaßte. Man hatte inzwiſchen mit ihr eine grauſame Komödie geſpielt. Auf ihre Klagen und Beweisgründe hin, daß ihre Verhaftung nicht mit Erfüllung aller geſetzlichen Vorſchriften erfolgt war, kündigte man ihr am 24. Juni die Freiheit an.

Sie packt ihre wenigen Sachen zuſammen, vernimmt die Glückwünſche ihres Gefangenwärters, welcher ihr lächelnd ankündigt, daß er in Zukunft die Zelle, in der ſie geſeſſen, Flora's Pavillon nennen wolle, weil ſie dieſelbe mit Blumen geſchmückt und heiter wie eine Fee bewohnt, und eilt dann fliegenden Fußes nach Hauſe. Aber auf der Treppe des

Hauſes erwarten ſie bereits neue Häſcher, um ſie »nach dem Geſetz« zu verhaften. Ein junger Menſch, der Sohn ihres Hauswirthes, durch den Auftritt herbeigezogen, ſucht ſie in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen, eine Regung der Menſchlichkeit, die er mit ſeinem Leben hat bezahlen müſſen. Die Schreckensherrſchaft, die eine ganze Familie hinrichten ließ, weil man bei ihr ein Stück Zeug von der Größe einer Linſe fand, von dem die Sage ging, daß es aus dem Rocke geſchnitten ſei, den Ludwig XVI. bei ſeiner Hinrichtung getragen, die Schreckensherrſchaft hielt das Intereſſe für Madame Roland für ein ſo todeswürdiges Verbrechen, daß ſie jenen jungen Menſchen durch ihr Revolutionstribunal verurtheilen und köpfen ließ. Sein Vater ſtarb aus Kummer bald ihm nach.

Madame Roland aber brachte man nun in das Gefängniß von Sainte-Pélagie, wo ſie ſich dann wieder heimiſch machte, ſo gut es ging. Sie fing wieder zu leſen, zu ſchreiben, zu zeichnen, zu muſiciren an, trotz der gemeinen und lärmenden Nachbarſchaft, die ſie hier fand, trotz der Hitze, der ſchlechten, verpeſteten Luft, ſowie der tauſend andern Mißſtände und Quälereien, von denen ſie zu leiden hatte. Den meiſten Schmerz verurſachte es ihr jedoch, daß ſie den von ihrem Geliebten angefachten Aufſtand ſcheitern ſehen muß. Sie ſtrömt dieſen Schmerz in langen Klagen, in bittern Worten aus. Inzwiſchen vernimmt ſie auch die

That der Charlotte Corday, von der ſie meint, daß ſie zwar die volle Bewunderung der Welt verdiene, aber zur Unzeit komme und keineswegs das rechte Opfer gewählt habe. Sie erkannte gleich ſehr richtig, daß die Ermordung Marat's, ſtatt die Gironde zu retten, deren Untergang nur beſchleunigen müſſe. Selbſtverſtändlich auch ihren eigenen. Die Corday zeigte, zu was Frauen in ſolchen Zeiten fähig ſeien. Madame Roland war gefürchtet genug. Die Ruhe, die Beſonnenheit, die ſeltene Macht des Wortes ſowie die Ungebeugtheit und das entſchloſſene Weſen, das ſie überall zeigte, ließen ſie der Schreckensherrſchaft beſonders gefährlich erſcheinen, ſo gefährlich, daß man ſie im Proceſſe der Girondiſten, wie wir bereits anführten nicht zur Zeugenſchaft aufrief.

Dieſer Proceß iſt eins der großartigſten Schauſpiele, welche die Revolution geſehen hat. Die Girondiſten erſcheinen in demſelben ſozuſagen im Angeſicht der Unſterblichkeit. Sie haben wie Träumer gedacht, wie Dichter geſprochen, wie ſterbliche Menſchen gefehlt, aber den Tod erleiden ſie wie Heroen und Götter des Alterthums. Faſt keiner von ihnen zeigt ſich klein und verzagt; im Gegentheil, ſie überbieten einer den andern an Muth, an Seelenadel und Größe. Lamartine in ſeiner „Geſchichte der Girondiſten“ freilich macht ihnen den Vorwurf, ſich während ihres Proceſſes nicht ganz ihrer würdig benommen zu

haben. „Kein Wort," meint er, „ſei bei dieſer Gelegenheit aus dem Herzen dieſer großen Angeklagten gedrungen, das würdig wäre, in der Geſchichte nachzuhallen. Die Furcht, einen Reſt des Lebens zu verſcherzen, hätte ihre Lippen verſchloſſen. Ueber die Sorge für ihr Daſein ſei von ihnen die Sorge für ihren Nachruhm vergeſſen worden. Sie ſeien erſt wieder groß geworden, nachdem ſie alle Hoffnung verloren."

Dieſe Darſtellung bedinkt uns jedoch eine ungerechte. Der Proceß der Girondiſten begann am 26. October. Seit dem 2. Juni waren ſie gefangen. Die lange Gefangenſchaft hatte auf ſie eingewirkt, denn ſie war mit jedem Tage ſtrenger und drückender geworden. Zuerſt gleichſam, als ob die Bergpartei noch Scheu trage, grauſam gegen ihresgleichen, gegen Volksabgeordnete und Mitglieder des Convents zu verfahren, gab man ihnen nur Hausarreſt; aber ſeit den Niederlagen der Nordarmee, den Aufſtänden in Caen, Marſeille u. ſ. w., mit einem Wort, ſeit der offenen Proclamation des Schreckens war ihre Haft mit jedem Tage enger und feſter geworden. Man hatte ſie in die Abtei, dann in das Luxembourg, endlich in das zum Gefängniß umgewandelte Kloſter der Karmeliter in der Rue de Vaugirard gebracht. Hier hatten ſie in niedrigen Zellen unter dem Dache geſeſſen, wo ſie von Hitze und ſchlechter Luft zu leiden gehabt. In der Conciergerie, wo

ſie zuletzt untergebracht wurden, waren ſie beſonders eingepfercht. Entbehrungen aller Art, Kummer, Seelenſchmerz, Beleidigungen, Aufregung hatten ſie aufgerieben und mürbe gemacht. Als ſie vor das Revolutionstribunal traten, erſchienen die meiſten von ihnen mit abgemagerten, fahlem Geſicht, verwildertem Haar, langem Bart und vernachläſſigter Kleidung unter einer ſtarken Bedeckung von Gensdamerie. Der Juſtizpalaſt ſtarrte von Waffen; Kanonen waren davor aufgefahren. Die Mehrzahl der Richter und der Geſchworenen waren directe Gegner der Angeklagten, Creaturen von Danton und Robespierre, zum Theil aber auch ehemalige Schützlinge und Freunde der Gironde, die, um ſich nicht verdächtig zu machen, mit verdoppeltem Eifer auf ihren Untergang dringen mußten. Die Girondiſten waren einſichtig und klug genug, ſich das zu ſagen. Sie ſagten ſich den Untergang voraus, das beweiſen die Inſchriften, die ſie auf ihre Kerkerwände ſchrieben, ſowie vielfache Aeußerungen, die ſie fallen ließen. Als Vergniaud den Tod der Charlotte Corday erfuhr und ſeine Freunde ihre That verherrlichen hörte, ſagte er mit ernſtem Nachdruck: „Nicht retten kann uns dies Heldenmädchen, wohl aber zeigen, wie man ſterben muß.“ Die Guillotine war zu einer politiſchen Maßregel geworden. Der erregte Aufſtand der geflohenen Girondiſten, die Ermordung Marat's kamen den Terroriſten äußerſt erwünſcht. Sie erhielten

Gelegenheit, alle Patrioten ſowie die Sache des Volks als bedroht hinzuſtellen. Dieſe bedrohte Stellung wurde geglaubt, denn die Nation war durch den Schrecken ſowie die kriegeriſchen Unfälle an den Grenzen ſo in Unruhe und Aufregung verſetzt, daß jede Ueberlegung und Beſonnenheit geſchwunden war. Dieſe Umſtände und Verhältniſſe konnten den Girondiſten kein Geheimniß ſein. Sie laſen die Zeitungen und erhielten mündliche und ſchriftliche Mittheilungen genug, um ſich über ihr Schickſal keine Täuſchungen zu machen. Auf das Schlimmſte vorbereitet, traten ſie, wenigſtens der Mehrzahl nach, vor das Revolutionstribunal, vor dem es bunt und wirrig genug hergegangen iſt, wie uns alle darüber vorhandenen Aufzeichnungen beweiſen. Eng zuſammengeſchaart, umringt von Piken und gezogenen Säbeln, ſtanden die Angeklagten da, um in der Anklageacte nur ein Pamphlet und in den Zeugenausſagen ſich die gehäſſigſten Schmähreden ins Geſicht ſchleudern zu laſſen. „Anſtatt ihre Vertheidigung,“ ſagt Lamartine, „auf gleiche Höhe mit ihrer Lage und ihrer Seele, auf das Gebiet der allgemeinen Politik zu erheben und das ruhmreiche Verbrechen einzugeſtehen, die Mäßigung der Revolution beabſichtigt zu haben, um ſie untadelhaft und unbeſieglich zu machen, beſchränken ſie ſich darauf, ſich perſönlich gegen die Streiche ihrer Feinde zu decken. Ihre Vertheidigung wurde dadurch geſchwächt und ihre Würde verletzt,“ behauptet er,

eine Behauptung, die uns hier mehr den Dichter als den Historiker erkennen läßt. Lamartine verlangt hier schöne, begeisterte Reden und vergißt, daß dieselben hier zum Theil unmöglich, zum Theil im wüsten Chaos dieser Tage verloren gegangen sind. Die Partei der Gironde wurde kleinlich und erbärmlich angegriffen, mit den abgeschmacktesten Verleumdungen und Verdächtigungen überschüttet, in ihrer Vertheidigung beeinträchtigt, unterbrochen, durch Brutalität verwirrt gemacht, durch Geschrei übertönt. In solcher Lage sich groß und erhaben zu zeigen, ist eine schwierige Aufgabe. Und doch kann sie nicht ganz unerfüllt geblieben sein. Warum hätte man sonst Madame Roland nicht vorgefordert, die Reden der Angeklagten gestört und verstümmelt, zuletzt völlig unterdrückt? Vergißt Lamartine denn ganz, daß, um die Girondisten zu verurtheilen, man eine Maßregel von unerhörter Härte und Unmenschlichkeit ergreifen mußte? Der Proceß hatte kaum einige Tage gedauert, als die Jakobiner, besorgt um den Ausgang, am 23. October eine Deputation an den Convent abschickten und verlangten, daß die angeklagten Deputirten nicht die Erlaubniß haben möchten, sich so lange zu vertheidigen als sie wollten, indem sie durch ihre langen Reden die Geschworenen irre machen und selbst das Volk auf ihre Seite ziehen könnten. Die Richter des Revolutionstribunals sandten an eben dem Tage ein Schreiben an den Convent,

in welchem ſie vorſtellten, daß während der paar Tage, ſeit welchen der Proceß der Deputirten im Gange ſei, erſt neun Zeugen verhört worden wären. Die Redſeligkeit der Angeklagten ziehe ihren Proceß unnöthigerweiſe in die Länge. Sie erſuchten daher, wie es auch von den Jakobinern geſchehen, um Einſchränkung der Formalitäten. Der Convent, auf deſſen Antrieb natürlich das alles geſchehen, decretirte infolge deſſen, daß, ſobald ein Proceß drei Tage vor dem Revolutionstribunal gedauert, der Präſident die Geſchworenen fragen ſolle, ob ſie über die Sache genug unterrichtet ſeien, und daß, wenn das bejaht werde, zum Urtheil geſchritten werden könne.

Dies Decret, das der Blutdurſt dictirt, kam bei den Girondiſten zuerſt in Anwendung. Man ſchloß mitten im Verlauf des Proceſſes, oder eigentlich in ſeinem Beginn die Verhandlungen und uſurpirte das Todesurtheil über die 22 Angeklagten. Wäre das geſchehen, wenn dieſelben ſich ihres Namens, ihres Anſehens ſo unwürdig bewieſen hätten? Fürchtete man nicht vielmehr, daß, wenn ſie die erſten, ihnen ins Antlitz geworfenen Niederträchtigkeiten verwunden, ſich von dem Hagelwetter, mit dem ſie Gemeinheit und Mordluſt überſtrömt, erholt, durch ihre Reden ihre Vertheidigung „auf gleiche Höhe mit ihrer Lage und ihrer Seele, auf das Gebiet der allgemeinen Politik erhoben hätten,“ wie Lamartine es verlangt? Das Eingeſtändniß

der Mäßigung aber, das dieſer Schriftſteller von ihnen hier verlangt, war längſt ſo beſtimmt, wie man es nur wünſchen mochte, von ihnen gegeben worden. Robespierre hatte ſie ſchon im Convent deſſelben angeſchuldigt und Vergniaud ihm erwidert: „Ich weiß, daß die Freiheit wie die Flamme immer thätig iſt; daß ſie ſich mit vollkommener Ruhe, die nur dem Sklaven ziemt, nicht verträgt. Hätte man ſich darauf beſchränkt, das heilige Feuer, das in meinem Herzen ebenſo ſtark als in Euern ungeſtümen Seelen lodert, zu nähren, ſo würde der blutige Zwieſpalt nicht in dieſer Verſammlung ausgebrochen ſein. Wohl weiß ich, daß in unſern Revolutionsſtürmen wie in den Stürmen des Weltmeeres das Volk gleich den empörten Wogen ſchwer zu beruhigen iſt. Des Geſetzgebers Beruf aber iſt es, ſolchen Unfällen durch weiſen Rath vorzubeugen, nicht ſie durch unkluges Verfahren zu verewigen. Muß man, Robespierre, um ein Patriot zu ſein, ſich zum Beſchützer von Raub und Mord aufwerfen, ſo kannſt Du meine Erklärung niederſchreiben: ich bin kein Patriot, ich bin gemäßigt.“

Die Mäßigkeitserklärung alſo war gegeben, gegeben ſo feierlich, wie es nur immer nöthig ſein mochte. Warum ſollte man ſich ihrer im Angeſichte des Todes noch rühmen? Stolz und groß ſagte ſtatt deſſen Vergniaud vor dem Revolutionstribunal: „Was muß ich noch thun, um die

Republik durch das Beiſpiel der kraftvollſten ihrer Söhne zu befeſtigen? — Sterben? — Ich bin bereit dazu!«

Hat dieſer Ausſpruch Lamartine nicht bedeutend geſchienen? Hat er ihn nicht für echt gehalten? Was uns betrifft, ſo meinen wir, daß der Ausſpruch Vergniaud's würdig iſt, und daß die Girondiſten überhaupt auch vor dem Revolutionstribunal nicht mit Unehren geſtanden haben. Ihre Antworten und Auslaſſungen ſind nur verſtümmelt oder gar nicht wiedergegeben worden. Der Juſtizpalaſt war mit ihren Feinden, mit den Männern des Schreckens, mit einer rohen tumultuariſchen Maſſe beſetzt. Man verſtand ihre Worte zum Theil nicht, zum Theil erſtickte man ſie in Lärm und Geräuſch; die Vertreter der Preſſe aber, die ſie mit anhörten, waren Creaturen und Parteigänger des Berges und der Jakobiner, die ſie verfälſchten, lückenhaft und unwahr in ihren Berichten wiederholten. Wenn das Mitgefühl eine wegwerfende Kritik des Verhaltens und Benehmens der Girondiſten vor dem Revolutionstribunal nicht unterſagt, ſo ſollte es zum mindeſtens die Rückſicht auf die getrübten Nachrichten thun, die darüber vorhanden ſind. Die Wahrheit war nicht todt, aber ſie hatte in dieſen Zeiten ihre Stimme verloren. Sie war vom Schrecken übertönt, der über ganz Frankreich herrſchte und ſeinen Einfluß auch auf die Männer der Gironde erſtreckte. Man hat es ihnen wie eine Art Feigheit ausgelegt, daß, als ſie

den Spruch des Todes vernahmen, ſich mehr als Ein Schrei des Staunens und des Entſetzens aus ihrer Mitte erhob. Aber vergißt man dabei denn, daß ſie ſelbſt groß-herzig und edel waren, und daß ſolches Aufſchreien mehr der Ungerechtigkeit und Inhumanität, die ſich in der Verurtheilung bekundete, als dieſer ſelber gelten konnte! Es mögen einige von ihnen Freiſprechung und Leben erwartet haben: ſie waren jung und ſchwärmeriſch. Auch der Held kann vor dem Tode erſchrecken und ihn doch mit Gleichmuth ertragen. Die Aufregung, wenn ſie einen Augenblick die zum Beil der Guillotine Verdammten ergriff, iſt menſchlich. Allgemein und andauernd aber kann ſie unmöglich geweſen ſein, denn Zeitungsmittheilungen jener Epoche, wie z. B. die im „Hamburgiſchen unparteiiſchen Correſpondenten“ vom 12. November 1793, erwähnen ſie nicht, ſondern melden: „Die verurtheilten Deputirten hörten ihr Todesurtheil mit der größten Standhaftigkeit an. Sillery, einer derſelben, der das Podagra hatte, warf ſogleich den Stock, worauf er ſich ſtützte, nieder, indem er ſagte: „Nach einem ſo ungerechten Urtheile brauche ich keine Stütze mehr. Ich fühle alle meine Kraft von Neuem belebt!“ — Auch Valazé proteſtirte gegen die Ungerechtigkeit, der er ſich nicht unterwerfen wollte. Als er bei dieſer Betheuerung zuſammenbrach, fragte ihn der neben ihm ſtehende Briſſot: „Wie Valazé! Wirſt Du ſchwach!“ „Nein ich ſterbe!“

antwortete er. Seine eigene Hand hatte mit ſicherem Stoße ſein Herz durchbohrt. Um dieſe Leiche ſich ſchaarend, ſie aufhebend und in einen Mantel hüllend, umarmte und küßte man ſich. Vergniaud aber, ſich mit dem ganzen Stolze des Märtyrers aufrichtend, die eine Hand auf den todten Genoſſen legend und die andere feierlich zum Himmel ſtreckend, rief laut: „Es lebe die Republik!“ „Es lebe die Republik!“ erſcholl es von den Lippen aller Girondiſten, indeß lautloſe Stille über dem vollgedrängten und ſonſt ſo lärmenden Saale lag, in eben dem Augenblicke, da die Republik ihr Todesurtheil verkündete.

Dieſer Auftritt iſt wohl werth von einem genialen Maler verewigt zu werden. Er iſt ein glorreicher Moment der modernen Geſchichte, ein Beweis, daß auch die Neuzeit die erhabene Größe des Bürgers kennt.

Die letzten Stunden der Gironde ſind bekannt. Unter ſtarker Bedeckung wurden die Mitglieder derſelben in das Gefängniß der Conciergerie zurückgebracht, wo ſie bis zum andern Morgen, an dem ſie hingerichtet werden ſollten, zu verbleiben hatten. Hier ward ihnen auf Veranlaſſung eines Freundes ein letztes Mahl bereitet. „Die ausgeſuchteſten Speiſen, die ſeltenſten Weine, die koſtbarſten Blumen und zahlreiche Kerzen bedeckten die eichene Tafel des Gefängniſſes.“ An dieſer Tafel ſaßen ſie bis zum Grauen der nächſten Frühe unter ernſten und heitern Geſprächen, unter

Erinnerungen und Phantasien, unter politischen Abhandlungen und philosophischen Erörterungen. Die Poesie und Kunst haben sich dieser Henkersmahlzeit bemächtigt und sie mit allem Zauber des Geistes, allem Reiz des Genies geschmückt. Man hat sie auf Leinwand gemalt, in Versen besungen, in Musik zu verherrlichen gesucht. Der Athem der Unsterblichkeit ist über sie ausgegossen, man hört in ihr das Wehen der Ewigkeit.

Beim Aufdämmern des Tages erhob man sich; einige suchten eine Stunde des Schlafes, andere setzten sich in einen Winkel zusammen und redeten leise; etliche schnitten Haarlocken von ihrem Haupte, nahmen Ringe von ihren Fingern oder sonstige Andenken, um sie mit einem letzten Gruße oder Kusse einer Geliebten, einer Gattin, Mutter, einem Vater oder weinenden Waisen zu hinterlassen. Der Schmerz und Schauer des ewigen Abschieds zog still mit dem fröstelnden Morgengrauen durch den Corridor, in dem der Henker ihrer bereits wartete.

Um 10 Uhr sammelten die Scharfrichterknechte und Gensdarmen die Verurtheilten auf dem Hofe des Justizpalastes, um sie auf fünf Karren zu vertheilen. Auf jedem Karren saßen vier Girondisten; ein einziger führte fünf. Es war derjenige, auf den man die Leiche Valazés gelegt, denn diese sollte nach dem Spruche des Tribunals mit enthauptet werden. Unter ungeheuerm Menschengedränge

und ſtarker Entfaltung bewaffneter Macht ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Gleich beim erſten Anziehen der Pferde ſtimmten die zum Tode Fahrenden die Marſeillaiſe an und der Geſang derſelben erſcholl ſchwächer und ſchwächer, bis der Kopf des Letzten gefallen. Nein, nicht des letzten, ſondern des Vorletzten, denn der Letzte war ſtumm: es war eben die Leiche Valazé's. Alle andern aber ſangen, ſo lange ſie Athem hatten. Sillery fiel zuerſt, dann Fauchet. Ueber den vorletzten iſt man uneinig. Einige ſagen, daß es Briſſot war, andere: Vergniaud. Die ganze Execution ſoll 36 Minuten gedauert haben. Die Archive des Kirchſpiels von Sainte-Madeleine wieſen auf einem Bogen Stempelpapier folgende Rechnung des Todtengräbers auf: „Für 22 Deputirte der Gironde an Särgen 147 Frcs.; für Beerdigungskoſten 63 Frcs.; zuſammen 210 Frcs.“

Das war die lakoniſche Grabſchrift der Gironde. Sie ſollte aber auch noch ihr Schwanenlied erhalten. Dies Schwanenlied iſt, wie wir ſchon geſagt: der Tod der Madame Roland.

Madame Roland durfte nicht leben bleiben, wenn die Gironde gefallen. Sie war zu ſehr verwebt mit ihr, zu ſehr die Fahne, die Seele derſelben. Die Ueberreſte, die verſprengten Genoſſen der Partei hätten ſich leicht um ſie ſchaaren, ſie wieder zum Sammelpunkt und Orakel machen können. Man mußte ſie tödten, und man that's. Ihr

Proceß folgte dem der Gironde auf dem Fuße nach und endete wie dieſer mit dem Todesurtheil.

Daß es ſo kommen würde, wußte niemand beſſer als Madame Roland. Als nach der Verhaftung der Girondiſten Amar noch außerdem Arretirung von 73 andern Deputirten, d. h. aller derer verlangte und durchſetzte, die irgendwie in Beziehung oder Sympathie zu den Girondiſten geſtanden, ſchrieb ſie in ihr Gefängnißtagebuch: „O, wenn ſie doch meinen Muth hätten dieſe knabenhaften Weſen, dieſe Männer, welche eine ſolche Bezeichnung nicht verdienen! Sie verdecken ihre Erbärmlichkeit mit dem Schleier der Klugheit und vernichten damit die ehrenwerthen Zweiundzwanzig, die zu retten das einzige Mittel war, ihre frühern Fehler gut zu machen. Durch eine feierliche und ſtarke Oppoſition am 2. Juni würden ſie der Verhaftung, die ſie jetzt erleiden, zuvorgekommen ſein. Ihr energiſcher Widerſtand würde die ungewiſſen und noch ſchwankenden Departements aufgeklärt, die Republik gerettet haben. Wären ſie aber auch zu Grunde gegangen, ſo würde es mit ebenſo viel Ruhm für ſie ſelbſt, als zum Vortheil der guten Sache, d. h. des Vaterlandes, geweſen ſein.

„Aber die Feiglinge wollten ſich mit dem Verbrechen zu verhalten ſuchen, und die Folge iſt, daß nun auch ſie zu Grunde gehen; aber ſie unterliegen ſchmachvoll und ohne daß ſie jemand bedauert. Die Nachwelt wird für ſie nichts

als vollständige Verachtung haben. Noch bei dieser Gelegenheit, statt den Tyrannen zu gehorchen, von ihren Sitzen an die Barre zu treten und die Versammlung wie eine eingeschüchterte Heerde zu verlassen, welche der Fleischer sich auserlesen, warum übten sie nicht Gerechtigkeit, indem sie sich auf diese Ungeheuer warfen, anstatt sich ihrem Machtspruche zu unterziehen?"

Madame Roland fühlte den Tod näher kommen, als sie gleich nach der Hinrichtung der Girondisten in die Conciergerie gebracht wurde, die jene eben verlassen. Sie trat in deren Fußstapfen, die sie auf dem Wege zum Schaffot zurückgelassen. Ihre Verhöre begannen, Verhöre, die ebenso roh, stürmisch und herabwürdigend ausfielen wie die ihrer Partei, nur daß sie, gegen eine Frau angewendet, doppelt widerlich erscheinen. Madame Roland hat sie, begabt mit eisernem Gedächtniß, wie sie war, peinlich genau zu Papier gebracht. Sie strotzen von Abgeschmacktheit und Unsinn, vermochten Madame Roland aber keinen Augenblick aus der Fassung zu bringen. Sie sprach mit Feuer und Wärme, jetzt immer wieder nur darauf bedacht: Roland von allen Verdächtigungen zu reinigen. Als sie damit ihre Ankläger und Richter in Verlegenheit setzte, verbot man ihr in Details einzugehen und brach, als sie sich das nicht gefallen lassen wollte, das Verhör brutalerweise ab.

„Ich bedauere Euch!“ rief ſie bei dieſem Vorgange ihren Peinigern zu. „Ja, ich verzeihe Euch ſogar die Beleidigungen, mit denen Ihr mich beſchimpft; Ihr glaubt eine Schuldige vor Euch zu haben und ſeid ungeduldig, ſie von ihrer Schuld zu überführen. Wie unglücklich erſcheint Ihr mir mit ſolchen Vorurtheilen! Ihr könnt mich auf das Blutgerüſt ſchicken, aber mir nicht die freudige Genugthuung rauben, die ein gutes Gewiſſen und die Ueberzeugung giebt, daß die Nachwelt mich und Roland rächen wird, indem ſie unſere Verfolger der ewigen Schande anheimgiebt!“

In ihrem Vertheidigungsentwurf findet ſich folgende Stelle:

„Große Seelen wiſſen ſich ſelbſt zu vergeſſen; ſie wiſſen, daß ſie dem ganzen Menſchengeſchlecht angehören, und ihre Blicke richten ſich auf die Nachwelt. Tugendhaft und verfolgt, gehöre ich zu Roland; ich war Menſchen verbunden, welche die Blindheit und der Haß eiferſüchtiger Mittelmäßigkeit verurtheilt und geopfert hat. Man opfert auch mich, weil es in den Grundſätzen der Tyrannei liegt, diejenigen zu vernichten, welche ſie unterdrückt, ja ſelbſt die nicht zu ſchonen, die Zeugen dieſer Vernichtung waren. Aus dieſer doppelten Urſache war mir der Tod beſtimmt, und ich erwarte ihn. Wenn die Unſchuld zu der Richtſtätte ſchreitet, auf welcher der Irrthum und die Schlechtigkeit

ihr das Urtheil sprechen, so findet sie dort den unvergänglichen Ruhm. Möchte ich doch das letzte Opfer sein, das der Wuth des Parteigeistes anheimfällt! Ich würde mit Freuden diese unglückliche Erde verlassen, welche die Guten verschlingt und mit dem Blut der Gerechten besudelt wird."

Die letzten Worte, die sie schrieb, waren die folgenden: „Gütiger Himmel, erleuchte dies unglückliche Volk, für das ich die Freiheit erwünschte! . . . Die Freiheit! Sie ist nur für die großen Seelen, welche den Tod verachten und ihn für sie zu erleiden vermögen. Sie ist nicht für jene schwachen Menschen, welche mit dem Verbrechen unterhandeln, mit dem Namen der Klugheit ihre Selbstsucht und ihre Feigheit bedecken. Sie ist nicht für jene verdorbenen Menschen, welche aus dem Bett der Schande oder aus dem Schmutz des Elends steigen, um sich in dem Blute zu baden, das von dem Schaffote fließt. Sie ist für das weise Volk, welches die reinen Gefühle der Menschlichkeit verehrt, Gerechtigkeit übt, seine Schmeichler verachtet, seine aufrichtigen Freunde kennt und der Wahrhaftigkeit Verehrung erweist. So lange Ihr nicht ein solches Volk seid, meine Mitbürger, so lange wird bei Euch die Freiheit nur ein leerer Schall sein; Ihr werdet nur die Freiheit haben, einer dem andern zum Opfer zu fallen, Ihr werdet Brot verlangen und man wird Euch

Leichen geben; Ihr werdet unter dem Joche der Knechtſchaft enden.“

Mit dieſem Zuruf an ihre Mitbürger nahm ſie Abſchied von der Welt. Ihr letzter Schmerzensſchrei gehörte dem Unglück des Vaterlandes. Sie ſprach das aus, was auszuſprechen die Girondiſten keine rechte Gelegenheit mehr gefunden. Sie ſprach den Epilog dieſes großen blutigen Trauerſpiels, das erſt mit ihrem fallenden Haupte zum Abſchluß kam.

Sie hat es ſtolz und würdig genug auf den Block gelegt. Keine weibliche Schwäche hat ſie angewandelt. Als ſie ihr Todesurtheil vernahm, richtete ſie ſich empor und rief den Richtern zu:

„Ihr haltet mich für würdig, das Loos der großen Männer zu theilen, die ihr ermordet habt; ich danke Euch, indem ich Euch zugleich die Verſicherung gebe, daß ich mich bemühen werde, auf dem Wege zum Blutgerüſte denſelben Muth zu zeigen, den ſie gezeigt.“

Und was ſie verſprach, hat ſie gehalten.

Ihr Muth war ohne Gepränge und ihre Reſignation ohne Schwäche; ſie würde ihren Giftbecher ohne Zagen getrunken haben, und ebenſo ſchritt ſie zum Schaffot; ihrer ſtoiſchen Seele war das eine ſo leicht wie das andere.

Ihre letzten Stunden im Gefängniſſe benutzte ſie dazu, ihrem Gatten, ihrer Tochter, ihren Freunden, der Sonne

und den ländlichen Plätzen ein Lebewohl zuzurufen, in denen ſie einſt ſo glücklich geweſen. Dieſes Lebewohl iſt einfach, wahr und ohne Empfindſamkeit. Es iſt von einer Keuſchheit und Decenz im Schmerz, die wahrhaft antik erſcheint.

„Sei Deiner Eltern würdig,“ ruft ſie der Tochter zu; „ſie laſſen Dir große Beiſpiele, und wenn Du von dieſen Vortheil ziehſt, wirſt Du kein unnützes Daſein führen.“ Eine alte treue Dienerin empfiehlt ſie mit vieler Wärme ihren Freunden, giebt Vorſchriften für die Erziehung ihrer Tochter und verfügt über ihr Eigenthum.

Das alles geſchieht ganz ruhig und gefaßt, als wenn es Vorbereitungen zu einer Reiſe wären. Ihr Verhalten iſt ohne Aufregung, ohne Exaltation. Kaum, daß eine Bewegung an ihr bemerkt worden war, als ſie von ihrer Verurtheilung zurückkam. Die Gefangenen, die Antheil an ihr nahmen, hatten ſich auf den Corridoren der Conciegerie an ihre Gitter gedrängt und geforſcht und gefragt, wie es um ſie ſtände. Lächelnd hatte ſie mit der rechten Hand eine wagerechte Linie an ihrem Halſe beſchrieben, die Bewegung eines Meſſers nachahmend, das einen Kopf abſchneidet. Ein Schrei des Schmerzes, Weinen und Schluchzen folgte ihren Schritten, wo ſie ging. Sie ſelbſt aber ſeufzte und klagte nicht. Sie verrichtete, was noch zu verrichten war, dann ruhte ſie und war lange vor der Zeit, da man ſie zum Schaffot abzuholen kam, bereit. Sie trug ein weißes

Kleid am Tage ihrer Hinrichtung und das Haar frei über die Schultern geworfen, wo es ihr bis tief zu den Knien niederwallte. Ihr Geſicht erſchien friſch und überhaucht von einer duftigen Röthe. Der volle Abglanz ihrer Jugend lag darauf und zugleich ein Schimmer des Ruhms. Sie wußte, daß ihr Weg zum Blutgerüſte der Weg zur Unſterblichkeit war. Mit anmuthiger Gemeſſenheit, mit der reizenden Würde des Weibes ging ſie ihn. Sie ging ihn feſt und ohne Zagen, frei und furchtlos, beſonnen bis zum letzten Augenblicke, der ihr blieb. Als ſie aus der Conciergerie heraustrat, um den Karren zu beſteigen, der ſie mit andern Schlachtopfern zur Richtſtätte bringen ſollte, ſchmähte ſie das Volk und einige wüthende Weiber wieder waren es, die ihr zuriefen: „Zur Guillotine! Zur Guillotine!“ — „Beruhigt Euch,“ gab ſie zur Antwort; „Ihr ſeht ja, daß ich bereits auf dem Wege dahin bin; in wenigen Augenblicken werde ich dort ſein; aber die, welche mich hinſchicken, werden mir folgen, und wie Ihr heute meinen Tod beklatſcht', werdet Ihr auch den ihrigen beſchlatſchen!“

Sie kam auf dem Karren neben einen zitternden Greis zu ſitzen, den die Todesfurcht in allen Gebeinen ſchüttelte. Sie ſprach ihm Muth ein mit Worten, die ihn derart erhoben, daß er mit ihr zu lächeln begann. Als ſie am Richtplatz abſtiegen, half ſie ihm herab und bat dann den

Scharfrichter, jenen, der nach ihr enthauptet werden ſollte, vor ihr zu enthaupten, damit ihm erſpart werde ihr Blut zu ſehen. Als der Henker ſich auf ſeinen Befehl berief und meinte, er dürfe die Ordnung nicht eigenmächtig ändern, ſah ſie ihn mit einem ſtrengen Blicke an und ſagte: „Es iſt die letzte Bitte eines Weibes, und ich bin gewiß, daß Ihr ſie erfüllen werdet. Eine doppelte Ehrfurcht gebietet Euch das zu thun, die Ehrfurcht vor dem Alter und meinem Geſchlecht!“

Der blutige Handlanger des Schreckens entgegnete hierauf nichts; langſam und wie mit ſich ſelbſt kämpfend ging er die Stufen zum Schaffot hinauf, oben wandte er ſich und winkte dem Greiſe. Madame Roland führte auf dieſes Zeichen denſelben bis an das Gerüſt, wo jener ihn in Empfang nahm. „Es iſt bald gethan!“ ſprach ſie, indem ſie die zitternde Hand des Scheidenden feſt und ruhig in der ihrigen drückte.

Sie ſah hierauf die Hinrichtung mit aller Faſſung an und ſtieg, als der Kopf ihres Vorgängers gefallen, ſichern Schritts und ohne nur erſt den Wink dazu abgewartet zu haben, die Leiter empor. Oben, wo ihr das Blut entgegenfloß, ſchritt ſie darüber hinweg, indem ſie ihr Kleid vorſorglich ein wenig in die Höhe hob und dabei eine Miene machte, als ob ſie ſelbſt darüber lächelnd müßte, Scheu vor Blut zu zeigen, in dem Augenblicke, da ſie ihr

eigenes zu vergießen im Begriffe ſtehe. Die Bildſäule der Freiheit im Auge, die hinter der Guillotine errichtet ſtand, ſagte ſie mit lauter Stimme: „Zu welchen Schandthaten mußt Du den Namen geben, göttlicher Genius!“

Hierauf kniete ſie nieder, beugte ſich und legte ihr Haupt auf den Block. Einen Moment darauf und es rollte unter dem tumultuariſchen Jubel der zahlloſen Maſſe in den Korb.

So ſtarb am 10. November 1793 Madame Roland, die politiſche Seele und das vorahnende Kaſſandragemüth der Gironde, der weibliche Staatsmann der Revolution, jener erhabene Geiſt, der von der Freiheit im Namen der Tugend und von der Tugend im Namen der Freiheit ſprach.

Noch hat die neuere Weltgeſchichte nicht ihresgleichen gehabt.

Druck von Römer & Eigenstock in Herbst.

Im Verlage von **Heinrich Matthes** in Leipzig erschienen früher:

Kossuth, Ludmilla, Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien 1 Thlr. 15 Ngr.

Brunier, Ludwig, Kurland. Reiseeindrücke von Stadt und Land. 1 Thlr. 15 Ngr.

— **Kurland. Schilderungen von Land und Leuten.** 1 Thlr. 15 Ngr.

Forster, Otto, Deutschlands frühere Grenzen und seine Veräußerungen 10 Ngr.

Haberland, Benno, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 9 Ngr.

Historisch-biographisches Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres. Mit einer Jubiläums-Tabelle. Preis 1 Thlr.

Kane, Paul, Wanderungen unter den Indianern Nordamerikas. Mit 4 Farbendruckbildern und 60 Holzschnitten. 1 Thlr. 20 Ngr.

Merx, E., Nicht nach der Schablone. Novellen. 2 Bände. 2 Thlr.

Mühlbach, Louise, Kaiserin Claudia, Prinzessin von Tyrol. Historischer Roman. 3 Bände. 5 Thlr.

Otto, Louise, Privatgeschichten der Weltgeschichte. I. Geschichte mediatisirter Fürstenhäuser. 1 Thlr. II. Merkwürdige und geheimnißvolle Frauen. 1 Thlr.

Schloß und Fabrik. 3 Bände. 3 Thlr.

Schrader, A., Tod und Leben. Roman. 2 Bände. 2 Thlr.

Spiegelbilder der Erinnerung. Erlebtes, Erschautes, Erdachtes aus dem Leben eines Fünfzigers. Von dem Verfasser der „Modernen Imperatoren". 2 Bände. Bevorwortet von Alfred Meißner. 2 Thlr.

Traut, Dr. H. Th., Historische Darstellungen aus der Geschichte des Mittelalters. 2 Bände. 1 Thlr.

Wurkert, Ludwig (L. Rein), Marlene oder Magd und Gräfin. Ein Tendenzroman. 2 Bde. 2½ Thlr.

Druck von Pierson & Reichel in Leipzig.

Am sausenden Webstuhl der Zeit

LEIPZIG
Heinrich Matthes.

II. Band.

2 Bände. Preis 2 Thlr.

„Am sausenden Webstuhl der Zeit.“

Von

Feodor Wehl.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Matthes.
1869.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Goethe's und Schiller's Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Lyrik	1
Achtzehnhundertunddreizehn	125
Was Schiller seinen Deutschen ist	142
Ludwig Uhland	162
Zur Erinnerung an Friedrich Friesen	172
Ein deutscher Charakter	184
Rudolph Gottschall	195
Adolf Glaßbrenner	210
Hegumil Dawisen	227
Fanny Janauschek	239

Goethe's und Schiller's Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Lyrik.

Um die Lyrik, mit der wir uns hier einmal etwas eingehender, als sonst für gewöhnlich üblich ist, beschäftigen wollen, ist es eine gar eigene Sache. Sie ist unter uns Deutschen ein halbwegs verrufenes Metier geworden, ein Metier, auf das ein großer Theil unserer Nation beinahe nur mit Achselzucken und Nasenrümpfen sieht. Ein Mann von echtem Schrot und Kern meint sich fast etwas zu vergeben, wenn er ein Gedichtbuch zur Hand nimmt. Ein Gedichtbuch sei ein Ding für die Jugend und das weibliche Geschlecht, läßt er sich wohl vernehmen.

Man hat es Emanuel Geibel zum Vorwurf gemacht und behauptet: es verurtheile die Lyrik aus dem Munde eines ihrer modernen Hauptvertreter heraus, daß er, bei einem Festmahle mit dem Zuruf der Unsterblichkeit begrüßt, geantwortet habe: „Ja, diese ist mir sicher, so lange es Backfischchen giebt."

Die Lyrik gewiſſermaßen als die Literatur der Backfiſchchen, als der jungen Mädchen im Flügelkleide zu betrachten, iſt ſeitdem Ton des Tages und der Mode geworden. Der Ausſpruch Geibel's hat bis zu einem gewiſſen Grade epochemachende Geltung erlangt und verdient dieſelbe auch, nur freilich in einer ganz andern Weiſe, als man ſich träumen läßt. Geibel's Wort bezeichnet nicht ſowohl die Beſcheidung und Zufriedenheit der Lyrik mit dem ihr zuerkanntem Looſe, ſondern es iſt ein Schmerzensſchrei darüber. Er warf ſeine Aeußerung ſeinerzeit wie einen mark- und und beinerſchütternden Vorwurf hin. Was kann mir die Unſterblichkeit werth ſein, die Ihr mir vindicirt, wollte er ſagen, wenn Ihr das, was ich ſchaffe und leiſte auf dem Felde der Dichtung, nur wie poetiſches Kinderſpielzeug betrachtet, das man hübſch ausgeputzt zu Weihnachten neben die Puppen und den ſonſtigen Nürnberger Tändelkram niederlegt!

Es iſt wahr, die Poeſie iſt die Sprache und Welt unſerer Jugend. Und wohl uns, daß es ſo iſt, denn dieſem Umſtande haben wir es vorzüglich zu danken, daß unſere Jugend beſtändig poetiſch erſcheint, unſere Poeſie aber den unſterblichen Hauch und Reiz der Jugend beſitzt. Dieſe Wechſelwirkung iſt ein unerſchöpflicher Quell des Lebens, den wir nicht hoch genug anſchlagen können. Sie macht unſere Jugend ſo warm empfindend, ſo hochbegeiſtert, ſo edeldenkend, ſo

voll holder Träume und ſchönen Glücks, ſie macht unſere Poeſie ſo rein und keuſch, ſo voll erhabenen Schwungs und dithyrambiſchen Geiſtes. Aber wie in den höher angelegten Naturen immer ein Glanz und Schimmer der Jugend zurückbleibt, jener Jugend, die, wie Goethe ſo herrlich im Hinblick auf Schiller ſingt, uns nie verpfliegt, ſo ſoll uns auch immer ein unverſiegbarer Zug, eine nie verſchwindende Liebe zur Dichtung bleiben. Die Dichtung läßt ſich ſehr wohl auch mit dem Vollgehalt des Mannes vereinen. Auch das Hehrſte und Heiligſte der Manneswelt findet ſeinen Ausdruck in der Lyrik, wie wir vollauf zu ſehen noch Gelegenheit erhalten werden. Es iſt daher nicht wohlgethan: ſie mit Geringſchätzung anzuſehen, ſchon deswegen nicht, weil, wenn man in allen andern Richtungen unſerer Literatur ewig und immer das Epigonenthum und einen Abglanz aus der Genieperiode, d. h. aus Goethe und Schiller hat erblicken wollen, man dagegen unbeſtreitbar der Lyrik in den letzten Jahrzehnten eine neue literariſche Blüthenepoche zuerkennen muß, eine Blüthenepoche, in der uns kein Nachſommer vergangener Lenztage übermacht, ſondern ein ganz friſches Treiben und Sproſſen der dichteriſchen Schöpferkraft zugeführt wird. Die Pracht, welche die deutſche Lyrik der Neuzeit entfaltet hat, iſt noch in keiner frühern Literatur, ſo glorios und unerreicht ſie auch ſonſt daſtehen möge, erlebt geweſen. Nie zuvor iſt die ſchwierigſte Form

mit gleicher Leichtigkeit geübt worden, nie zuvor hat man ähnliche Naturlaute vernommen, nie zuvor den ganzen Reiz und Zauber der Pſyche, dieſes Tauſend und eine Nacht des Gemüth- und Seelenlebens mit ſolcher Vollkommenheit ans Licht gehoben, nie zuvor die Erhabenheit des Geiſtes und die unnachahmliche Anmuth der Laune und des Humors zu einem ſo voll befriedigenden Ausdrucke gebracht wie hier. Mit Recht hat einer unſerer jüngern Literaturhiſtoriker (Rudolf Gottſchall) geſagt: „Die neue Lyrik hat theils einen ſelbſtſtändigen Gedankeninhalt, welcher den claſſiſchen Meiſtern unbekannt war, zur Geltung gebracht, theils einen Reichthum dichteriſcher Formen bewährt, der als Träger einer Gedankenwelt ebenfalls von der Form unſerer Claſſiker abweicht. Beides beweiſt hinlänglich, daß wir es hier nicht mit dem Austönen längſtgeſungener dichteriſcher Weiſen oder gar mit dem erſterbenden Schwanenliede der nationalen Dichtkraft zu thun haben, wie es uns oft diejenigen einreden möchten, denen ein neues goldenes Zeitalter der Literatur wenig gelegen kommt, weil es die Autorität der Dichterkönige erſchüttert, deren Bauten den kritiſchen Kärrnern für ihre Lebenszeit genug zu thun geben. Freilich ſetzt auch die neue Epoche unſerer Lyrik die claſſiſche voraus, wie jede Stufe geiſtiger Entwickelung die frühere vorausſetzt, die ſie als aufgehobenes Moment in ſich enthält. Aber es iſt leicht darzuthun, daß ſie einen entſchiedenen Fortſchritt

über die claſſiſche Epoche hinaus repräſentirt und bereits eine fertige neue Epoche vertritt und ſich eine vollkommene nationale Geltung verſchafft hat. Sie vermochte dies nur, indem ſie die Reſultate der claſſiſchen Lyrik in Bezug auf Formbeherrſchung ſich ganz aneignete, ſich aber in weſentlichen Punkten von ihr emancipirte.«

Dieſe Emancipation zu verfolgen, müſſen wir zunächſt auf die Verwandlung des Ausdrucks der geiſtigen Phyſiognomie aufmerkſam machen, die wir die deutſche Lyrik zu Goethe's und Schillers Zeiten vornehmen ſehen. Die Gedichte von Gleim, von Pfeffel, von Hagedorn, ſelbſt Leſſing athmen Genügſamkeit und Zufriedenheit mit dem Leben, das Tiedge, Matthiſſon, Salis und vor allem der liebenswürdige Hölty wohl einmal mit Trauer, Wehmuth und Melancholie betrachten, das aber doch noch weit entfernt von der Tiefe und Gewalt der Innerlichkeit iſt, die wir ſpäter zum Durchbruche kommen ſehen. Die Lyrik vor Goethe und Schiller iſt eine Lyrik der Uebereinkunft, d. h. eine Lyrik, die überall etwas Typiſches und Gleiches, etwas Gemachtes, wenig oder gar nichts Individuelles hat. Es iſt eine Rococolyrik, eine Lyrik, die nicht ſowohl aus dem eigenen Herzen und der ſelbſtbewußten Empfindung, als vielmehr aus dem Weſen und Treiben einer Dichterſchule hervorgeht. Alles hat darin ſeine beſtimmte Art und Weiſe, ſein vorgeſchriebenes Coſtüm. Es iſt mit Einem Wort im ganzen

und großen die Schäferlyrik, die Lyrik mit dem vorwiegenden Charakter der Idylle, den wir überall wahrzunehmen im Stande sind. Alles dreht sich darin um die primitivsten Gefühle, um die Liebe, die Freundschaft, die Lust am Wein, die Trauer über irdische Vergänglichkeit. Wohin wir in dieser Lyrik auch blicken, sie zeigt uns stets dieselbe schäferlich aufgeputzte Welt, Daphnis und Damis, den plätschernden Bach und lispelnden Zephyr.

Hölty's berühmtestes Lied „Lebenspflichten" enthält eine schöne, wollüstige Trauer, aber auch diese Trauer, so tief sie ist, so plastisch sie sich ausprägt, trägt doch alle Spuren der poetischen Convention, ganz ebenso wie die Naturbetrachtung, die uns Salis in seinem „Frühlingsliede" zeigt. Wir finden da eine jedenfalls feinsinnig schildernde Poesie, aber doch eine Poesie, die bei aller Anmuth, aller Zierlichkeit etwas von der Härte, Glätte und Sprödigkeit des Porzellans hat. Es ist etwas Nippesmäßiges in allem. Es ist immer mehr das Gedicht, das hier spricht, als der Mensch. Das Menschliche, das Individuelle zum Durchbruch zu bringen, dazu bedurfte es großer Anstrengungen und Kämpfe, eines mächtigen Umschwungs.

Klopstock erst mußte sich mit seiner gigantischen Natur ins Mittel legen und sozusagen die Persönlichkeit in die Lyrik einführen. Seine berühmte Ode an „Die künftige Geliebte" ist wie der erste Donnerschlag einer literarischen

Revolution. Es iſt die wirkliche Leidenſchaft, die hier vor die Barre der Dichtung tritt, um ſtürmiſch ihr Recht zu verlangen. Sie will nichts mehr von den alten Einrichtungen und Gebräuchen wiſſen, keine Lesbia, keine Phillis der geträumten Schäferwelt mehr will die Liebe in die Arme ſchließen, ſie will ein wahrhaftes, wirkliches Weib, ein Weſen von Fleiſch und Blut, mit warmem Herzſchlag und glühendem Blicke des Auges.

Oft um Mitternacht ſtreckt ſich mein zitternder Arm aus
Und umfaſſet ein Bild, ach, das deine vielleicht!
Wo, wo ſuch' ich dich auf? Wo werd' ich endlich dich finden,
Du, die meine Begier ſtark und unſterblich verlangt!

So ſingt Klopſtock und fährt dann fort:

Ach, wie ſchlägt mir mein Herz! Wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin!
Unbeſingbare Luſt, ein ſüßer, begeiſternder Schauer,
Eine Thräne, die mir ſtill den Wangen entfiel;
Und o, ich ſehe ſie! mitweinende weibliche Zähren,
Ein mir liſpelnder Hauch und ein erſchütterndes Ach!
Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert hin durch den Wald, rauſcht und verkündet mich ihr.
Ich bin redlich! Mir gab Natur Empfindung zur Tugend,
Aber mächtiger war, die ſie zur Liebe mir gab.

Mit dieſer mächtigen Empfindung der Liebe, die Klopſtock auszuſtrömen begann, erhielt die deutſche Lyrik einen neuen Inhalt, ein poſitives Leben, womit ſie die Welt entzückte

und Goethe und Schiller in ihrer ganzen Herrlichkeit möglich machte.

Mit dieſen Heroen unſerer Literatur tritt glanzvoll und groß die deutſche Individualität in die Dichtung ein. Die Dichtung verläßt damit die künſtlich aufgebaute und feſtgehaltene Schäferwelt, um in die der Gegenwart mit friſchem Impulſe einzugreifen. Die poetiſche Tradition hat ein Ende, die Lyrik wächſt aus der Ueberlieferung heraus in das lebendig treibende Menſchthum hinein. Goethe giebt ihr die ſinnliche Wärme, die Farbe und den Athem des geſunden Daſeins. Das Ich, das in Klopſtock und ſeinen Schülern nur noch ſtotterte und ſich in Krampf und Zuckungen umherwarf, hat in ſeinen Liedern ſchon ſeine volle Sprache und ebenmäßige Bewegung gefunden. „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit nehmend,“ ſingt er aus der innerſten Tiefe, aus dem Empfinden des Subjects heraus.

Auch in ſeinen erſten Liedern, wie in „Die Sprödе,“ „Die Bekehrte,“ iſt noch ein Nachklang der poetiſchen Schäferwelt, aber dieſer Nachklang iſt ſchon wie ein leiſer Hohn, wie ein feiner Spott, an dem ſie zu Schanden werden muß.

Es wird nicht ſchwer ſein, den Ton der Ironie in dieſen Liedchen zu erkennen, die, indem ſie die alten Weiſen ſingen, ſich zugleich deutlich genug über dieſelben luſtig machen. Das Herz, die Liebe, die Luſt, der Schmerz halten nicht mehr eingelernte und vorgeſchriebene Selbſt-

geſpräche von andern, ſondern ihre ganz eigenen ſubjectiven. Mit einem Wort: das Ich wird durch Goethe wahrhaft ſouverain in der Lyrik. Die Lyrik gewinnt eine Unmittelbarkeit, einen Reiz und Zauber des Ureigenen und Selbſtempfundenen, wie ſie ihn vordem nie beſeſſen.

Um deſſen ganz inne zu werden, möge man ſich an Goethe's reizende Jugendlieder erinnern, an: „Abſchied," „Mit einem gemalten Bande," „Mailied," „Frühzeitiger Frühling" u. ſ. w.

So viel Neckiſches, Schäkerndes, aus dem Leben Gegriffenes hat unſere Lyrik vordem nie gekannt. Goethe ſelbſt hat bekanntlich alle ſeine Gedichte lauter Gelegenheitsgedichte genannt und zwar mit ſo vollem Recht, daß Gottſchall nicht mit Ungrund behaupten konnte: „Goethe's Lyrik iſt ein biographiſcher Zettelkaſten, in welchem jedes Erlebniß ſein dichteriſches Motto gefunden. Sie iſt reich und tief, wie es eben die Erlebniſſe eines bedeutenden Geiſtes ſind." Vilmar ſagt: „Die Gärung hat ſich in dieſen Liedern abgeklärt zu dem goldenen, duftenden Weine, dem man ſeine Heimath, ſein Gewächs, ſeinen Jahrgang, ſeine Erde und Traube noch anſchmeckt, der aber von allem dieſem die feinſten, lieblichſten Arome behalten und ſie, in die köſtlichſte Weinblume vergeiſtigt, zuſammengefaßt hat. Das Gefühl der Leidenſchaft und der Herzensunruhe iſt noch vorhanden, aber nur das leiſe Beben derſelben zittert

noch, in die reinſte Harmonie verſchmolzen, durch die Töne des Gedichts hindurch; Unruhe und Leidenſchaft ſelbſt haben keinen Theil an dem Geſange, dürfen nicht mit ihren ſchreienden Lauten eingreifen in die melodiſchen Klänge, welche wie ſelige Geiſter leicht und heiter dahinſchreiten über den Aufruhr, die Plage und Pein dieſes Lebens. Das innigſte Gefühl für die Natur zieht durch alle dieſe Gedichte, Frühling und Herbſt, Sommer und Winter ſpiegeln ſich darin mit ihren Blüthen und fallenden Blättern, mit ihren Gluthen und Stürmen, aber niemals wird dieſes Naturgefühl zu einer in den Vordergrund tretenden Schilderung, zur Naturmalerei; eben nur das Naturgefühl ſpricht ſich aus, der Hintergrund iſt Sommer und Winter, Herbſt und Frühling.“

Nicht zurück ſteht die Lyrik von Schiller. Sie nimmt allerdings das Leben nicht ſo einzeln, nicht ſo im ſpeciellen Falle, wie es die von Goethe thut; ſie faßt es mehr aus dem Vollen und Ganzen, aus der Stimmung der Welt und Zeit heraus. Aus dieſem Grunde hat man vielfach Schiller als Lyriker gar nicht gelten laſſen wollen. Aber das iſt ein ganz entſchiedener Irrthum. Schiller iſt auch als Lyriker von Bedeutung, wenn er freilich ſchon mehr der Lyriker des Gedankens als der Empfindung iſt. Er hat in ſeinen Liedern nicht das Gaukelnde, leicht Dahinſchreitende, das am Moment ſich Erfreuende. Seine Lyrik

iſt die Lyrik des Kothurns, weitausſchreitend und feierlich, in ſich gehoben und geſchwellt von der Sehnſucht, von der Sehnſucht nach dem Ideal.

Das Idealiſtiſche wiegt in Schiller vor, wie in Goethe das Realiſtiſche. Bis zu einem gewiſſen Grade ergänzten ſie ſich einander auch in der Lyrik. Während Goethe feiert, was wir haben und beſitzen, feiert Schiller das, was wir erſtreben. Jener weilt und dieſer eilt. Seine Poeſie iſt ſtets im Sturm und Drang der Bewegung, im Ringen und Kämpfen nach oben, nach vorwärts. Das menſchliche Daſein, ſo ſchön es iſt, genügt ihm doch nicht ganz. Er will es größer, reiner, freier, und da ſich das nicht völlig ſo erreichen läßt, wie er es wünſcht und verlangt, fängt ſich nach und nach, namentlich in ſeinen Gedichten, eine Art von Unzufriedenheit und Mißſtimmung an auszuſprechen, in die er bis zu einem gewiſſen Grade auch Goethe mit hineingezogen hat. Goethe jedoch in ſeiner durchaus concilianten Natur gab ſie ruhig und gemeſſen, ſanft und harmoniſch im „Weſtöſtlichen Divan," d. h. in jener myſtiſchen Sympathie zum Orient aus, die für allen Schmerz und allen Gram eine Ablenkung und Linderung in der Welt des Hafis ſuchte.

Schiller vermochte ſich ſo geduldig und geſchickt mit ſeinem Unmuth nicht abzufinden. Seine Genie war ungeſtümer, ſtaubaufwerfender und gewaltſamer. Er konnte

keine Compromiſſe machen, keine Veränderung ſuchen. Er warf der Welt kühn den Handſchuh ins Geſicht, indem er Dichtungen ſchuf wie „Die Götter Griechenlands,“ wegen deren man ihn bekanntlich anklagte, das Chriſtenthum offen befehdet zu haben. Man hat dies Gedicht einen Hymnus auf das Heidenthum genannt, und wie oft und ſehr auch der Aeſthetiker Viſcher, die Literaturhiſtoriker und Biographen Viehoff, Hoffmeiſter und Julian Schmidt dieſe Anſicht bekämpften, ſie iſt doch immer wieder hier und da zum Vorſchein gekommen. Schiller ſelbſt weiſt dies Poem unter die Elegien im engern Sinne, weil „das Ideal der Wirklichkeit entgegengeſetzt wird und ein Gegenſtand der Trauer iſt, da es unerreicht dargeſtellt wird.“ Sicher iſt, daß er einer Art von Verzweiflung auf poetiſchem Wege Rechnung trägt, die ihn über die moderne Welt befallen. Wir finden dieſelbe Verzweiflung auch in dem Gedicht, das er beim „Antritt des neuen Jahrhunderts“ ſingt.

Dieſe Richtung in der Schiller'ſchen Lyrik iſt charakteriſtiſch und erklärt uns einen Zug ſeiner Schüler, der zunächſt aufgegriffen wurde und hauptſächlich in Friedrich Hölderlin zu Tage tritt, der ohne Zweifel der intereſſanteſte und bedeutendſte Jünger der Schiller'ſchen Muſe iſt und ebendeswegen eine eingehendere Betrachtung in Anſpruch nimmt.

Achim von Arnim hat ihn nicht mit Unrecht den größten aller elegiſchen Dichter der Deutſchen genannt. Sicher iſt,

daß wir in dieſem Genre unſterbliche Geſänge von ihm beſitzen. Seine enthuſiaſtiſche, dithyrambiſch begeiſterte Seele warf ſich mit einem wahren Flammeneifer in die von Schiller angebahnte Richtung nach dem griechiſchen Alterthum hinein und ſuchte, Deutſchland wie ein Land des Fluches hinter ſich laſſend, in der antik-claſſiſchen Weltanſchauung jene Harmonie wiederzufinden, in welcher die höchſte Natur und Religion, wie Hölderlin ſelbſt ſo rührend ausruft, nichts als die Liebe der Schönheit iſt. In ſeinen lyriſchen Gedichten iſt meiſt eine elegiſche Milde vorherrſchend, die den Dichter in die geheimnißvollen Dämmerungen ſeines Geiſtes eigenthümlich eingeſponnen zeigt, daneben aber bricht er auch dann und wann in Klagen der Sehnſucht und in den Schmerz einer Verzweiflung aus, wie ſie in ähnlicher Stärke die Poeſie keiner Nation aufzuweiſen haben möchte. Sein poetiſcher Roman „Hyperion“ beſonders iſt es, in welchem er die titanenhaften Regungen und Gelüſte ſeines Innern oft in einer maßloſen Ueberſpanntheit niedergelegt hat. Dieſer Roman enthält die merkwürdigſten Gedanken und Geſichte; eine Schmerzgeburt des unglücklichen und verlaſſenen Gemüths, iſt er zugleich ein Myſterium urſprünglicher Anſchauungen über das Leben des Individuums und der Völker, über Natur und Civiliſation, über Freiheit und Nothwendigkeit, kurz über das Ideal der Menſchengeſchichte, das in den Zuſtänden der

Wirklichkeit zerſtückelt umherliegt und von dem nach der göttlichen und gottähnlichen Harmonie entbrannten Geiſt zu einer Einheitsgeſtalt zuſammengefügt werden möchte.

Die Verzweiflung, welche ſich bei Schiller zeigt, bekundet Hölderlin in dieſem „Hyperion“ ebenfalls und zwar am ſchlagendſten an jener Stelle im zweiten Bande, wo er von Deutſchland ſpricht und da unter anderm ſagt: „So kam ich unter die Deutſchen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerriſſener wäre als die Deutſchen. Handwerker ſiehſt du, aber keine Menſchen; Prieſter, aber keine Menſchen; Denker, aber keine Menſchen, — iſt das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt untereinanderliegen, indeſſen das vergoſſene Lebensblut im Sande zerrinnt? Ein jeder treibt das Seine, wirſt Du ſagen, und ich ſage es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht mit dieſer kalten Angſt buchſtäblich heuchleriſch das, was er heißt, nur ſcheinen; mit Ernſt, mit Liebe muß er das ſein, was er iſt: ſo lebt ein Geiſt in ſeinem Thun. Und iſt er in ein Fach gedrückt, wo der Geiſt nicht leben darf, ſo ſtoß' er's mit Verachtung weg und lerne tüchtig pflügen. Es iſt nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behuf herabgewürdigt iſt bei dieſem Volke. Herzzerreißend, wenn man euere Dichter, euere Künſtler ſieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es

pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hauſe, ſie ſind ſo recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergeſtalt vor ſeiner Thüre ſaß, indeſſen die unverſchämten Freier im Saale lärmten und fragten: Wer hat uns den Landläufer gebracht? Voll Liebe, Geiſt und Hoffnung wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volke heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter und ſie wandeln wie die Schatten ſtill und kalt, ſind wie ein Boden, den der Feind mit Gift beſäete, daß er nimmer einen Grashalm trägt.“

„Dieſe Stelle,“ ſagt Mundt in ſeiner „Literaturgeſchichte,“ „ſpricht die Erkenntniß einer Nationalzerfallenheit aus, wie ſie in Deutſchland ſeit der Franzöſiſchen Revolution ſo viele Gemüther überkam und ihnen den Boden der eigenen Heimath entfremdete.“ Auch Hölderlin ſelbſt verlor mit dieſer Nationalverfallenheit im Herzen denſelben unter den Füßen und taumelte, allen Haltes beraubt, dem ſchauerlichen Abgrunde geiſtiger Zerrüttung zu. Seine von Chriſtoph Theodor Schwab, dem Sohne von Guſtav Schwab, geſammelt herausgegebenen Werke erſchienen 1846 und bekunden einen Dichtergeiſt von den großartigſten Anlagen, die auf das prächtigſte von dem Schiller'ſchen Pathos geſchwellt ſind, aber auch mit dieſem Pathos zugleich die ganze Verzweiflung und Reſignation jenes erſten und großen Autors unſerer Nation enthalten. In ſeinem Gedichte „Griechenland“ ruft er ſchmerzlich aus:

Stirb! Du ſuchſt auf dieſer Erdenrunde
Edler Geiſt! umſonſt dein Element.

Attika, die Rieſin iſt gefallen;
Wo die alten Götterſöhne ruhn,
Im Ruin geſtürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesſtille nun;
Lächelnd ſteigt der ſüße Frühling nieder,
Doch er findet ſeine Brüder nie
In Iliſſus heil'gem Thale wieder —
Ewig deckt die bange Wüſte ſie.

Mich verlangt ins beſſre Land hinüber,
Nach Alkäus und Anakreon,
Und ich ſchlief im engen Hauſe lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach, es ſei die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann.
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an.

Schiller's Schmerz am Leben, ſeine Sehnſucht nach dem ſonnendurchleuchteten Hellas ſind die Tendenz Hölderlin's geworden. Wie das Krankhafte, Ueberreizte faſt immer zuerſt Nachahmung findet und das Klare, Geſunde erſt ſpäter, ſo iſt es auch hier gegangen. Theodor Körner und die Kriegslyrik von 1813 ſetzten ſich erſt an, als die Verzweiflungsorgie Hölderlin's abgeſpielt war, und zwar in einer Erhabenheit und Größe, die immer anſtaunenswerth bleiben werden. Es iſt in Hölderlin's Poeſie ein Hauch von wunderbarer Macht, dem niemand widerſtehen kann.

Es ſind Gedichte von großem Styl, die zugleich beweiſen, daß nach Gottſchall ſeine ganze Poeſie auf dem Standpunkte ſteht, den Schiller's „Götter Griechenlands“ einnehmen, ein Standpunkt, der bei ihm ein fixer, ein ſo fixer wurde, daß er ſchließlich daran zu Grunde ging. Hölderlin erlag der Schiller'ſchen Verzweiflung am modernen Leben, über die er nicht wie dieſer hinwegzukommen vermochte, weil ihm dazu die nöthige geiſtige Stärke fehlte und überdies das Verhängniß ſeiner Liebe ihn im Innerſten ſeiner feinfühligen und ideal angelegten Natur zerſchmetterte.

Obſchon Goethe in lyriſcher Beziehung Schiller einigermaßen überholt hat und hierin den größern Ruhm beanſpruchen kann, iſt doch unleugbar einzuräumen, daß letzterer zunächſt in jeder Beziehung maßgebender geworden iſt als jener. Schiller gewann entſchieden in der Wirkung Goethe den Vorrang ab. Er war ſchon der allgemeine Liebling der Nation, als Goethe nur noch als der Gefeierte beſonderer Kreiſe gelten durfte. Goethe entzückte immer nur noch die höher und feiner Gebildeten, die Künſtler und geiſtvollen Frauen, als Schiller bereits im Herzen und Geiſte des Volks lebte. Der Student, der Handwerker, das ſinnige Bürgertöchterchen ſchwärmten ſchon lange für Schiller's Gedichte, Balladen und Dramen, als

Goethe immer nur noch der Abgott der Excluſiven, des weimariſchen Fürſtenhofes, der Romantiker und jener Eſprittafelrunde war, die ſich namentlich in Berlin unter dem Vorſitz ſchöner und geiſtvoller Jüdinnen zuſammenzufinden pflegte. Die ſchöne Henriette Herz, die geniale Rahel Levin haben nicht eine gering anzuſchlagende Propaganda für Goethe gemacht. Goethe war das Loſungswort ihrer geſelligen Cirkel, das unverſiegbare Thema ihrer Geſpräche. Jeder, der zu ihnen gehören, unter ihnen etwas gelten wollte, mußte auf Goethe ſchwören. Ohne Goethe's Verherrlichung wurde keine Gunſt ertheilt, kein Kuß gegeben, keine Ehe geſchloſſen. Goethe's Anerkennung oder ewige Feindſchaft, das war die Parole des Tages.

Man muß nicht glauben, daß Goethe's allmächtige Bedeutung ohne Kampf und Gewaltſamkeit durchgeſetzt worden iſt. Goethe's Ruhm iſt keineswegs vom Himmel gefallen, ſondern nach und nach und Schritt für Schritt erſtritten worden. Schiller hat ſich die Bewunderung und Liebe Deutſchlands im Fluge gewonnen, Goethe hat ſie ſich mühſam erobert.

Es iſt nicht ſchwer, die Gründe für dieſe Verſchiedenheit nachzuweiſen.

Schiller war der Dichter der Initiative, der Bewegung, des Fortſchritts; ſeine Muſe trug die Fittiche der Zeit an ihren Schultern, ſie flog den Flug des Jahrhunderts.

Goethe blieb bei dem Menſchlichen und Individuellen ſtehen. Immer klar über ſich ſelbſt, hat er bei einer zwiſchen ihm und Schiller eingetretenen zarten Differenz den Unterſchied zwiſchen ſich und jenem dahin präciſirt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweiſen. Wer nur dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.“

Dieſe Stelle verdient eine claſſiſche Bedeutung, denn ſie giebt ohne Zweifel von der tiefen Verſchiedenheit unſerer größten Dichter die einfachſte und ſchlichteſte Löſung, indem ſie zugleich auch den Punkt aufs beſtimmteſte bezeichnet, an welchem beide wieder zuſammentreffen und der Ausgleich ſich ermöglicht.

Schiller iſt der flammende Poet der Allgemeinheit, für welche ihm das Beſondere nur das Exempel iſt. Das Beſondere hat für ihn nur Werth, inſofern ſich darin das Ganze, die Totalität abgeſpiegelt findet. „Alles, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig am Menſchen,“ rief er bekanntlich aus. Goethe ſucht das Beſondere, erahnend und

überzeugt, daß er damit auch das Allgemeine, im Atom den Kosmos gebe.

Schiller's Erhabenheit und Wucht legte sich sogleich vor das staunende Auge der Menschheit. Er maschirt an der Spitze aller Ideen und Interessen seiner Epoche. Sein dichterisches Macht- und Commandowort scholl an der ganzen Front seines Säculums entlang. Er elektrisirte die Geister der Mitwelt, um sie in mächtiger Sturmcolonne als gewaltigen Succurs in die Schlachten zu führen, welche die Humanität und Freiheit mit ihren gegnerischen Mächten zu schlagen haben. Damit bekam er sogleich alle enthusiastischen Naturen, alle edeldenkenden Menschen, die ganze Jugend hinter sich. Alles, was hinzureißen, zu begeistern, mit dem genialen Impulse zu gewinnen war, das gewann er. Er gewann sich die Sympathie und das Herz seines Volks. Er wurde der Dichter der großen Masse.

Sein Ruhm ging dem Ruhme Goethe's voraus, und erst nach großen, epochemachenden Siegen lösten sich allmälich aus dem Heere der Anhänger und Verehrer einzelne ab, die mit scharfer Kritik und beleidigender Mißachtung die Muse Schiller's zu verunglimpfen begannen. Es muß unvergessen bleiben, daß die Schlegel, daß Ludwig Tieck und Ludwig Börne vielfach an dem Genius Schiller's gefrevelt, daß sie mit allem Aufwand von Geist und Witz

einen Rückſchlag gegen ihn einzuleiten, auf die Flut die Ebbe zu veranlaſſen ſuchten.

In jenen Tagen galt es für literariſch vornehm: Schiller über die Achſel anzuſehen, ihn der poetiſchen Rohheit, des politiſchen Unverſtandes zu zeihen. Jeder angehende Ritter der Aeſthetik oder des Journalismus wollte ſich damals die kritiſchen Sporen durch die Herabwürdigung Schiller's verdienen.

Das war der Augenblick, in welchem der Stern Goethe's ſieghafter als bisher aufzugehen begann. Goethe hatte ruhig Schiller über ſich hinſtürmen laſſen. Von dem Tumult und Geräuſch der Schiller'ſchen Muſe erſt erſchreckt, begegnete er ihr anfangs kühl, hatte ſich indeß nach näherer Bekanntſchaft mit ihrem Träger endlich völlig mit ihr ausgeſöhnt und verſtändigt. Ihm ſchwindelte manchmal vor ihrem Aufſchwung, ihrem jähen Sturm und Drange, aber nachdem er den Menſchen Schiller lieben, aus ſeinem nähern Umgang erfahren gelernt, wie edel die Zwecke, wie erhaben die Ziele, denen ſeine Seele entgegenſchlug, da vermochte er auch dem Dichter nicht mehr zu widerſtehen. Die Hingebung und Hochachtung, die er vor ihm empfand, hat er unſterblich glorios in jenem Epilog auf Schiller's „Lied von der Glocke“ niedergelegt, worin er die Klage um den frühen Heimgang des Freundes in rührendſter Weiſe ausgeſtrömt.

Es hat uns lange wundergenommen, daß noch niemand hervorgehoben, wie dieſer Epilog in demſelben Versmaß

gedichtet ist, in dem einst Schiller Goethe besang, als dieser den „Mahomet“ von Voltaire auf die Bühne gebracht. Man rügte vielfach diese Unternehmung und tadelte sie als einen Rückschritt, als eine Versündigung an Shakespeare und dem Genius der Zeit. Schiller nahm in jenem Gedicht Goethe gegen die Vorwürfe in Schutz, indem er schließlich meinte:

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden:
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der uns das Wahre preist;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Dies Gedicht nahm sich Goethe zum Muster bei jenem Epilog; man fühlt aus letzterem heraus, daß er jenes gelesen und sich daran begeistert hat. Es beginnt sogar mit demselben Reime. Er besang Schiller gewissermaßen mit dessen Rhythmen und Athem — eine Huldigung seltenster und feierlichster Art.

Dieser Epilog ist darum aber auch eins der herrlichsten Denkmale, die Schiller errichtet worden, weil aus seinen Versen das Wesen des heimgegangenen Dichters in einer Plastik hervortritt, wie sie nie wieder erreicht worden ist, so oft man Schiller auch nachdem noch besungen. Goethe's

klarer Blick erkannte seines Freundes ganze Natur und er war Künstler genug, sie in mächtigen Zügen, gleichfalls al fresco, so an die Wand seines Zeitalters zu malen, daß sie alle Nachwelt deutlich daran wahrzunehmen Gelegenheit hat.

Er schildert Schiller, wie er, darauf angelegt, mit Riesenschritten, athemlos und gewaltig fort ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen zu schreiten und alles Gemeine wie wesenlosen Schein hinter sich zu lassen, doch auch neben Goethe sich bereit finden ließ, nach wildem Sturm sich an das Dauernde zu gewöhnen.

Das Wechselwirkende, einander Ausgleichende ist nie so einfach und doch zugleich tief angegeben worden wie hier. Schiller hob Goethe, Goethe hielt Schiller. Als es guter Ton wurde, Schiller hintanzusetzen und zu verkleinern, dagegen Goethe auf seine Kosten zu preisen und zu rühmen, da war es Goethe gerade, der in neidloser Hoheit zur Würdigung Schiller's beitrug. Er, der es sich hatte gefallen lassen müssen, daß Wolfgang Menzel in allem Ernste einmal damit umging, eine Literaturgeschichte ohne Goethe zu schreiben, er der nur noch eine kleine Gemeinde zählte, als Schiller schon der Nation gehörte, er heiligte für alle Zeit das Gedächtniß dessen, der zwar beinahe sein Gegensatz, aber doch der einzige ihm Ebenbürtige auf dem Wege zur Unsterblichkeit war. „Schiller repräsentirte," wie Gutzkow

richtig geſagt hat, „das Allgemeinmenſchliche und die Geſchichte, Goethe das Individuelle und die Natur.“ Goethe ließ die Zeit keine Gewalt über ſein Genie gewinnen, er wandte ſich ihr wohl geradezu ab und trotzte ihr zuweilen. Schiller ging ihr nach und hielt Zwieſprache mit ihr an den Kreuzwegen der Geſchichte. Während Goethe unter den Tonnern des Jahrhunderts in würdiger Stellung daheim die Laren des deutſchen Volks behütete, ſprach Schiller auf dem offenen Forum oder focht für deſſen Ehre und Unantaſtbarkeit in den großen Schlachten des Zeitgeiſtes. Goethe und Schiller ſind das Drinnen und Draußen der Deutſchen.

Dieſe Stellung unſerer beiden Hauptdichter mußten wir erörtern, um ihre Wirkung und ihren Einfluß ſchon ihrer Reihenfolge nach erklärlich zu machen. Schiller wurde gefunden, Goethe mußte geſucht werden. Darum iſt es leicht zu begreifen, daß Schiller zunächſt maßgebend wurde, wie wir geſehen haben und noch weiter ſehen werden. Hölderlin hatte Schiller's Hellenismus aufgegriffen und damit immerhin große Sympathie erweckt. Er konnte und mußte es hauptſächlich deswegen, weil die Zeit auf eine Wetterſcheide getreten und ein Neues ſich von dem Alten trennen ſollte. Die Menſchheit ſuchte längſt nicht mehr betretene Gleiſe zur Glückſeligkeit des Daſeins und meinte ſie in den Spuren Griechenlands gefunden zu haben. Schiller hatte, verſtimmt von den Weltereigniſſen und ſeiner Um-

gebung, ungetröſtet von der Philoſophie und Religion, beim Antritt des 19. Jahrhunderts geſungen:

In des Herzens heilig ſtille Räume
Muſt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

Im Geſang und in den Träumen aber mußte nothwendig die Erinnerung an Griechenland kommen. Das verrauſchte, verklungene Griechenland mußte das Eldorado der Geiſter, der Dichter und Künſtler werden. Schiller's Muſe wies declamatoriſch mit dem Finger darauf hin und zwar ſo verlockend, daß ſich eine ganze poetiſche Völkerwanderung dahin in Bewegung ſetzte, Hölderlin an der Spitze.

Schiller hatte die Richtung angegeben, aber den Zug nicht ſelbſt mitgemacht. Ihn feſſelte doch zu ſehr die Nation, an der er mit ehernen Banden hing. Ihn bannte der Inſtinct ſeiner Miſſion. Mitten aus ſeiner Verzweiflung erhob er ſich, um ſeinem Volke gewiſſermaßen den Geiſt des 19. Jahrhunderts zu dichten, um zu ſingen und zu ſagen, wo die Wurzeln ſeiner Volkkraft, ſeiner Macht, ſeiner Größe zu finden ſeien.

O mächtig iſt der Trieb des Vaterlandes! —
An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen! —
Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich, gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt für's Vaterland!

So und ähnlich begann er damals in ſeinen Dramen zu rufen und aus dergleichen Rufen erwuchs uns ſpäter die Kriegslyrik unſerer Befreiungskämpfe. Mit Fug und Recht darf man behaupten: Nehmt uns Schiller und ihr nehmt uns die ganze Jugend von 1813! Dieſe tapfere, todesmuthige, feurige Jugend iſt von Schiller ebenſo gut geſchaffen wie „Die Jungfrau von Orleans,“ der „Wallenſtein“ und „Tell.“ Theodor Körner, Heinrich Kleiſt, Ernſt Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Ludwig Follenius, kurz die ganze Sturm- und Drangſyrik, welche in der Luft und auf Wolken ſchwebend den Vernichtungskampf gegen Napoleon und die Fremdherrſchaft mitfocht, nimmt ihren Ausgang von Schiller. Es iſt Schiller's Macht, Kraft, Seele und Athem, die ſich darin kundgeben und austönen. Die beſten von ihnen ſind mit Schiller's Herzblut, jedenfalls mit ſeinem patriotiſchen Accent, in ſeinen Rythmen, ſo zu ſagen in ſeiner dithyrambiſchen Melodie geſchrieben.

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Dieſes Lied, womit Schiller „Wallenſtein's Lager“ ſchließt, iſt der kecke Fanfarenbläſer der ſchwert- und

ſporenklingenden Reiterlyrik von 1813. Es iſt ihr Wecker, ihr Vorbild, der Wecker und das Vorbild jener Kriegsgedichte, die immer den Fuß im Steigbügel und die Hand am Schwerte haben und nichts Süßeres kennen, als den Tod für das Vaterland und die Freiheit.

Der Repräſentant dieſer Dichtungsart iſt Theodor Körner, das Muſenkind von Dresden, der Dichter von „Leier und Schwert,“ welcher ſeine Schwertlyrik mit dem Heldentode bei Gadebuſch in Mecklenburg beſiegelte. Gewiſſermaßen unter den Augen Schiller's und während des brieflichen Verkehrs aufgewachſen, den ſein Vater Chriſtian Gottfried Körner mit dieſem unterhielt, iſt er gleichſam mit der Poeſie Schiller's geiſtig aufgeſäugt worden. Sie iſt die Muttermilch ſeines Talents, das an ſich nicht groß und bedeutend, vielleicht in lyriſchen Tändeleien und dramatiſchen Kleinkram ſich ausgegeben hätte, wenn nicht Schiller'ſcher Schwung und Schiller'ſche Emphaſe ihm Flugkraft genug verliehen, in einer mächtigen und hochbedeutſamen Zeit ſich ſeinem Volke voran in die Bahnen nationaler Erhebung und Freiheit hineinzuwerfen. Körner's „Leier und Schwerdt“ iſt Schiller's Poeſie, angewendet auf die Verhältniſſe und Umſtände der damaligen Epoche und ihrer Bewegung. In einer ruhigen, ſtillen Periode würde Theodor Körner ein unbeachteter Nachtreter geblieben ſein, in einer ſtürmiſchen und kriegeriſchen wurde er der

Liebling und Abgott ſeines Volks, das an den Schiller'ſchen Ton gewöhnt, und fühlend, wie nöthig ihm dieſer grade in jener Lage wurde, die ganze Begeiſterung, die es für den Meiſter empfand, ſofort auch auf den Jünger übertrug. Hieß ein Apoſtel Schiller's doch zugleich ein Apoſtel der Freiheit und nationalen Ehre Deutſchlands ſein, denn das Banner dieſer Dinge hatte Schiller in ſeinem Zelte gehabt. Wachend hatte ſeine Hand, ſchlafend ſein Haupt darauf geruht. Sterbend hatte er es im Arme gehalten. Schiller's Muſe war kriegeriſch gezeugt; ſie hatte etwas von der Geſte und dem Blicke des Feldherrn. Der Kampf war ihr Element, jede ihrer Schöpfungen begann mit einer Kriegserklärung; ſie hat Zeit ihres Lebens zu Felde gelegen, aber gegen Gegner, die ſie ſich ſuchen, zum Theil ſich ſelber ſchaffen mußte.

Seinen Jüngern ging es glücklicher, denn dieſen rückte ein wahrhafter, verkörperter, handgreiflicher Feind ins Land und auf den Leib und die dichteriſche Heeresorganiſation, die Schiller erfunden und an ideellen Gegnern geübt und erprobt, konnte nun eiſengepanzert und ſtahlgerüſtet Napoleon I. und ſeinen ſieggewohnten, für unüberwindlich gehaltenen Legionen mit dem ganzen Löwenmuth deutſcher Begeiſterung entgegentreten und donnernd in die Weltgeſchichte hineinrufen: »Ich verwerfe dich — ein deutſcher Jüngling.«

Der Vollgehalt des deutſchen Jünglings, mit einem Worte: die unſterbliche Jugendlichkeit iſt es, die aus Schiller geſchöpft, den unveräußerlichen Reiz der Körner'ſchen und überhaupt der ganzen Kriegslyrik von 1813 ausmacht. Die Jugend Schiller's, d. h. die vom Geiſte Schiller's entflammte Jugend iſt es, der ſie entſtammt und der ſie auch gilt. Die Jugend feuert ſie an, die Jugend preiſet und betrauert ſie. Jugend iſt ihr drittes Wort, vornehmlich die mannhafte, kriegeriſche Jugend, die Jugend, die mit einer rührenden Liebe im Herzen hinausſtürmt in den heiligen Kampf für Vaterland und Freiheit, und die, wenn ſie fällt, beklagt wird, wie Ernſt Moritz Arndt: Friedrich Eckardt, Karl Friedrich Frieſen und Chriſtian Graf zu Stolberg in ſeinem Gedichte: „Klage um drei junge Helden," unſterblich beklagt hat:

Ich mag wohl traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir:
Drei Helden ſind erſchlagen
In grüner Jugend Zier.

Es waren drei junge Reiter,
Sie zogen ſo fröhlich hinaus,
Sie zogen gar balde weiter
Zu Gott in das himmliſche Haus.

Hierin iſt ein Hauch deutſcher Romantik, Geiſtesadel, Mannesmuth und Vaterlandsliebe, alles überweht vom Odem Schiller's. Dieſe Lyrik fühlt Schiller'ſche Gefühle,

denkt Schiller'ſche Gedanken. Sie raſſelt in ſeinem Harniſche, ſie kämpft mit ſeinem Schwerte. Wie Schiller's Lyrik, ſo ſitzt auch ſie hoch zu Roß, weit herausragend über die Fußgängerlyrik früherer und ſpäterer Zeiten: eine wirkliche echte Reiterlyrik, wie wir ſie ähnlich in keiner Literatur der Welt wiederzufinden im Stande ſind.

Körner's Gedichte: „Mein Vaterland," „Aufruf," „Jägerlied," „Lützow's wilde Jagd," „Männer und Buben," „Schwertlied" und andere ſind unvergängliche Wahrzeichen deutſcher Geſinnungstüchtigkeit und deutſchen Opfermuths. Es ſind Geſänge, die durch die That erhärtet wurden. Körner und ſeine Genoſſen beſiegelten ihre Lieder mit ihrem wärmſten Herzblute: dafür wurden ſie aber auch Preußen ſo viel wie ein Heer. Sie waren ein Heer, das, wie bereits geſagt, aus der Luft, aus den Wolken herab mit den Franzoſen kämpfte, und wie furchtbar oft dieſer Kampf war, wie haßerbittert, wie entmenſcht, das belegt z. B. Heinrich von Kleiſt in ſeinem Gedichte: „Germania an ihre Kinder," worin ſich unter andern folgende Strophen befinden:

Wie der Schnee aus Felſenriſſen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhn
Unter Frühlings heißen Küſſen
Siedend auf die Gletſcher gehn:
Katarakten ſtürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren ſind ein Ocean —

So verlaßt, voran den Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloſes Meer,
Ueber dieſe Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegenzieht,
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Geſtirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der ſein Ebenbild auf ihm ſteht —

Wer in unzähbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutſcher Mann,
Schließe dieſem Kampf ſich an!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß.
Welchen Rab' und Fuchs verſchmähten,
Gebet ihn den Fiſchen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, geſtaut vonihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze ſein!

Eine Luſtjagd, wenn die Schützen
Auf der Spur dem Wolfe ſitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

Ernſt Moritz Arndt, Max von Schenkendorf und ſelbſt die Romantiker Joſeph von Eichendorff und Fouqué, der Dichter der lieblichen „Undine,“ ſchloſſen ſich dieſem Zuge an. Auch in ihren Verſen pulſt jedenfalls ein friſcher Hauch der Jugend, auch wohl ein Atom von Schiller, obſchon die ganze Schule der Romantiker eigentlich eine poetiſche Oppoſition gegen Schiller war.

Weil Schiller ſo allgemein, ſo volksthümlich geworden, gleichſam mit Wind und Wetter in Deutſchland ging, kamen einige doctrinaire Köpfe und äſthetiſche Feinſchmecker, die ſich zu gut hielten, um mit dem Volke zu ſchwärmen, auf die Idee, ſich eine beſondere Poeſie zu machen. Es waren hauptſächlich die beiden Schlegel, Auguſt Wilhelm und Friedrich, die in alten und modernen Sprachen bewandert, dieſe Bewandertheit benutzten, ſich in fremde Dichter und namentlich die romaniſchen zu vertiefen. Dem Enthuſiasmus für Schiller hielten ſie zunächſt Shakeſpeare entgegen, mit dem ſie den nationalen Dichter aus dem Felde zu ſchlagen verſuchten. Sie überſetzten und rühmten ihn. Aber Schiller in ſeiner Erhabenheit und ſeinem großen Inſtinct machte ihre Liſt dadurch zu Schanden, daß er ſelbſt neidlos Shakeſpeare's Genie erkannte und ſich mit demſelben verbrüdert. Als Geiſtesverwandter Shakeſpeare's ward er gleich Du auf Du mit ihm, und wie genau, wie geiſtvoll jene auch Shakeſpeare verdeutſchten, unſerer Bühne

hat ihn doch keiner ſo mundrecht zu machen gewußt, als Schiller in ſeiner Bearbeitung des „Macbeth.“ Dieſe Bearbeitung iſt die deutſcheſte, die es giebt, und welche doch keineswegs die Urſprünglichkeit Shakeſpeare's ſo ſchwerwiegend beeinträchtigt, wie man es vielfach das deutſche Publikum bis auf die neueſte Zeit herab hat glauben machen wollen. Das Grandioſe, Alfrescomäßige des britiſchen Dramatikers hat niemand ſo imponirend und erſchütternd nachzuſchaffen gewußt wie er.

Nachdem alſo dieſer literariſche Winkelzug mißglückt war, warf man ſich mit verſtärktem Nachdruck in die romaniſche und orientaliſche Dichtung. Auf dem Wege dahin traf man auch Novalis, mit ſeinem wahren Namen Friedrich von Hardenberg, der eine bedeutende, aber zur Myſtik ſich neigende Begabung beſaß. Er gab die Parole, oder richtiger, das Symbol der Romantiker: „die blaue Blume,“ aus, die er mehrfach beſang und zur Legende der Dichtung machte. Aus dem Schoße des Mittelalters geheimnißvoll, vielleicht aus einem verſchütteten Tropfen des heiligen Graal, jener Schale, in welcher das Blut des Heilandes aufbewahrt wurde, aufgewachſen, erfüllte ſie die Welt der Romantiker mit einem ſeltſamen narkotiſchen Dufte, welcher in ihrem Kopfe eigenthümliche, oft wunderbar liebliche, oft curios erſchreckende Geſichte und Viſionen erzeugte. In dieſen Viſionen und Geſichten verloren ſie ſich völlig

aus Zeit und Welt hinaus in märchenhafte Zuſtände und Verhältniſſe hinein. Die Dichtung wurde bei Ihnen eine Art Geheimkunſt, eine Art von Legendienſt.

Zum Meiſter vom Stuhle darin ſollte eben Novalis proclamirt werden, als er jung ſeiner Geliebten nachſtarb. Sein Nachfolger wurde nun Ludwig Tieck, ein Dichter von großem Talent, der ſich aber zu ſehr im Kreiſe ſeiner Schule hielt, um nicht endlich mit dieſer zu veralten. Heutzutage begreift man ſchon kaum noch, wie man jemals dazu hat kommen können, ihn neben Goethe und über Schiller hinauszuſtellen. Er iſt weit hinter letzterem weggeſunken und hat die Vermeſſenheit ſeiner Verehrer durch ſpätere Zurückſetzung bitter büßen müſſen. Es hat ihm und den Seinen nichts geholfen, daß man an Goethe ſich anſchloß, damals als er noch mit Schiller nicht die gleiche Ruhmberechtigung genoß. Die etwas ſelbſtſüchtige Verehrung und Liebe, die man Goethe angedeihen ließ, hat die Verſündigung an Schiller nicht ausgemerzt, die man ſich zu Schulden kommen ließ. Dieſe Verſündigung an Schiller aber hat weſentlich dazu beigetragen, Tieck und die Romantiker unpopulär zu machen.

Aus dieſer Unpopularität haben ſich nur diejenigen gerettet, die jenen Hauch der Jugend von 1813, ein Atom von Schiller ſich bewahrten. Bei Schenkendorf, Fouqué, auch bei dem bezaubernden Frühlingsdichter Eichendorff iſt

das der Fall. In ſeine romantiſche Waldeinſamkeit, auf welcher dämmernd der Mondſchein liegt, durch die klagend die Nachtigall, liſpelnd der Wind und plaudernd die Quelle tönt, in ſeine romantiſche, im Bann und Zauber der Natur liegende Waldeinſamkeit trat doch eine Ahnung von Schiller's nationalem Geiſte. Träumend ſang er:

In lichtem Glanze wandelt
Der Helden heil'ger Muth,
Es ſteigt das Land verwandelt
Aus ſeiner Söhne Blut.

Und von dieſer Verwandlung ſelbſt ergriffen, dichtet er ſeinen „Appell“:

Ich hört' viel Dichter klagen
Den alter Ehre rein,
Doch wen'ge mochten's wagen
Und ſelber ſchlagen drein.

Mein Herz wollt' mir zerſpringen,
Sucht' mir ein ander Ziel,
Denn anders ſein und ſingen,
Das iſt ein dummes Spiel.

So flieg ich mit Aureren
Still ins Gebirg hinan,
Ich war wie neugeboren,
So kühle weht's mich an.

Und als ich, Bahn mir ſchaffend,
Zum Gipfel trat hinauf,
Da blitzten ſchon von Waffen
Ringsum die Länder auf.

Die Hörner hört' ich laden,
Die Luft war ſtreng und klar —
Ihr neuen Kameraden,
Wie ſingt ihr wunderbar!

Friſch auf, wir wollen uns ſchlagen,
So Gott will übern Rhein,
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein!

Eichendorff hat in Wahrheit im Lützow'ſchem Freicorps den Krieg mitgemacht und dies Stück mitdurchlebter Geſchichte ihn vor der Verrottung bewahrt, in welche ſchließlich die romantiſche Schule hineingerathen. Dreiſt darf man behaupten, daß ſie an dem Widerſtande zu Grunde ging, den ſie gegen Schiller unterhielt. Sich auf die Länge gegen ſeinen Genius ſtemmen, hieß ſich gegen den Genius Deutſchlands ſtemmen, dem ſie ſonderbarerweiſe näher gekommen zu ſein meinte, als der von ihr verpönte, große Dichter. Sie begann nämlich das Deutſchthum im Mittelalter zu ſuchen und überſah, daß dies gefliſſentliche Suchen nur zur Deutſchthümelei führen mußte, jenem gezwungenen, erkünſtelten Weſen, das uns aus den Werken der Romantiker, ſelbſt der liebenswürdigſten unter ihnen, wie Achim von Arnim und Clemens Brentano, entgegentritt und ihren Schöpfungen etwas Geſpenſterhaftes und Schauervolles verleiht. Heinrich Heine, der ſelbſt ein

poetiſcher Zögling der Romantiker war und lange Zeit von ihrer Myſtik und ihrem Zauberweſen ſo beſtrickt war, daß er von ſich ſelber ſingen konnte:

In Gemäldegallerieen
Siehſt du oft das Bild des Mann's,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz'.

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwerdt,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch ſich mürriſch werth.

So, in holden Hinderniſſen,
Wind' ich mich mit Luſt und Leid,
Während andre kämpfen müſſen
In dem großen Kampf der Zeit.

Heinrich Heine alſo, der von den holden Sagen- und Märchenhinderniſſen der Romantiker eine ziemlich geraume Zeit in Beſchlag genommen war und eine gewiſſe geiſtige Verwandtſchaft mit der romantiſchen Schule niemals los geworden iſt, hat dieſe in einem eigenen Buche mit einem die Seele des Leſers eigenthümlich beklemmenden Reize geſchildert. Von Achim von Arnim ſagt er darin unter anderm: „Ludwig Achim von Arnim iſt ein großer Dichter und einer der originellſten Köpfe der romantiſchen Schule; die Freunde des Phantaſtiſchen würden an dieſem Dichter

mehr als an jedem andern deutſchen Schriftſteller Geſchmack finden. Er übertrifft hierin den Hoffmann ſowohl als den Novalis. Aber etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas war es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: das Leben. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In allem, was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung: die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht; dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich und flüſtern uns leiſe ins Ohr: wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſein, wäre nicht die Arnim'ſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes.«

Darauf lief die Romantik aus, die mit allem Talent, aller Anmuth und poetiſchen Fülle, die ſie beſaß, zuletzt aus der Dichtung doch nur eine Art Morgue, d. h. ein Leichenhaus machte, in dem man alle hohen Gedanken und Regungen der Seele und des Gemüths als phantaſtiſch aufgeputzte Todte liegen ſah. Die Mißkennung Schiller's war der Fluch dieſer Schule, dem ſie erlegen iſt und welcher ſie vielleicht ſpurlos vom Boden unſerer Nationalliteratur hinweggewiſcht hätte, wenn ſie nicht in Ludwig Uhland ihren Hort und wahren König gefunden. Die Krone, die

man für Novalis beſtimmt und welche Tieck zu erlangen ſich unendliche Mühe gegeben, ſie ging am Ende und mit allem Rechte auf jenen ſchwäbiſchen Dichter über. Dieſer ſchwäbiſche Dichter war der Romantiker, der ſich von aller Schuld freihielt und ſeine Schule von ihrem Banne erlöſend, auf die Fußſtapfen Schiller's, d. h. in den lebendigen Sinn und Geiſt ſeiner Nation wieder zurückführte.

Uhland iſt eine poetiſche Uebereinkunft zwiſchen Goethe und Schiller. Von Schiller's patriotiſchem Gefühle beſeelt, ſeinen Inſtinct für die Zeit, ſeine Liebe zum Vaterlande theilend, entſpringt ſeine Dichtung gewiſſermaßen am Fuße der Goethe'ſchen Romanze. „Schäfer's Klagelied," „Troſt in Thränen," „Geiſtergruß" von Goethe etwa bezeichnen die Stelle, an welcher der kaſtaliſche Quell der Uhland'ſchen Muſe hervorquillt.

Man vergleiche die angeführten Gedichte mit ähnlichen von Uhland, etwa mit „Die Vätergruft," „Der König auf dem Thurme," „Der Schäfer" und andern, und es wird ſich leicht für einen jeden eine Art von Uebereinſtimmung ergeben. Ueberall treffen wir dieſelbe romantiſche Situation, dieſelbe Anmuth und Glätte der Diction, dieſelbe Klarheit und Helligkeit der Stimmung. Man hat nicht mit Ungrund hervorgehoben, daß in Uhland's Gedichten täglich Sonntag ſei, daß darin immer die Glocken läuten und die Menſchen ſchön geputzt in die große Kirche der

Natur oder nachher zum feſtlichen Tanze unter die Linde gehen.

Es liegt in der That in Uhland's Poeſie etwas Feiertägliches, etwas von jener Weihe, die er ſelbſt ſo ergreifend dem Tage des Herrn zuerkennen läßt. Sein Geſang iſt wie ein Gebet: fromm, mild und verſöhnlich, aber zugleich auch feſt, männlich und ernſt. Uhland iſt durchaus frei von der romantiſchen Tändelei mit Tod und Verweſung. Auch er freilich hat bisweilen Anwandlungen davon, aber um der Anfechtung nicht zu unterliegen, ſingt er ſich als Weckruf „Das neue Märchen“ zu, das da rührend und zugleich tapfer lautet:

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich;
Doch ein ſtrenger Geiſt der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Fee,
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf denn, Ritter, und beſtehe
Kühn der Drachen wild Geſchlecht!

Uhland hat ſich allerdings an der Kriegslyrik von 1813 nicht unmittelbar betheiligt, er hat keine Schlachten-, Schwert- und Reiterlieder gedichtet, wie die, welche wir als die eigentlichen Träger jener Sturm- und Drangſyrik angeführt, aber er hat den ehernen Geiſt derſelben feſtgehalten und

durch ſein ganzes Leben hindurch treu bewahrt. Der Dichter, der da ſang:

Der Deutſche ehrt' zu allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuſchreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erſchuf —

der am 18. October 1816 das unſterbliche Gedicht verfaßte:

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege —

jenes unſterbliche Gedicht, in welchem er Fürſten und Völker im feierlichſten Prophetentone an die geheiligten Ideen erinnert, mit denen 1813 die Schlacht bei Leipzig geſchlagen wurde, und ſie mit dem ganzen geharniſchten Pathos Schiller's gemahnt: dieſer geheiligten Ideen eingedenk zu bleiben, Uhland, der da behauptete:

Denn ſoll der Menſch im Leibe leben,
So brauchet er ſein täglich Brot,
Und ſoll er ſich zum Geiſt erheben,
So iſt ihm ſeine Freiheit noth —

Uhland, der da tröſtete:

Erharret ruhig und gedenket:
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf,
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf —

und der, daran verzweifelnd, dieſen Morgen der Freiheit noch ſelbſt begrüßen zu können, ſich getröſtete:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnſucht Hand
Als Schatten noch durchſchweben
Mein freies Vaterland —

dieſer Dichter Uhland war jedenfalls der treue Schildhalter jener Kriegslyrik von 1813, der ernſte Barde, der den freien und friſchen Ton jener Tage nicht vergeſſen konnte, ſondern ihn nachklingen machte, ſo oft er ſeine Hand über die Saiten gleiten ließ. Dieſer Ton war der Ton der Schiller'ſchen Jugend, mit der er bis in ſeine ſpäteſten Tage wie jener graue Alte mit dem blühenden Genoſſen in ſeiner epochemachenden Ballade „Des Sängers Fluch" dahinzog.

Zu ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Zu ſingen von allem Süßen, was Männerbruſt durchbebt,
Zu ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Und ſo oft man dieſe Jugend ihm zu morden Miene machte, ſo oft auch hat er ſich erhoben, um die ehrwürdigen Locken ſeines Hauptes zu ſchütteln und mit ſeiner Verdammung zu drohen. Man hat dieſe Drohung zu verſchiedenen Zeiten weithin hallend über Deutſchland vernommen. Es lag eben noch Schiller's Macht und Stärke, es lag der Zorn und Groll von 1813 darin, mit dem Schiller's Muſe unſer ganzes Jahrhundert ausgeſtattet und

dem noch niemand, ſo hochgeſtirſtet er auch ſein mochte, Trotz zu bieten gewagt hat. Der Geiſt des 19. Jahrhunderts in Deutſchland ward von Schiller gedichtet und dieſe Dichtung gipfelt im Gedanken einer edeln und groſſen Freiheit, die Uhland voll und ganz erfaßt und unwiderſtehlich und unvergänglich in ſeinen Liedern offenbart und gepredigt hat. Mild und hold wie Goethe, kühn und gewaltig wie Schiller, hat er den ganzen Vollgehalt eines Mannes, des deutſchen Mannes in ſeinen Liedern niedergelegt. Uhland war ein wahrhaft deutſcher Charakter, und daſs er dieſen Charakter in ſeinen Dichtungen zum vollſtändig poetiſchen Ausdrucke und Austrage brachte, das iſt ſein unveräußerliches Verdienſt, die unzerſtörbare Grundlage ſeiner Unſterblichkeit.

Bis jetzt haben wir geſehen, daſs Schiller's Einfluſs auf die deutſche Lyrik vorwiegend war, daſs ſie gewiſſermaſsen in ſeine poetiſchen Fuſsſtapfen trat, der Richtung folgte, welche die Geſte ſeiner Muſe bezeichnet hatte. Goethe war lyriſch ſeltſamerweiſe noch wenig in Betracht gekommen. Seine köſtlichen Liedergaben hatten zwar einzelne Verehrer, aber noch keinen ſo allgemeinen Anklang gefunden, um die Nachahmung zu wecken. Schiller's Pathos, ſeine grandioſere Ausdrucksweiſe, ſein declamatoriſcher Pomp hatten ſie in Schatten geſtellt und verdunkelt; ſie gingen nicht den

donnernden Gang des Jahrhunderts, ſie ſäumten ſtill im Thal oder im Wald, hangend und bangend in der ſchwebenden Pein und dem ganzen himmelhochjauchzenden Glücke der liebenden Seele. Für Goethe's Lyrik iſt nichts ſo bezeichnend als ſein Lied „Gefunden," das da beginnt:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Die ſtille, ſinnige Freude an der lebendigen Natur, das behagliche Hingeben an die eigene Empfindung, das Hegen und Pflegen des Zarten, Lieblichen, Guten, das Weilende, ſorglos Schaffende an Goethe's Genius tritt in dieſem Gedicht klar hervor. Während Schiller's Muſe ihre gewaltigen Kriegszüge machte und die Welt mit ihrem Schlachtruhm erfüllte, hielt ſich die Goethe'ſche indeſſen ruhig daheim, den poetiſchen Haushalt führend und alles Schöne, Holde und Süße des deutſchen Gemüths und Daſeins mit liebender Hand beſchützend und hütend.

So lange die Nation gewiſſermaßen im Geiſtesheere Schiller's dienend und ſeine Eroberungszüge mitmachend, den Sturm und Drang dieſes Dichters theilte, ſo lange ſie durch die geſchichtlichen Ereigniſſe in Waffen und im Felde erhalten wurde, ſo lange mußte Goethe ziemlich einſam und auf ſich ſelbſt angewieſen mitten in ſeinem Volke daſtehen. Als das Volk nun aber ſiegreich heimkehrte, als

es Unabhängigkeit und Freiheit durch die Unterwerfung und Vernichtung des Uſurpators ſich erworben und wieder die häusliche Stätte, die bürgerliche Beſchäftigung, den anheimelnden Frieden ſuchte, da war es glücklich, auf der Schwelle von allen dieſen Dingen Goethe zu finden.

Goethe, der vor Schiller glorreich dageſtanden, gewann hinter Schiller's Vogue dieſe Stellung ſich zurück. Verdrängt von deſſen nationaler Mächtigkeit, dem Löwenſchritte ſeines Geiſtes, der überall ſeine Spuren zurückließ, wich er beiſeite, um nachher um ſo bedeutſamer und glänzender wieder hervorzutreten. Kein Dichter der Neuzeit hat einen ſo langen und köſtlichen Nachſommer ſeines Ruhms erlebt wie Goethe. Goethe's eigentliche Glanzzeit war raſch dahingegangen. Der „Götz von Berlichingen,“ und „Werther's Leiden“ hatten die Nation in einen ungeheuern, aber kurzen Rauſch verſetzt. Schiller, die Revolution und Napoleon wälzten ſich darüber hin und verſchütteten ſie faſt mit ihren Lavinenſtürzen von Thaten, Umwälzungen und Dramen. Als aber ihre Stürme ausgewettert und die Ruhe zurückkam, da ſtiegen Goethe's Dichtungen aus den Trümmern einer untergegangenen Welt noch einmal lichtvoll empor. Sie wurden Deutſchland zum zweiten mal geſchenkt, ſie wurden ihm wiedergeboren.

Mit dieſer Wiedergeburt beginnt nun der Einfluß Goethe's auf die Lyrik, und wie auch Schiller's erſter Ein-

fluß darauf aus einer Abſchweifung ſeines Talents entſprang, ſo war daſſelbe bei Goethe der Fall.

Um dies begreiflich zu machen, müſſen wir aber ein wenig ausholen und uns der romantiſchen Schule und ihrer Führer erinnern, die wir ſchon früher als Gegner Schiller's kennen gelernt haben.

Schiller war ihnen, wie wir geſehen haben, zu populär, zu ſehr der Dichter des Volks, und da ſie feine Aeſthetiker und Kunſtkenner waren, ſo wollten ſie eine vornehmere Autorität über ſich ſehen, eine Autorität, zu deren Würdigung es eines durchgebildeten Geſchmacks und wahrhaft geläuterten Urtheils bedurfte.

Um Goethe zu erkennen und zu lieben, bedurfte es deſſen vollauf. Goethe's Dichtungen waren keine Wandgemälde, keine poetiſchen Cartons. Nicht in großen Umriſſen, gleichſam in den Kohlenſtrichen Schiller's waren ſie gegeben, ſondern in feinen Pinſelzügen, mit gediegener Untermalung und zarteſter Ausführung. Namentlich ſeine Lyrik iſt wie auf den Goldgrund des deutſchen Herzens gemalt; ſie weiſt wahre Cabinetsſtücke der Empfindung auf, und dieſe in ihrer ganzen Meiſterſchaft und Vollkommenheit zu zeigen, ließen jene literariſchen Feinſchmecker ihre Aufgabe ſein. Sie begannen Goethe's Vorzüge mit vielem Aufwand von Geiſt und äſthetiſcher Analyſe zu entwickeln und wurden ſo mit die Urheber jener kritiſchen Trüffel-

riecherei, die nachdem ein ſehr ausgebreitetes Gewerbe in unſerer Belletriſtik geworden iſt.

Daß ſie Goethe's Ruf reſtituirt und weſentlich dazu beigetragen haben, ſeinen Ruhm nach Schiller's Vogue in ſeinen eigentlichen Zenith zu führen, iſt nicht zu leugnen. Goethe ſelber bekannte ſich ihnen dankbar verpflichtet, aber ſo ſehr es auch der Fall, dennoch ließ er ſich nie verleiten, ihre Mißgunſt und ihren Haß gegen Schiller zu theilen. Er nahm aus ihrer Hand allerdings die poetiſche Kaiſerkrone an, aber ſtatt um ſie mit Schiller zu kämpfen, erkannte er neidlos dieſen als gleichfalls ebenbürtig an. Man erlebte in der deutſchen Literatur eine Wiederholung von Ludwig dem Bayer und Friedrich von Oeſterreich, jenen Gegenkaiſern, die, ſtatt ſich einander zu bekämpfen, ſich ausſöhnten und gemeinſam regierten, eine Wiederholung freilich, welche den Schlegeln und ihrem Anhange wenig genehm war und der Grund zu einer ſpätern Entfremdung zwiſchen dieſen und Goethe wurde.

Goethe ließ ſich ihre Verehrung freundlich gefallen, verkehrte mit ihnen, that ihren Beſtrebungen Vorſchub, ja theilte ſie zu Zeiten; aber zu irgend einem Schritte gegen Schiller ließ er ſich nicht verleiten, im Gegentheile: er verband ſich mit ihm und ließ durch dieſe Verbindung jene einſehen, wie er durch ihre Gegnerſchaft ſich über Schiller's Bedeutung nicht hatte beirren und täuſchen laſſen.

Das trennte ſie und trieb ſie von Weimar und Jena fort, aber nicht, ohne daß ſie Goethe etwas von ihrem Geiſte und Weſen hinterließen. Ihr Kramen in fremden Literaturen, ihr Herumſtöbern in ausländiſchen Dichtungsarten impfte ſich ihm bis zu einem gewiſſen Grade ein. Von einer Weltliteratur träumend, verfiel er darauf, trotz dem Tiſchtuchſchnitte, den Leſſing zwiſchen der deutſchen Bühne und den franzöſiſchen Alexandriner-Claſſikern gemacht, die letztern doch noch einmal für das weimariſche Theater zu bearbeiten, erlabte er ſich an Byron, ſchloß er ſich dem Zuge nach dem Orient an.

Die Frucht dieſes Zuges iſt der „Weſtöſtliche Divan," dieſes höchſt eigenthümliche und ſeltſame Buch, in dem ſich Goethe's Lyrik im hohen Alter noch einmal aufrafft, um ſich den greiſen Scheitel mit den Roſenkränzen von Schiras zu ſchmücken. Man merkt ihr überall an, daß ihr die Friſche und Spannkraft der Jugend verloren gegangen, daß die Fittiche, die ſie ſonſt in gefälligem Fluge über alle Höhen und Abgründe des Lebens hinweggetragen, ihr an den Schultern erlahmt und verſteift ſind, daß ſie nicht mehr über den klaren und durchſichtigen Ausdruck von ehedem gebietet, ſondern oft dunkel und myſtiſch erſcheint, aber dennoch iſt auch in ihr immer etwas von der unnachahmlichen Grazie und dem bezaubernden Reize des unverwüſtlichen Goethe'ſchen Genius.

Damit bezauberte er noch einmal die Welt, und wie Schiller die dichtende Jugend ehedem nach Griechenland geführt, ſo führte Goethe ſie jetzt in den Orient. Es lag dazu freilich ungefähr dieſelbe Veranlaſſung vor wie damals.

Die nationale Bewegung von 1813 hatte nicht die politiſchen Reſultate erzielt, die man erwartet. Deutſchland war allerdings der Fremdherrſchaft ledig geworden, ohne indeſſen in ſeinem Innern die freiheitliche Geſtaltung zu gewinnen, die man erhofft. Der große Regenerator Preußens, Miniſter von Stein, jener eminente Staatsmann, welcher mächtige Gedanken im Kopfe trug und geſchwellt von den Idealen Schiller's ein „neues goldenes Zeitalter“ über Deutſchland heraufzuführen wohl im Stande ſein mochte, mußte Metternich und ſeinen Genzen weichen, um die alten verrotteten Zuſtände in etwas verändertem Aufputz wieder erſtehen zu ſehen. Der Wiener Congreß wurde das Grab aller edlern patriotiſchen Beſtrebungen. In dem „Capua der Geiſter,“ wie Grillparzer die öſterreichiſche Hauptſtadt mit nur zu gutem Rechte genannt, verrauſchte der Schiller'ſche Freiheitsdrang, die Begeiſterung Körner's, das Wünſchen und Verlangen der aufgeſtandenen Nation im bloßen diplomatiſchen Saus und Braus. Das Spottlied, das Friedrich Rückert's Muſe in ſeinem Liede „Herr Congreß“ dieſer verhängnißvollen Staatsaction nach-

ſang oder gleichſam nachpfiff, belegt das ſchlagend und einſchneidend.

Friedrich Rückert war im erſten poetiſchen Anlauf dem Geiſtesfluge Schiller's, wenn auch freilich auf ſeine Weiſe gefolgt. Während Körner, Arndt, Schenkendorf und andere ihre patriotiſchen Lieder im kühnen Verſchwunge Schiller's dem deutſchen Volke zuſangen, trat Rückert mit dem graziöſen Sonett auf, das allerdings ziemlich verwundert darüber ausſah, aus dem ſeidenen Kleiderpomp der Italiener heraus ſich in den klirrenden Harniſch deutſcher Begeiſterung geſteckt zu finden. Viele Strophen darin nehmen ſich auch nur ziemlich gezwungen in dieſem eiſernen Coſtüme aus; manche ſind aber auch wieder ſo markige, kunſtvoll geſchloſſene Poeme, daß ſie, wie Wottſchall mit Recht behauptet, wie erzene Versgeſtalten in gediegenem Guſſe erſcheinen.

Man ſieht aus ihnen zur Genüge, daß Rückert vollſtändig den Standpunkt einnahm, auf dem wir Körner und die ganze Kriegslyrik von 1813 erblicken. Er ſchwärmt für die Unabhängigkeit und Freiheit Deutſchlands, indem er laut den Krieg predigt und Preußen mit aller Ueberredungskunſt politiſcher Formen in denſelben hineinzuſtacheln verſucht. Als dieſer Krieg ſpäter dann wirklich ausgebrochen, iſt ſeine Muſe gleichſam der beſtändige Zeitgenoſſe jener Kampfgeſänge, welche ſo gut wie ihre

Verfaſſer im Lützow'ſchen Freicorps Reiterdienſte verſehen. Manches ſchöne, kräftige Lied Rückert's hat den Feldzug mitgemacht und ſich tapfer gegen den Feind gehalten.

Doch auch in dieſen Gedichten ſchon wird man ein wenig jene Vorliebe zu der Verevirtuoſität wahrnehmen, die nicht ſelten in's Spieleriſche und Tändelnde ausartet, und welche Rückert's Bedeutung hier und da einen offenbaren Abbruch thut.

Der Deutſche hat nicht gerade viel Sinn dafür und wendet ſich gar leicht davon ab. Daß Rückert übrigens dennoch das Höchſte dabei im Auge hatte, beweiſt zur Genüge ſeine Apoſtrophe „An die Sprache.“

Dieſes Gedicht iſt charakteriſtiſch für Rückert's Muſe: leicht, luftig, ſchwebend und doch voll Mark und tiefem Gedankeninhalt, voll Kraft und Grazie, aber im Gefühl dieſer Grazie doch ein wenig kokett und ſelbſtgefällig mit dem Wort und dem Reime ſpielend, wodurch es ſehr weſentlich z. B. von dem Ernſte und der Würde Uhland's in einem gleichfalls unſere Sprache feiernden Gedichte abſticht.

Uhland war zu ernſten, zu männlichen Charakters, um poetiſche Filigranarbeit zu machen, wie Rückert ſie viel geliefert hat. Des letztern Muſe liebte das Tändelnde, Niedliche, Feingeſchnitzelte, wie wir es z. B. in „Die Göttin im Putzzimmer“ finden.

Es liegt etwas anmuthig Neckendes, heiter Witziges in diesem Gedicht; es ist wie aus den lächelnden Grübchen der Grazien hervorgezaubert. Aber freilich wird man nicht umhin können, ihm wie vielen andern Rückert's jene spielerische Virtuosität vorzuwerfen, welche zu Zeiten selbst seine glorioseſten Werke beeinträchtigt. Unter ihnen ragt besonders der „Liebesfrühling“ hervor, welcher wesentlich dazu beigetragen, seinen Ruhm als Dichter zu begründen. Es ist in ihm auch wirklich ein Etwas, das mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen hinreißt und sinnvoll bestrickt. Es ist ein deutscher Romeo, der in diesen Liedern die volle Wonne seiner Herzensempfindung in ein wahrhaft berauschendes Liebeleben ausströmt. Aehnlich sind: „Der Himmel hat eine Thräne geweint,“ „Tausend Nachtigallen“ und „Flügel, Flügel um zu fliegen.“

Alle diese wie die meisten andern Gedichte Rückert's sind Evangelien einer wahrhaft bevorzugten Begabung, Schöpfungen voll origineller Kraft, üppiger Fülle und in Erstaunen setzender Vielseitigkeit, auf einem an sich nur ziemlich beschränkten Gebiete, denn wie mannigfach Rückert auch sein Talent versucht, der eigentliche Schwerpunkt seiner Poesie ist die Lyrik und zwar die Lyrik mit vorzugsweise didaktischem Austrag.

Das Gefühl, das sich in einen Sinnspruch, die Leidenschaft, die sich zu einem epigrammatischen Auslauf zu-

ſpitzen laſſen, ſind ſeine beſondern Neigungen. Nur ſelten hat er ſich zur Ballade oder Romanze verſtiegen, ja auch das Lied, ſo unmittelbare, naive und tiefe Töne ihm dafür immerhin zu Gebote ſtehen, iſt doch nicht vorwiegend ſein Thema geweſen. Beſchaulich, ſinnig, gedankenvoll, wie er es war, reizte es ihn, in der Liebe, in der Natur, in der Welt und im Vaterlande ſich ſolche Vorwürfe zu wählen, welche ſtets in eine ruhige und geſetzte Weisheit der Reflexion hinein ſich austönen laſſen.

Ausgeſtattet mit einem derartigen poetiſchen Naturell, mußte Rückert mit am meiſten von Goethe's „Weſtöſtlichen Divan“ getroffen werden. Die orientaliſche Parabelweisheit und Naturfülle, welche das Gemüth unſers großen Dichters noch im hohen Alter ſo anglühten, daß es wie in das Feuer jugendlichſter Liebe getaucht erſchien, ergriffen Rückert aufs mächtigſte und zwar ſo, daß man wohl von ihm ſagen kann: er habe, einmal in den Orient verſetzt, aus dieſem nicht wieder herausgefunden und ſich zur vollkommen poetiſchen Derwiſchnatur ausgebildet. „Wie überſchwenglich und hingeriſſen aber auch die Stimmung iſt, der ſich der Dichter darin hingiebt,“ ſagt Theodor Mundt ſehr richtig, „ſo verbindet ſie ſich doch bei ihm zugleich mit einer gewiſſen Prallheit und Geſundheit des Geiſtes und entzieht ſich allen myſtiſchen Verkümmerungen. Er weiß ſeinem Liede das Naturwüchſige der Blüthenwelt zu

geben, aus der er es entstehen läßt aber unvermerkt schlägt ihm die Naturpoesie zugleich in die sinnigste und gewissermaßen philosophische Speculation um. Und dies wird meistentheils der eigenthümliche Wendepunkt seiner Gedichte, der freilich wiederum ganz im Sinne der Orientalen ist.“ Jedenfalls ist Rückert in seiner morgenländischen Ausdrucksweise nie so mystisch träumerisch wie Goethe; freilich hat er dafür mehr die schon gerügten Verkünsteleien auch hier angenommen, aber diese überwuchern doch nicht so sehr, daß sie den Gedanken im Bilde zu ersticken vermöchten, namentlich da nicht, wo es darauf ankommt, in Sinnsprüchen, Parabeln und didaktischen Erzählungen eine tiefe Lebensweisheit an's Licht zu stellen. In seinen „Oestlichen Rosen,“ „Makamen Hariri's“ und „Vierzeilen,“ in der „Weisheit des Brahmanen,“ den „Morgenländischen Sagen und Geschichten,“ „Brahmanischen Erzählungen“ u. s. w. ist ein wahrhaft poetischer Hausschatz niedergelegt, auf den unsere Nation mit vollem Rechte stolz sein kann.

Neben Rückert ist nun auch August von Platen zu nennen, ein Dichter, dessen Ruhm erst in jüngster Zeit von den Verketzerungen frei zu werden beginnt, mit denen kritischer Mißverstand ihn lange genug in Schatten zu stellen versucht hat. Kälte, gedankenleere Form, unbegrenzte Eitelkeit und Selbstgefälligkeit sind die Hauptvorwürfe, mit denen man sein Andenken überschüttete und zwar

ſo ſehr überſchüttete, daß Emanuel Geibel es für ſeine Pflicht hielt, für den bitter und häßlich Geſchmähten mit folgendem Sonett in die Schranken zu treten:

Wenn auch nur wen'ge deine Größe ahnen
Von jenem Volk, für das du haſt gerungen,
Für das du haſt gefochten und gerungen,
Voran ihm wandelnd auf der Schönheit Bahnen;

Doch ſammelt ſchon im Schatten deiner Fahnen
Ein Häuflein ſich, von edlem Muth durchdrungen,
Und ob dein eigner Feldruf auch verklungen,
Wir ſchlagen fort die Schlacht für deine Manen.

Wir ſind die Schaar, die nie von Schrecken bleiche,
Die mitten durch des Feind's geſenkte Speere
Den Weg erkämpft für eine Königseiche.

Verpfändet haben wir die eigne Ehre,
Daß keines Buben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, verſehre.

Den königlichen Purpur der Dichtung trug Platen's Schulter allerdings. Jeder, der unbefangen ſeinen Poeſien entgegentritt und Sinn hat, das maßvoll Schöne und Gediegene zu würdigen, wird das ſogleich zu erkennen im Stande ſein. Rudolf Gottſchall in ſeiner „Deutſchen Nationalliteratur“ ſchreibt von ihm: „Er beſitzt die Meiſterſchaft der Form, ohne welche auch die Dichter nur Stümper

ſind; er beſitzt den Aufſchwung echter Begeiſterung, die ſich im göttlichen Takte maßvoller Rhythmen geiſt- und ſeelenreich ergießt; er beſitzt den Ernſt der Geſinnung, der ſich freilich nirgends mit tendenziöſer Abſichtlichkeit hervordrängen darf, aber ohne deſſen feſten Untergrund jede poetiſche Architektonik ſchwankt. Er hatte den Muth, als Lyriker aus der kleinen Welt des Gemüthes herauszutreten und ſich an jene großen Stoffe zu wagen, die allein, wie Schiller ſagt, im Stande ſind, den tiefſten Grund der Menſchheit aufzuregen.“

Und um ſo etwas war es Platen allerdings auch zu thun. Platen wollte keine poetiſche Grasemücke ſein und auf der Wieſe deutſcher Genügſamkeit und Pfahlbürgerei ſeine Liedchen zirpen. Großgemuthet, wie er war, ſchlug er einen bei weitem höhern Ton an, indem er zugleich gewiſſermaßen das Kreuz ſeines Volkes, d. h. den ganzen hiſtoriſchen und politiſchen Schmerz der Deutſchen auf ſich nahm und mit dieſem ſchweiß- und bluttriefend den Golgathaweg ſeiner Zeit emporgekeucht iſt.

Platen fühlte ſich, wie Mundt ſagt, durch die öffentlichen Nationalverhältniſſe in Deutſchland perſönlich gedemüthigt. Er liebte ſein Vaterland und widmete ſeiner Einheit und Freiheit in ſeinen Oden die glühendſten Seufzer. Zugleich war er bemüht, die rhythmiſche Geſtalt der deutſchen Lyrik wieder kunſtvoller zuſammenzufügen und zu gliedern

und ſie zu einer feſtgeordneten Tonſchöpfung zu machen, in der Form und Gedanke ſich in natürlicher Harmonie entſprechen ſollten. Er wollte, wie Gödeke ſagt, der deutſchen Poeſie eine groſsartige Kunſtform wieder erobern, welche durch die Romantiker theils aufgelöſt, theils in liederlichem Spiel verwirthſchaftet und verbildet worden war, und die auch von den ſeitdem aufgetretenen neuern Dichtern von vornherein preisgegeben zu werden ſchien.

In allem ſeinen Sinnen und Trachten nur auf das Groſse, das Erhabene gerichtet, voll eines majeſtätiſchen Schwunges, eines glänzenden Pathos, ergreift ihn ein wahrhaft furioſer Unwille über die politiſche Erniedrigung, in der er ſein Vaterland erblickt, eine ſtolze Verachtung des kleinlichen Treibens in unſerer Literatur, ein bitterer Unmuth und Schmerz über ſeine eigene erbärmliche Lage. Sprößling einer verarmten bayriſchen Adelsfamilie, erſt Lieutenant, dann, nachdem er ſtudirt, eine Zeit lang auf der Univerſitätsbibliothek von Erlangen angeſtellt, ging er 1826 nach Italien, wo er ſich beinahe unausgeſetzt in Geldverlegenheiten befand. Die Cotta'ſche Buchhandlung war nicht allzu ſplendid mit Honoraren, König Ludwig, der ſo viel für bildende Künſte that und ſelber dichtete, ließ es mit Unterſtützungen ſehr an ſich kommen. Es iſt niederdrückend, Platen aus Italien an einen Freund ſchreiben zu ſehen: „Ich habe den König um Unterſtützung

geboten, und dieſer möchte mir nun gern ein Amt mit Geld, aber kein Geld ohne Amt geben; denn von Dichtern wird gewöhnlich gefordert, daß ſie blos in Nebenſtunden dichten, während man ſelbſt gegen Steinmetzen billiger iſt. Aber ehe ich mich zu einem Kanzliſten hergebe, gehe ich lieber in ein Kloſter in der Umgegend von Neapel; denn ich will lieber die Hora ſingen, als in einem Bureau ſitzen. Ich habe mich lange genug in der erlanger Bibliothek mißbrauchen laſſen, und da man nur einmal lebt, ſo will ich nicht noch einmal eine ſo proſaiſche Figur ſpielen. Auch wüßte ich gar nicht, zu welchem Amt ich tauglich wäre; um mich neu einzuſchießen, bin ich zu alt, und ich habe auch ohne das für den Reſt meines Lebens ſo viel zu denken und Gedachtes auszuführen, daß ich alle Hände voll zu thun habe. Wenn mir alſo die münchener Könige zuſetzen ſollten, oder von den Buchhändlern kein Geld mehr zu erpreſſen iſt, ſo gehe ich nach La Cava bei Salerno, einem paradieſiſchen Benedictinerkloſter, wo man gut lebt, einer herrlichen Bibliothek und einer unbeſchreiblichen Natur genießt, und wo ein gelehrter Ausländer mit ehrgeizigem Vergnügen aufgenommen wird, beſonders wenn man dabei auch noch einen Proſelyten machen kann. Eine Glatze bekomme ich doch mit der Zeit und lieber will ich einem ehrlichen neapolitaniſchen Pater Guardian, oder wie er heißt, gehorchen, als einem deutſchen Geſchäftsherrn, der vielleicht

keine Gelegenheit vorbeigehen ließe, mich zu demüthigen und mir zu zeigen, daß wir noch nicht in der Nachwelt leben. Ein solches Experiment zu machen, bin ich zu stolz. Man erzählt von der berühmten französischen Schauspielerin Clairon, die sich längere Zeit in meiner Vaterstadt bei dem damaligen Markgrafen aufhielt, daß sie im gewöhnlichen Leben einen königlichen Anstand beibehielt, um auf dem Theater niemals gemein zu scheinen. So will ich auch meine Würde, so gut es geht, behaupten und nicht blos in meiner Studirstube ein Dichter sein.«

Man muß solche Auslassungen, sein eigenes Sorgenleben, die erbärmlichen Literaturbestrebungen Deutschlands, in denen damals noch die Arbeiten eines Kotzebue, wir meinen die tragischen, eines Clauren und anderer von gleichem Schrot und Korn im Schwange waren, bekämpft und bestritten von den Romantikern, die allerdings poetischer, aber zugleich auch im höchsten Grade confus, verwirrt und ziellos verfuhren; man muß die politischen Verhältnisse, die Unterdrückung jeder freien Regung durch Censur und Polizeimaßregeln im Gedächtniß haben, um sich die verzweifelte Geistesstimmung zu erklären, die sich in vielen Versen Platen's in wahrhaft zerschmetternder Weise kundgiebt.

Die servile Künstlichkeit, das Wegwerfen und Unterdrücken aller liberalen Gesinnung geißelt er in seinem Gedicht: »Der Rubel auf Reisen.«

Das Hängen am Alten, die Angſt vor jeder Neuerung apoſtrophirt er in ſeinem Liede: „An einen Ultra.“

Gegen den theatraliſchen Bombaſt, die literariſche Gedankenloſigkeit, die Müllner'ſche Schickſalstragödie ſchleudert er ſeine ſarkaſtiſchen Anathemen in den dramatiſchen Dichtungen: „Die verhängnißvolle Gabel“ und „Der romantiſche Oedipus,“ ſowie in ſeinen prächtigen Parabaſen und andern Poeſien, um ſchließlich an Deutſchland und ſich ſelbſt verzweifelnd auszurufen: „Wie bin ich ſatt an meinem Vaterlande!“ und:

Doch gieb, o Dichter, dich zufrieden.
Es büßt die Welt nur wenig ein.
Du weißt es längſt, man kann hienieden
Nichts Schlechtres als ein Deutſcher ſein.

Daß einem Dichter wie Platen, der ſeine Heimath gleich Hölderlin wie ein Land des Fluches hinter ſich ließ, die orientaliſche Dichtung mit ſtarker Gewalt an ſich ziehen mußte, wird leicht erklärlich ſein. Goethe's „Weſtöſtlicher Divan“ ergriff ihn in innerſter Seele und bald erkennend, wie die Entwickelung der deutſchen Sprache jedesmal einen Schritt vorwärts thue, wenn die Form der Poeſie ſich erweitere, erfaßte er die fremdartigen Versgeſtalten des Orients, um damit die Ausdrucksfähigkeit und das ganze Weſen unſerer Poeſie und Sprache zu erweitern. Seine Dichtungen ſind nach dieſen beiden Seiten hin ein entſchiedener Fortſchritt. Seine „Ghaſelen“ und „Vierzeilen,“

obgleich orientaliſche Form, ſind ebenſo gefügig und leicht, als ſie kühn und ſicher gehandhabt ſind. Man merkt ihnen das Fremde, Angeeignete kaum an; ſie ſind wie aus dem Fleiſch und Blut unſerer Sprache, aus dem Hauch und Athem unſeres Geiſtes erzeugt.

Wie oft hat man gehört und hört man noch, daß Platen's Gedichte ohne Gefühl und Gemüth ſeien. Selbſt ein Literarhiſtoriker wie Julian Schmidt hat ſich durch dieſe allgemein verbreitete Anſicht mehr als billig beſtimmen und zu einer Verurtheilung Platen's verleiten laſſen, die wir in keinem Betracht für zuſtändig halten können. Er ſieht in ſeinen Gedichten ein Gefühl innerer Leere, das ihn eben deßwegen pedantiſchen Nachdruck auf die äußere Form legen und in die Sicherheit des Handwerks, in richtige Reime, Metrum u. ſ. w. hinein aufgehen läßt. Allein wie verkehrt dieſe Anſicht iſt, belegt uns jede Seite in Platen's lyriſchen Gedichten. Man ſoll uns nicht einreden, daß in ſeinen Liedern kein pulſirender Schlag des Herzens, kein warmer Hauch der Empfindung ſei.

Balladen hat Platen nur wenige geſchaffen, er ſelbſt rechnet nur dreizehn Gedichte als ſolche auf, aber dieſe dreizehn ſind, man darf ſagen, vollendete Meiſterſtücke.

Ein Dichter von ſolcher Formenſchöne, ſolchem Reichthum an Gedanken und Empfindungen konnte ſelbſtverſtändlich in ſeinen Dichtungen nach orientaliſchen Versmaßen

nichts Richtiges und Leeres bringen. Er überragt hier entſchieden Rückert. Rückert bilßt faſt im Orient ſeine germaniſche Natur ein, indeß ſie Platen vollſtändig behält, ſie großartig darin nicht nur ausprägt, ſondern auch auslebt. Das iſt die große Geſtaltungskraft Platen's, ſein eminentes Genie, daß er in allen fremden Formen und Weiſen doch weder ſich ſelbſt noch das Deutſchthum aufgiebt, daß er ſie dieſem gebieteriſch unterwirft und zu dienen zwingt. Mit Fug und Recht durfte er ſeinen „Neuen Ghaſelen“ 1823 kurz und bezeichnend das Motto vorſetzen:

Der Orient iſt abgethan,
Nun lebt die Formen als unſer an.

Der Dichter war über die Nachbildung öſtlicher Formen hinaus in den völligen Beſitz der Meiſterſchaft über dieſelben gelangt, und wandte ſie ganz auf deutſche oder rein menſchliche Verhältniſſe an; „ſeine Trauer und Freude, ſein Wünſchen und Fürchten ſpiegelt ſich darin ab; die Stimme der Zeit hallt daraus wieder; eine verſchwenderiſche Fülle reinlicher Bilder, in der Tiefe geſchöpfte Betrachtung, ergreifende Gefühlsäußerung und eine große Geſchmeidigkeit der Phantaſie, die alle Züge der einzelnen Gedichte nach einem Lichtpunkte zu wenden verſteht, heben dieſe Ghaſelen aus der Sphäre fehlſchlagender Verſuche zum Klaren, Beſtimmten und Bleibenden empor.“ (Mödeke.) Es ſind unveräußerliche Schätze unſerer Nationalliteratur, Schätze, die

man noch immer nicht genug gewürdigt und welche ebenso unverstanden als vereinsamt auf unserem Parnaße stehen.

Wir haben schon gesagt, daß man eben erst anfängt, Platen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Sein Tod, der am 5. December 1835 zu Syrakus erfolgte, erweckte im ganzen keine sehr große Theilnahme. Die Sage erzählt, daß, als er im hitzigen Fieber unter Menschen, die seine Sprache nicht verstanden, laut phantasirte, ein Rind herzugeeilt sei und ihm einen Lorberzweig, mit dem es spielte, gegeben habe, meinend, ihn damit zu besänftigen. Mit diesem Lorberzweig in der Hand soll Platen verschieden sein.

Sei dieser Lorberzweig nun nur ein Lorberzweig der Anekdote oder auch der Wirklichkeit, sicher ist, daß er erst jetzt auf Platen's Grabe und Andenken langsam hervor zu grünen beginnt. Erst in letzter Zeit hat man angefangen beides zu pflegen. Von Geibel's Beispiel getrieben, haben die Herzen der Deutschen sich ihm mehr als früher zugewandt. Die Kritik und die Literaturgeschichten unterlassen nicht, ihn mit mehr Respect denn ehedem zu behandeln, und wie bekannt, hat ein öffentlicher Aufruf noch jüngst genügt, so viel zusammenzubringen, daß man seinem Grabe in der Fremde ein Denkmal zu setzen im Stande ist.

An Platen erlebt man übrigens den seltenen Fall, daß er gerade von seinesgleichen, von hervorragenden Dichtern, vorzugsweise gefeiert wird. Platen ist einer unserer viel-

beſungenſten Dichter und wird hauptſächlich von den Poeten auf den Schild gehoben und getragen. Die Dichtung ſelbſt macht Propaganda für ihn und wirbt für ſeinen Ruhm. Faſt ſcheint es, als wolle ſie gut machen, daß einſt zwei Dichter ſich an Platen verſündigten.

Heinrich Heine nämlich, der mit ſeinen lyriſchen Gedichten an den Orient auch nahe genug herangeſtreift iſt, und dies Heranſtreifen in den Reminiſcenzen an den Ganges, die Lotos und Palmen documentirt hat, veröffentlichte in ſeinen „Reiſebildern“ ein Epigramm von Immermann, das folgendermaßen lautete:

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaſelen.

Dieſes Epigramm griff Platen als auf ſich bezüglich auf und begann darüber einen Streit, der eine Zeit lang mit furchtbarer Erbitterung und von Seiten Heine's ziemlich anzüglich und gemein geführt worden iſt.

Auf dieſen Streit einzugehen, iſt natürlich hier nicht der Ort; wir haben uns vielmehr zunächſt nur an Heine ſelbſt zu halten, der mit Platen ungefähr zu gleicher Zeit auf die Scene der Dichtung tritt. Er kam aus den Gründen der Romantik hervor. Er hat ſich nicht ohne eine gewiſſe Befriedigung in ihrem blaſſen Mondſcheine, ihren nächtlichen Schauern und ihrem Geſpenſtergrauſe umhergetrieben. Sein Talent pflog Umgang mit Leichen

und ſog ſich ſatt am Moder der Grüfte. Aber endlich wurde ihm doch beängſtigend in dieſer Welt des Todes zu Muth und er floh daraus hervor, ein gewiſſes lyriſches Gruſeln und den Volksliederton aus des „Knaben Wunderhorn“ (eine bekannte Sammlung von Volksdichtungsklängen von Achim von Arnim und Clemens Brentano) als poetiſchen Raub mit ſich nehmend.

Als Heine, damit ausgerüſtet, die blaue Romantik ſich einigermaßen aus den übernächtigen Augen gerieben und frei in der Literatur ſeiner Zeit umherzublicken begann, gewahrte er ein Schauſpiel, das für ihn nicht viel erquicklicher war, als dasjenige, welches er ſo eben verlaſſen. Hinter ihm lagen die formloſen, das Pathos gewiſſermaßen lallenden und wie von Gliederpuppen agirten Dramen Brentano's und Arnim's, ihre zum Theil unverſtändlich myſtiſchen, zum Theil toll luſtigen Gedichte, ihre zerfahrenen, unheimlichen Schauererzählungen, aus denen nur etwa „Die Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl“ von Brentano und einige kleinere Novellen Arnim's einigermaßen lebensfähig hervorragen, lagen Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann's frazzenhafte Teufelselixire, die ungeberdig in ihren Harniſchen rumorenden Recken und Ritter Fouqué's, die oft zauberhafte, oft dämoniſche Märchenwelt Tieck's, kurz lag die Welt unfähiger Genies, die ſtatt Menſchen nur Golems, d. h. aus Lehm gebildete Figuren, mit eingehextem Leben, nur Alräunchen, nur Bärenhäuter, nur

Zigeunerſtückchen, nur unmögliche Probleme ſchaffen konnten, eine Welt, in der alles Daſein nur in Geiſterſpuk und Verzerrung auslief, und vor ſich fand er ein Getümmel von Dichtern, die angeſteckt von dem öffentlichen Mißvergnügen, von der Unluſt an den heimiſchen Zuſtänden, von dem Aerger über die Verkommenheit der politiſchen Verhältniſſe, weltſchmerzlich und europamüde, den von Platen angeſtimmten Ton des Unmuths, der Verbitterung und Klage in wahrhaft herzzerreißender Weiſe nachtönten, während die erſten und glorreichſten Dichtergeiſter, um einer gleichen Seelenverfaſſung und Verfinſterung nicht zu erliegen, Altvater Goethe voran, gefolgt von Rückert, Platen, Leopold Schefer, Heinrich Stieglitz u. ſ. w. auf dem Karavanenzuge nach dem Orient ſich gleichſam auf Reiſen und außer Landes in ihren Dichtungen befanden.

In jenem Dichtergetümmel, das ſehr zahlreich und lärmend iſt, ragen beſonders Anaſtaſius Grün (Graf Alexander von Auersperg) und Nikolaus Lenau (Nimbſch von Strehlenau) hervor, welche gewiſſermaßen die Heroen jener lyriſchen Epoche ſind. Grün, der noch unter den Lebenden weilt, machte ſich zuerſt mit ſeinen „Spaziergängen eines wiener Poeten“ einen Namen, weil in dieſen Gedichten die politiſche Oppoſition, durch die Revolution von 1830 angeregt, mit unnachahmlicher Grazie der Form und Liebenswürdigkeit des Gedankens auftrat. Oeſterreich

hat nie einen eleganteren und zugleich freisinnigeren Dichter aufzuweisen gehabt, als in Anastasius Grün. Er war der dichtende Marquis Posa Wiens, der unerschrockene Paladin einer schönen und heiteren Freiheit, einer Freiheit, die sich aus der Macht der Idee und der friedlichen Staatsreform, nicht aus den Greueln der Revolution heraus zu entwickeln den Drang und den Willen hat.

In seinem Ruf und Verlangen nach liberaler Umgestaltung des deutschen Staatslebens liegt etwas Glückliches und Lächelndes, ein unwiderstehlicher Hauch von Anmuth. Grün ist der Grazioso der Revolution, die er gleichsam spielend, mit poetischem Rosenwasser zu Wege zu bringen träumt. Charakteristisch für seine Lyrik ist etwa folgende Apostrophe aus einem seiner Gedichte:

Seht den Lenz, den Freiheitshelden, lernt von ihm es, wie man siegt,
Wenn mit dem Tyrannen Winter er im harten Kampfe liegt!
Winter ist ein Erzdespote, gar ein arger Obscurant,
Denn in seine langen Nächte hüllt er ewig gern das Land.
Winter ist ein arger Zwingherr; in den eis'gen Kerkern fest
Hält des Lebens freiheitsluft'ge, frische Quellen er gepreßt.
Sieh, im Lager überrumpelt hat den trägen Alten schnell
Jetzt mit seinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell!
Sonnenstrahlen seine Schwerter, grüne Halme seine Speer' —
O wie ragen und wie blitzen Speer' und Schwerter rings umher!
Seine Trommler und Trompeter, das sind Fink und Nachtigall,
Seine Marseillaise pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall.

Bomben ſind die Blumenknospen, Kugel iſt der Morgenthau —
Wie die Bomben und die Kugeln fliegen über Feld und Au'!
Und den Farbeloſen, denen die drei Farben ſchon zu viel,
Zeigt er jetzt des Regenbogens ganzes, buntes Farbenſpiel!
Als Cocarden junger Freiheit hat er Blüthen ausgeſät,
Ha, wie rings das Land voll bunter, farbiger Cocarden ſteht!
Rundum hat die Städt' und Törfer der Rebell in Brand geſetzt —
Ja, im goldnen Sonnenbrande glänzen hell und blank ſie jetzt!
Drüber flatternd frei ſein Banner ätherblau und leuchtend weht,
Drin als Schild ein Roſenwölkchen mit der Inſchrift „Freiheit!“ ſteht.

Man ſieht hier, wie luſtig und reizend er ſich die Sache denkt: er giebt gleichſam den Arnold von Winkelried in der dritten Tänzerpoſition. Er will, um der Freiheit eine Gaſſe zu machen, alle Tyrannenſpeere der Zeit in ſein Herz bohren, aber dieſe Speere ſollen kein Eiſen, ſondern die Strahlen der Sonne ſein und aus ſeinen Wunden ſollen auch keine Blutstropfen, ſondern Roſenknospen fallen. Es iſt ein poetiſcher Hokuspokus, den Grün hier treibt und der ſein Beſtrickendes und Herzgewinnendes hat. Es läßt ſich mit Entzücken ſeinen Geſängen lauſchen, die immer zierlich und voll adeliſchen Weſens erſcheinen. Es ſind Freiheitsgeſänge, die ſich überall hofſähig erweiſen. Sie verletzen, ſie beleidigen nie; ſie machen keinen Lärm, kein Getobe. Sie drohen nicht mit den Fäuſten und ſtampfen nicht mit den Füßen auf. Sie behalten durchweg eine ſchöne Ritterlichkeit der Erſcheinung,

mit der ſie hoch und ſtattlich aus der Menge hervorragen.

Auch ſie natürlich ſind unzufrieden und mißvergnügt; ſie verrathen ein tiefes und echtes Gefühl für Freiheit und nationale Selbſtſtändigkeit, ſie ſtimmen erſchütternde Klagen über die untergegangene Volkskraft Deutſchlands oder die Zuſtände Italiens und anderer unterdrückter Länder an, aber bei alledem iſt ein lebensfriſcher, man möchte ſagen roſiger Ton in allen dieſen Gedichten. Der Schmerz der Zeit tritt darin mit einer gewiſſen Eleganz und einem unverkennbaren Weltſchliff auf.

Ungeſtümer und leidenſchaftlicher zeigt ſich Nikolaus Lenau, der finſterer und tragiſcher, die Zerriſſenheit und den Weltſchmerz auf tiefergreifende Weiſe in allen ſeinen Verſen zu Tage legt. Ihm, der nicht wie Anaſtaſius Grün aus dem heiter gemüthlichen Leben Oeſterreichs, ſondern aus den melancholiſchen Puſzten der ungariſchen Lande kam, mußte denn auch mehr wie dem erſtern das düſtere Pathos Platen's zum dichteriſchen Elemente werden. Wie jener der Freiheit entgegenlächelte, wenn auch oft ſchmerzlich genug, ſo weinte ihr dieſer entgegen.

Daß ein Dichter dieſer Art, dem das trübſelige Heimatland, das er in vielen ſeiner Strophen auf die köſtlichſte Weiſe abgeſchildert hat, ſchon von vornherein etwas Trauriges, Trübes und Unglückliches gab, nach einer emphatiſchen

Hingabe an das untergehende Polen auch in Deutſchland nichts Heiteres und Erquickliches finden konnte, wird erklärlich ſcheinen. Er griff zuerſt deſſen geiſtige und religiöſe Schmerzen auf und trug ihnen in ſeinem „Fauſt“, in ſeinem „Savonarola“, in ſeinen „Albigenſern“, die alle gigantiſche Verſuche im Epos ſind, ausgiebigſte Rechnung. Das in Bedrängniß gekommene Chriſtenthum mit der in tauſend Nöthen der menſchlichen Exiſtenz ſich ungeberdig und lärmend umhertreibenden Lebensanſchauung ſind darin widergeſpiegelt und überall bis zum craſſeſten Aufſchrei der Verzweiflung hinaufgeſchraubt. In ſeinen lyriſchen Gedichten, die das Schönſte und Bedeutſamſte enthalten, was er zu bieten vermochte, finden wir ganz wie bei Platen einen feurigen Freiheitsdrang, eine echte Dichterbegeiſterung, viel Innigkeit, ſtille Wehmuth und ergreifende Rührung, aber zugleich auch die ganze Verzweiflung am Leben, die wir von jenem ſchon ausgeſprochen fanden. Wenn Platen klagt:

Noch im wolluſtreichen Mai des Lebens,
Wo die Seele ſonſt Entzückungen ſprüht,
Fühl' ich in der Wärme meines Strebens,
Wie mein Lebenselement verglüht.

Nicht ein Windſtoß, ein belebend warmer,
Meine Haare kräuſelnd, weht mich an;
Leer und träge ſchifft ein Thatenarmer
Ueber'm ſtillen Vater Ocean.

Was ich ſoll? Wer löſt mir je die Frage?
Was ich kann? Wer gönnt mir den Verſuch?
Was ich muß? Vermag ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch?

Wenn Platen ſo klagt, ſo tönt dieſe Klage über die Arbeit um das Leichentuch bei Lenau überall erſchütternd und in tauſend verſchiedenen Wendungen nur noch um ſo heftiger wider. In ſeinen Gedichten ſingt er:

Horch' ich hinab in meines Buſens Tiefen,
Vergänglichkeit! klagt's hier auch meinem Ohr.
Wo längſt der Kindheit Freudenklänge entſchliefen,
Der Liebe Zauberlied ſich ſtill verlor:
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinſtirbt der letzte, frohe Klang.

— — — — — — —

Vergänglichkeit! wie rauſchen deine Wellen
Durch's weite Labyrinth des Lebens fort!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Dir baut kein Damm entgegen ſich, kein Hort.

Wie eitel, wie nichtig er das Leben anſieht, belegen viele ſeiner Verſe, unter andern die nachfolgenden:

Iſt's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, ſaget an!
Durch den Wüſtenſand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unſer Fuß im Staube
Spuren aus von ſeinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt ſie auf.

In dieſer Miſſtimmung und Verzweiflung am Irdiſchen weiſt er denn auch die Hoffnung ab, die doch ſonſt den Menſchen und beſonders den Dichtern lächelt und welche wir doch ſelbſt Platen noch beſingen hörten. Er ſagt über ſie:

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verhuhlte mir den Augenblick,
Beſtahl mit frecher Flügenſtirne
Mein junges Leben um ſein Glück.

Nun iſt's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir ſchnitt,
Hab' ich das ſüße Kind erſchlagen
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Dies Leben hat nur noch einen Inhalt, eine Eſſenz für ihn, die Melancholie:

Du geleiteſt mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtrahlend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie.

Im Leben, in der Geſchichte, in ſeinem Herzen, ſogar in der Natur, überall tritt ihm nur die Melancholie entgegen, in der letztern freilich mit einem Zauber der Poeſie mit einem Reiz der Wehmuth, die bis jetzt noch unübertroffen in unſerer Poeſie daſtehen.

Lenau's Gedichte ſind Schöpfungen von wunderbar ergreifender Schönheit. Wenn man ſie hört oder lieſt, iſt

es einem, als vernähme man die Muſe ſelber ein ungeheures Weh leiſe in das weiße Taſchentuch der Dichtung hineinweinen. Sie lamentirt, ſie zetert nicht; kaum, daß man ein Schluchzen vernimmt. Es iſt eine bange Stille, eine heilige Weihe und Züchtigkeit darüber ausgegoſſen. Es iſt das wahre, echte Leid einer Menſchenbruſt, das ſich hier keuſch wie eine erſte Mädchenregung kundgiebt.

Lenau war erfüllt von wahrer Trauer über das zertretene Leben und die beſudelte Welt der Neuzeit. Dieſe Trauer wachte und ſchlief, aß und trank mit ihm, grinſte ihn an mit hohlem Auge aus der Freundſchaft und Liebe, aus den innerſten Myſterien der Natur. Sie trieb ihn aus der Stille in die Welt, aus der Welt in die Stille, ſie jagte ihn in die Wildniß Amerika's und von da wieder in die Heimat zurück, wo er endlich 1844, im Begriff, ſich mit einem geliebten Weſen zu verbinden, unheilbarem Wahnſinn verfiel. Sein letztes Gedicht: „Blick in den Strom", lautet alſo:

Sahſt du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wiederfindet,
Iſt's gut in einen Strom zu ſehn,
Wo alles wogt und ſchwindet.

O ſtarre nur hinein, hinein,
Du wirſt es leichter miſſen,
Was dir, und ſollt's dein Liebſtes ſein,
Vom Herzen ward geriſſen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen!

Dieses Gedicht, dieser aus tiefster Seele tropfende Vergänglichkeitshymnus, der seinen Trost eben nur aus dem Wesen der Vergänglichkeit selber schöpft, ist wie der Abschied, wie das letzte Taschentuchwinken einer scheidenden Seele, die sich ins Jenseits einschifft. Wir am Strande des Lebens sehen nur noch fern ihre verdämmernde Gestalt, ihr flatterndes Wesen, aber wir fühlen den Schmerz, als sei uns eine Nahverwandte geschieden. Lenau's weinende Lyrik war in der That Fleisch und Blut von uns selbst und zugleich eine Niobe unsers Jahrhunderts, die über ihren zum Tode getroffenen Idealen langsam dahinschied.

Um Heinrich Heine's Lyrik, mit der wir uns nun zunächst zu beschäftigen haben, ihrem innersten Wesen nach verstehen zu können, mußten wir einigermaßen die Zeit und die literarischen Verhältnisse kennen lernen, unter die sie fällt. Wir mußten die allgemeine politische Mißstimmung ins Auge fassen, die sich Deutschlands und seiner Geister bemächtigt, wir mußten uns die Verkümmerung und Versunkenheit ins Gedächtniß rufen, in denen die romantische

Schule zu Grunde ging, und zugleich uns die Zerriſſenheit und den Weltſchmerz vergegenwärtigen, welche ſich außerhalb derſelben in unſerer modernen Poeſie zu Tage legten.

Die deutſche Dichtung zerfiel damals gewiſſermaßen in zwei Hälften, von denen die eine nicht zu leben und die andere nicht zu ſterben wußte. Die romantiſche Schule warf ſich ſchon ſeit lange, aufgerieben von ſchreckensvollen Convulſionen und wilden Fieberphantaſien, unruhig auf ihrem Siechbette herum. Sie hatte zuletzt den freien Gebrauch der Glieder, friſche Luft und Bewegung, ſie hatte Welt und Leben verlernt. Jedes laute Geräuſch machte ihr Pein, jeder Sonnenſtrahl that ihr weh. In einer ſtillen, gegen das Tageslicht verhangenen Klauſe lag ſie, umfloſſen von ſchwüler, ſtickiger Luft und einem beſtändigen Dämmer, um ſich unheimlichen Viſionen und Geſichten hinzugeben. Die Religion ſaß als Krankenpflegerin ihr zu Häupten, rückte der Leidenden das Kiſſen zurecht und legte wohl auch den Arm unter ihren Kopf; die Phantaſie, der Humor, das Wunder und wie ſonſt ihre guten Freunde heißen mochten, kamen nur noch auf den Fußzehen zu ihr geſchlichen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, das immer ſchlechter wurde, ohne daß der Tod die Folge davon ward. Stöhnen, ächzen, wimmern, beten und klagen, das war die Herrlichkeit, in welche die romantiſche Schule auslief, ſo ſehr auslief, daß die wenigen

lebensfähigen Talente, die zuletzt in ihr noch auftauchten, von Angſt und Schrecken ergriffen, von ihr hinwegflohen und anderswo Halt und Anlehnung ſuchten.

Bettina von Arnim, die Schweſter Brentano's und die Gattin Achim von Arnim's, flüchtete zu den Füßen Goethe's, wo ſie, eine verzückte Mignon, ihre oft ſchwindelnden Schwebekünſte getrieben hat. Heine war ſchon vor ihr da angekommen. Als er, aus den Schauern der Romantik auftauchend, in Berlin zuerſt auf die große Heerſtraße der Zeit hinausſtürzte, kam er gerade in die Wallfahrt hinein, welche die berliner Geſellſchaft, geführt von Rahel Levin, zu Goethe zu unternehmen begonnen hatte. Es war eine ſtattliche Proceſſion mit viel Weihrauchduft und Ruhmgeklingel, die dem jungen Poeten ſeltſam zu Kopfe ſtieg und ihm einigermaßen die Sinne benebelte. Wie im Traume und ſich ſelbſt entrückt, ſchloß er ſich dem Zuge an. Heine hat im erſten Buche ſeines Werks: „Die romantiſche Schule," über dieſen Vorgang einen leſenswerthen Bericht gegeben. Er ſchreibt da unter anderm von Goethe: „Die Uebereinſtimmung der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei außerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erſcheinung war ebenſo bedeutſam wie das Wort, das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch, klar, freudig, edel, gemeſſen, und man konnte griechiſche

Kunſt an ihm ſtudiren wie an einer Antike. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüberſtand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen des Zeus im Schnabel. Ich war nahe daran, ihn griechiſch anzureden.«

Echt Heiniſch, kann der Autor die erhabene Schilderung Goethe's nicht ſchlieſſen, ohne ſie mit dummen Späßen zu verbrämen. »Da ich aber merkte,« fuhr er fort, »daß Goethe deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf deutſch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmeckten. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daß die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten.«

Dieſer ganze Nachſatz iſt eine Kinderei und nur auf jenen Effect des Contraſtes berechnet, den Heine liebt und welcher überall bei ihm wiederkehrt, hier aber wohl hauptſächlich nur eine Grimaſſe der Verlegenheit iſt. Heine hat Goethe vielleicht geſehen, kann aber geſprochen, jedenfalls keine Beachtung von ihm gefunden und deshalb eine Art Bitterkeit gegen ihn genährt, die ſich oft in ſehr ſchneidenden Ausſprüchen Luft macht. So ſagt er unter anderm: »Goethe hatte Angſt vor jedem ſelbſtſtändigen Original-

ſchriftſteller und lobte und pries alle unbedeutenden Kleingeiſter; ja er trieb dieſes ſo weit, daß es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſein.«

Gelobt iſt Heine von Goethe jedenfalls nicht worden. Heine pilgerte mit dem berliner Esprit mit nach Weimar, damals dem Mekka der deutſchen Literatur, ohne indeß mit dem Dichterfürſten in irgend eine nähere Beziehung zu treten. Rahel Levin, welche Heine liebte, vergötterte indeß Goethe zu ſehr, um den Verſuch zu wagen, letztern auf erſtern aufmerkſam zu machen. Sie war ſo ganz Bewunderung und lag ſo unausgeſetzt anbetend auf den Knien vor jenem, daß ſie an Heine nicht dachte wenn ſie bei Goethe war. Goethe erfüllte ſie dann ſo ganz, nahm ſie dann ſo vollſtändig in Anſpruch, daß ſie an Heine zu denken, von Heine zu ſprechen keine Muße fand. Umgekehrt aber, wenn ſie mit Heine zu thun hatte, ließ ſie ſich nichts ſo angelegen ſein, als dieſen für Goethe zu gewinnen, ihm ſeine Macht und Herrlichkeit unausgeſetzt vor die Seele zu rücken. Sie hatte wohl die Ernüchterung gemerkt, mit der er von jener Wallfahrt zurückgekehrt war, und bemühte ſich, ihn wieder in Feuer zu ſetzen, namentlich als Pustkuchen's Nachahmung von Goethe's »Wanderjahren« die lebhafteſte Entrüſtung der Goetheaner hervorrief. Sie ſpornte und trieb ihn, mit für Goethe in die Schanze zu

treten. „Ach, wie gern möchte ich den Goethe'ſchen Befreiungskrieg mitmachen als freiwilliger Jäger,“ ſeufzte er damals ſcheinheilig, indem er entſchuldigend hinzuſetzte: „aber ich ſtehe bis am Halſe im Moraſte römiſcher Geſetze,“ die er damals wohl ſtudirte, aber wohl keineswegs ſo eifrig, als er vorgab.

Als Varnhagen ſpäter einmal ſogar dem Verdachte Raum gab, Heine habe ſich gegen Goethe ausgeſprochen, entgegnete er darauf: „Wo denken Sie hin, lieber Varnhagen! Ich, ich gegen Goethe ſchreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich ſie deshalb ſchon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt iſt es Dummheit, gegen Männer zu ſprechen, die wirklich groß ſind, ſelbſt wenn man Wahres ſagen könnte.“

So ſchön und beruhigend das nun auch klingen mochte, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß Heine etwas auf geſpanntem Fuße mit Goethe's Größe lebte und mehrfach im Begriffe ſtand, die Dummheit zu begehen, die er in vorſtehenden Zeilen ſo vornehm verurtheilt.

Goethe war ihm damals drückend und nicht allzu ſympathiſch. Mehr als eine Stelle ſeiner Werke und Briefe beweiſt, daß er nicht üble Luſt hatte, in die literariſche Fronde zu treten, die ſich gegen die poetiſche Genialität immer zuſammenzuthun pflegt und eben jetzt gegen Goethe ihre Minen ſprengen zu laſſen geneigt war. „Man will

wiſſen", ſchrieb er 1827 an Varnhagen, „Wolfgang Goethe ſpräche mißfällig von mir; das würde Frau von Varnhagen leid thun. Ich werde es mit den Ariſtokraten noch mehr verderben. Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geiſter verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß ſein großer Name einſt gar oft zuſammen genannt wird mit dem Namen H. Heine."

Aus dieſen Zeilen erhellt zweierlei, einmal, daß er damals allerdings wohl gegen Goethe geſtimmt war, denn da dieſer hauptſächlich als der Dichter der Ariſtokratie angeſehen wurde, ſo wollte ſich mit ihr entzweien nur bedeuten: mit Goethe in Feindſchaft treten, und zweitens, daß er im Bewußtſein ſeines großen Talents es immerhin glaubte mit Goethe aufnehmen zu können, neben deſſen unſterblichem Namen er im Geiſte auch ſeinen ſchon prangen ſah.

Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt —

ſang er ſchon in ſeinem „Buch der Lieder", das denn in der That auch eine wunderbar berauſchende Wirkung hatte und haben mußte.

Wir haben geſehen, daß der romantiſchen Schule gegenüber ſich die Poeten des Weltſchmerzes und der Zerriſſenheit befanden, jene Poeten, die angeekelt von der politiſchen Reaction nach 1813 gewiſſermaßen in ihren Gedichten die

Kehrſeite der Schiller'ſchen Freiheitsbegeiſterung, die vollſte Verzweiflung am Leben zur Schau trugen. Die Verſe dieſer Dichter gingen bleich und abgemagert, gleichſam händeringend und ſo weinend einher, daß man mit einem Volksausdruck ſagen kann, als ob der Bock ſie ſtieße. Es war ein herzbrechendes Wimmern und Wehklagen, ein Heulen und Zähneklappern in der Literatur, vor dem einem angſt und bange werden konnte.

Heine kam alſo gewiſſermaßen aus dem Regen in die Traufe, aus dem Spuk des Todes in den des Lebens, und aus dieſem Umſtande lediglich ergiebt ſich die ganz beſondere Natur ſeiner Gedichte, der Galgenhumor, der ſie ewig auszeichnen wird, und welcher ein völlig neues Element auf unſerem Parnaße iſt, ein Element, das einen epochemachenden Erfolg erlangt hat und jedenfalls eine Erweiterung in den Grenzen unſerer Poeſie, eine Aneignung und Ausprägung von Seelenſtimmungen iſt, wie man ſie vordem weder geahnt noch für möglich gehalten hat.

Es giebt in Deutſchland noch bis auf dieſen Tag eine Literaturgeſchichtsſchreibung, die ſich nicht überwinden kann, über das Jahr 1830 hinauszugehen. Dieſer Literaturgeſchichtsſchreibung iſt Heine ein Gräuel, vor dem ſie ſich ängſtlich bekreuzigt. Sie erblickt in ihm nur einen poetiſchen Abenteurer und Baſtard, einen Dichter, in welchem gleichſam die göttliche Legitimität des Genies compromittirt

erſcheint und den ſie daher niemals als herrſchend anzuerkennen ſich entſchließen kann.

Nun hat allerdings Heinrich Heine etwas von jenem liederlichen Prinzen Heinz, den Shakeſpeare in ſeinem „Heinrich IV.“ ſo unvergleichlich geſchildert hat. Es iſt nicht zu leugnen, daß unſer Dichter vielfach ſchlechten Umgang gepflogen und mit mehr als einem Falſtaff in poetiſchen Spelunken ſich herumgetrieben, ehrſame Leute gefoppt und an notoriſche Lumpe ſich weggeworfen hat. Der literariſche Skandal iſt Heine's Gewohnheit. Es muß wild hergehen und Lärm ſein, wo er ſich aufhält. Nicht großen Krieg wie Schiller hat er ſein ganzes Leben hindurch geführt, wohl aber Hader, Zank und Streit. Mit aller Welt fing er Händel an und wenn ihm ja einmal der Stoff dazu unter den Menſchen ausging, band er mit dem lieben Herrgott im Himmel an.

Wir ſind nicht geneigt, Heine's Schandthaten zu verſchweigen, aber wir können daneben auch ſeine nun einmal nicht wegzuleugnenden Verdienſte nicht desavouiren. Von Heine wie Gutzkow zu behaupten, daß er weniger Poet als poetiſcher Dilettant, oder wie Gottſchall, daß ſein Talent aufhöre, wo das Kunſtwerk beginne, ſind wir keineswegs im Stande. Wir wollen gern einräumen, daß ein reiner Genuß an Heine's Werken für uns noch nicht gut möglich iſt. Heine's Werke ſind in Proſa wie Lyrik ein ungeheurer

Fortſchritt, aber dieſer Fortſchritt iſt in die erſtickenden Staubwirbel unſerer Zeit gehüllt. Man kann noch kaum ſeine Geſtalt unterſcheiden, die ein Gemiſch von Pathos und Burleskerie, von Ariel und Caliban iſt. Bald ſchimmert aus ſeinen Dichtungen der weiße Fittich der Elfen und Himmelsboten, bald der Schuppenleib böſer Ungethüme hervor; Reiz und Ekel wechſeln in den Empfindungen, die uns Heine's Schöpfungen erzeugen. Es ſind Schöpfungen, aus denen ebenſo oft der ſüßſchmetternde, ewig entzückende Nachtigallenſchlag des Herzens wie das Gerülpſe überſättigter Tagesſtimmungen hervorbricht.

Unbeſtreitbare Förderung hat zunächſt die deutſche Proſa durch Heine's Einfluß und Beiſpiel gewonnen. Sie haben vor allen Dingen eine Menge von ſtyliſtiſchen Vorurtheilen über den Haufen geworfen, indem ſie unſerer modernen Schreibweiſe aus dem fliegenden und unförmlich hinwallenden Gewande der Jean Paul'ſchen Proſa einen kleidſamen, ebenſo bequemen als eleganten Anzug verſchafften. In der muſikaliſchen Behandlung der Periode räumt Theodor Mundt Heine mit Recht geradezu die Meiſterſchaft ein, ohne freilich dabei unerwähnt zu laſſen, daß er mit ihr auch manches ſtyliſtiſche Schelmſtück ausgeführt hat. Die Herrſchaft und Gewalt, welche Heine über die deutſche Sprache ausübte, verleitete ihn zu einer Virtuoſität, bei der es ihm endlich auf die Sache faſt gar nicht

mehr ankam. Er ſchrieb zu Zeiten nicht mehr was er dachte, ſondern er dachte, was er ſchrieb. Sein Styl war ſo ſouverain in ſeiner Feder geworden, daß er ſeine Ideen und Gefühle manchmal wie im Wirbel mit ſich fortriß. Der Styl war gleichſam der unumſchränkte Herr über den Inhalt geworden. Der Inhalt lebte faſt vom Styl. Was Wunder, daß er zuweilen mit dem Sprichwort meinte: „Weſſen Brot ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge.“ Er ſang es verführeriſch genug. „Heine's Styl konnte ohne Zweifel“, ſchreibt Mundt in ſeiner „Kunſt der deutſchen Proſa“, „auf den ganzen Charakter der Literatur eine gefährliche Einwirkung haben, indem er dazu verführen mochte, nichts mehr einfach um ſeiner ſelbſt willen zu ſagen, ſondern gleichſam aus Ueberdruß an dem Inhalt ſelbſt durch künſtlich aufgeſetzte Lichter einen ſo fremdartigen Reiz in denſelben hineinzubringen. Indeß ſpiegeln ſich in der Eigenthümlichkeit dieſes Heine'ſchen Styls viele Einflüſſe der heutigen Zeit- und Lebensanſchauung wider, denen ſich niemand entziehen kann und welche die ganze heutige Darſtellungsweiſe mehr oder weniger färben. Auch kann Heine noch das beſondere Verdienſt in Anſpruch nehmen, daß er das Plaſtiſche der Schreibart, das Schreiben für die ſinnliche Anſchauung, auf meiſterhafte Weiſe gefördert hat.“

Heine gab unſerer Schriftſprache eine viel individuellere Möglichkeit, als ſie bis dahin gehabt hatte. Hatte Goethe

gleichſam erſt das Individuum für die Dichtung entdeckt, es darin zur geſättigten Erſcheinung gebracht, ſo verlieh ihm Heine jetzt die eigene Sprache, die ſeiner Weſenheit das vollſte Genüge und die eclatanteſte Ausprägung verſchaffte. Er gab dem Geiſt und dem Herzen die freie Beweglichkeit des Ausdrucks, die Naturlaute der Seele, die literariſche Incarnation des Ichs. Daß der Styl der Menſch ſei, jener epochemachende Ausſpruch Buffon's, iſt zur vollen Wahrheit erſt durch Heine bei uns geworden. Heine ſprach die Unabhängigkeitserklärung des ſelbſteigenen Gedankens aus. Er machte das Schreiben zu einer freien Verrichtung des Geiſtes, indem er es aus dem Banne todter Regeln und Gebräuche ſieghaft heraus erlöſte. Von dieſer Erlöſungsarbeit zeugt natürlich auch ſein Vers. Es hat uns immer gewundert, daß Gottſchall erklären konnte: Heine's Lyrik weiſe nicht auf Goethe zurück. Uns dünkt vielmehr, daß Goethe's Muſe auch ihr die Wiegenlieder geſungen, und daß ſie bis zu einem gewiſſen Grade ſo gut daraus hervorgegangen ſei wie der Balladenton Uhland's. Wer ſich die Mühe giebt, von Goethe „Die Kriegserklärung", „Der Goldſchmiedsgeſelle", „Der Schäfer", „Der Abſchied", „Nachtgeſang" und „Das Bergſchloß" etwa zu leſen, der wird leicht entdecken können, daß hier die Wiege von Heine's Lyrik geſtanden, daß ſie hier auf dem Schoße von Goethe's Muſe zu lächeln,

mit Händchen und Füßchen gleichſam zu zappeln gelernt hat. —

Da, wo Goethe ſich am meiſten individuell im Reinmenſchlichen ausgiebt, da wo ſein Herz am lauteſten ſchlägt, wo er ſich gewiſſermaßen am ungenirteſten, zwangloſeſten den Rhythmen in die Arme wirft, und wo dieſe Arme das bezaubernde Grübchen der Grazien am reizendſten an ihrem Ellbogen zeigen, da niſtete Heine's Genie ſich ein. Die Ungebundenheit, das neckiſche, ſchäkernde Weſen, das Goethe's Dichtung in ſolchen Momenten zu zeigen pflegt, lockte Heine an und riß ihn hin. Er verliebte ſich völlig darein und ruhte nicht eher, als bis er es ſeiner Begabung zu eigen gemacht.

Betrachten wir z. B. nur das zuletzt angeführte Gedicht von Goethe, das alſo die Ueberſchrift „Bergſchloß“ führt. Unſer Dichterfürſt ſchildert darin ein altes Ritterſchloß, das nun in Trümmern liegt, während es ſonſt manchem heitern Gelage zum Schauplatz diente, bei welchem Wein, Lied und frohes Gelächter herrſchten. Doch, heißt es weiter:

Doch als mit Zither und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höhn
Ich an dem heiterſten Tage
Mein Liebchen ſteigen geſehn;

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's, wie in alten Tagen,
Recht feierlich wieder zu;

Als wären für ſtattliche Gäſte
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Als ſtünd' in ſeiner Kapelle
Der würdige Pfaffe ſchon da
Und fragte: Wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte ſtatt der Menge
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt ſich zum Credenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Iſt das nicht ganz die Manier Heine's? Sind hier nicht Wendungen und Wortſtellungen, wie wir ſie

bei ihm tauſendfach wiederfinden? Vor allem aber die ganze Art der Darſtellung und die Handhabung des Verſes, erinnern ſie uns nicht in überraſchendſter Weiſe an die von Heine?

Heine's berühmte „Bergidylle“:

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne
Und erglänzt der goldne Mond.

Bei der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Ausgeſchnitzelt wunderlich.
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin ich!

Dieſe „Bergidylle“ iſt doch in Wahrheit gleichſam Geſchwiſterkind des Goetheſchen „Bergſchloſſes“. Hier wie dort die muntere Tanne, die trunkene Liebesſeligkeit, faſt dieſelbe Zuſpitzung der Pointe. Auch Heine ſchließt damit, daß er im Rauſche des Glücks unter dem Herzenszauber der Geliebten gleichſam die alte Zeit wieder lebendig werden ſieht.

Es dürfte nicht ſchwer werden noch weitere Aehnlichkeiten aufzufinden, und namentlich für jene bezaubernden Nordſeebilder ergeben ſich, was ihre Form und Geſtaltung betrifft, nicht hinwegzuleugnende Vergleichungen.

Heine's Dichtungen knüpfen mit besonderer Vorliebe da an Goethe an, wo Goethe, vollends die strenge Versnorm durchbrechend, durch die Bresche derselben mit dem ganzen Blüthenreichthum und der berauschenden Fülle seines eigen gearteten Naturells hervorgequollen kommt, um dasselbe mehr im musikalischen Rhythmus der Sprache als in der Metrik austönen zu lassen. Der musikalische Rhythmus unserer Sprache hat durch Heine eine außerordentliche Vervollkommnung erfahren, eine Vervollkommnung, wie man sie vordem kaum erahnt und noch heute weder vollständig begriffen noch gewürdigt hat, denn da gerade unsere besten und hervorragendsten Literaturhistoriker noch immer zögern, Heinrich Heine als legitim anzuerkennen, da sie in ihm noch immer einen poetischen Roturier erblicken, der sich seine Krone gewissermaßen durch einen 18. Brumair, d. h. durch einen literarischen Staats- und Gewaltstreich erworben hat, so ist seine allerdings etwas napoleonische Herrschaft in unserer Literatur durchaus noch lange nicht gründlich und erschöpfend genug behandelt worden. Zur Zeit hat er nur enthusiastische Verehrer und Anhänger oder erbitterte Gegner, noch keinen eigentlichen Erklärer und Ausleger gefunden. Man stößt sich noch vielfach daran, daß er eine wilde Jugend gehabt, daß er eine Rolle in unserer Literaturrevolution gespielt und gleichsam mit jenem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt war, das Uhland be-

sammtlich für das Haupt unerläßlich hielt, das über Deutschland leuchten soll. Heinrich Heine war allerdings ein plebejisches Genie, ein Genie, das, ehe es den Thron bestieg, neben den Septembristen, neben den Danton, Robespierre und Marat der deutschen Literatur gesessen und eifrig mitgeholfen hat, das Königthum der Dichtung zu stürzen. Wo es einen Aufstand, eine Emeute gab im Reiche der Poesie, da hat man auch Heine in der Masse gesehen; wie Camille Desmoulins auf eine Bank des Tuileriengartens sprang und die Menge haranguirte, wie er ihr Lindenblätter vom Baume riß, um ihr damit ein Erkennungszeichen, gewissermaßen die Cocarde der Revolution zu geben, so that es auch Heine. Es lag etwas keck Verneinendes in seiner Poesie, etwas von dem revolutionairen und propecirenden Geiste Voltaire's. Heine hat sich selbst einmal als die arme, deutsche Nachtigall bezeichnet, die sich ihr Nest in der Perrücke des Herrn von Voltaire gebaut, und hat damit immerhin recht gehabt. Neben der wollüstig-schmetternden Liebeslyrik, neben der herzbewegenden Tiefe und Innigkeit seiner überraschenden Gefühlsausbrüche besitzt er zugleich auch das Schneidende, Sarkastische, Gottlos-Witzige, das wir in Voltaire finden. Heine alarmirte das Publikum, gab in seinen Liedern die Parole der Empörung aus. Er conspirirte fast gegen jedes literarische Ansehen, fast gegen jeden poetischen Ruhm. Der Umsturz war sein Element;

er wollte alles gestürzt und zertrümmert sehen, um so zu sagen die offene Himmelsgegend der Freiheit zu gewinnen.

Um ihn in diesem Bestreben zu verstehen, muß man sich nun eben erinnern, daß er auf der Flucht vor den Schrecknissen der Romantik in die Wirbel jener Lyrik gerieth, die an sich und der ganzen Welt verzweifelnd, ein furchtbares Misère der Neuzeit in sich ausjammern machte. Geflohen vor den Schrecken des Todes, kam er in die Schrecken des Lebens, in jene Schrecken des Lebens, in denen das Dasein wie unter dem Alp und Krampfe einer blutaussaugenden Reactionspolitik ohne Luft, ohne Geste in beständiger Ohnmacht lag.

Dieses neue Elend brachte das leicht bewegliche Talent Heine's vollends außer sich; es vertrug diesen verschlossenen, eingezwängten Zustand nicht und explodirte endlich wie eine poetische Höllenmaschine. Hier riß es einer literarischen Unsterblichkeit den Arm, dort einer andern das Bein, einer dritten wohl gar den ganzen Kopf hinweg. Die Plätze, Boulevards und Straßen unsers Parnasses waren eine Zeit lang wie mit umhergestreuten Gliedmaßen von literarischen Renommées besäet.

Dieses belletristische Septembergemetzel, dieses Ruhmblutbad, diese Bartholomäusnacht unter Lorberkränzen hat man Heine nie verziehen. Es hat einen dunkeln Schatten auf seinen Namen geworfen, es hat seinen Ruf befleckt;

wir geben es zu, aber wir müſſen zugleich auch eingeſtehen, daß dieſe literariſchen Verbrechen eine hiſtoriſche Nothwendigkeit, mehr, daß ſie eine Wohlthat für die germaniſche Menſchheit wurden.

Heine's Hohn und Perſiflage, Heine's frevelhafter Uebermuth und Leichtſinn, ſeine Frivolität und Gewiſſenloſigkeit ſind die blitzenden Wetter geweſen, welche die politiſche und moraliſche Atmoſphäre gereinigt. Daß unſere Herzen und Geiſter wieder athmen, wieder friſchen Lebensodem einſaugen, das iſt das unſterbliche Werk Heine's. Heine iſt der moderne Prometheus unſerer Literatur. Wieder einmal hat in ihm ein Genius Feuer vom Himmel geholt, unſere Exiſtenz zu erleuchten und zu durchwärmen, und wieder einmal iſt er in ihm an den Felſen geſchmiedet und von den Geiern des Zeus in ſeinem Herzen zerfleiſcht und zerriſſen worden.

Was Heine gefrevelt, hat er redlich auf ſeinem langwierigen Krankenbette, dieſer Vorrede des Todes, wie er es nannte, abgebüßt. Das Sterben iſt ihm ſchwer gefallen; er hat wie Voltaire zwanzig lange Jahre dazu gebraucht, um es fertig zu kriegen, und was für Jahre! Hat er nicht ſelbſt gemeint: „Meine Nerven ſind ſo beſonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, ſie würden auf der londoner Expoſition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“

Auf die Tortur phyſiſcher Leiden geſpannt, wurden dieſe phyſiſchen Leiden durch pſychiſche verſtärkt.

Zunächſt ſchon durch Sorgen um das tägliche Brot. Im November 1849 ſchrieb er an ſeinen Verleger Campe in Hamburg: „Es iſt ſchon theuer genug in Paris zu leben, aber in Paris zu ſterben iſt noch unendlich theurer. Und dennoch,“ fügt er ſarkaſtiſch hinzu: „könnte ich jetzt daheim in Deutſchland oder in Ungarn ſo wohlfeil gehenkt werden!“

Um ſich dieſe und andere trübe Gedanken vom Leibe zu halten, „knittelte“ er, wie er ſagte, viele Verſe, denn ſchreiben konnte er kaum noch, da ihm die Lider verdunkelnd über die Augen ſanken und die Finger den Dienſt verſagten. Vorleſen ließ er ſich gern, aber wer ſollte es ihm? Seine Frau verſtand kein Deutſch und die Freunde verloren ſich nach und nach, es wurde einſamer um ihn her, ſo einſam, daß, als Berlioz eines Tages ſich bei ihm anmelden ließ, er ſarkaſtiſch ausrief: „Was? Es beſucht mich jemand? Berlioz bleibt doch immer originell!“ In ſtillen, bangen Tagen, in jenen Tagen, wo er ſang:

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein ſchwarzes Mützchen und ſchnupft Tabak.
Die Doſe knarrt ſo gräßlich,
Die Alte nicht ſo häßlich —

da er voll Angſt auf ſeinen eigenen Herzſchlag, als auf das ſtärkſte Geräuſch, das er ertragen konnte, hinhorchte, da er immer von ſeinem Vaterlande, den deutſchen Linden und verſchollener Liebe träumte, da er ſchaudernd dem Erlöſchen ſeiner Seele zuſah, was mag und muß Heine da empfunden haben! Sein Empfinden mag und muß ein Vorgeſchmack der Dante'ſchen Hölle geweſen ſein. Laſſe man damit ſeine poetiſchen Unthaten geſühnt ſein und wende man ſich darüber hinweg den Wirkungen ſeines Genies zu. Es ſind Wirkungen von hiſtoriſcher Bedeutung, um derentwillen ſein Name nicht zu miſſen iſt. Könnte man Heine auch aus unſerer Literatur verbannen, aus ihrer Geſchichte könnte man ihn nicht hinausverweiſen. Er allein füllt die Epoche nach Goethe aus, das wird ſich immer ſchlagender darthun, je weiter der Zeitraum wird, der ſich hinter ihm ausdehnt. Das Heer ſeiner Nachtreter bekundet allein ſchon ſeine Macht und Gewalt, die bis jetzt noch nicht wieder überboten worden, ſo bedeutende Genien auch nach ihm in die deutſche Lyrik noch eingetreten ſind.

Heine iſt einer der am meiſten nachgeahmten Dichter, und daß er niemals erreicht worden, beweiſt doch wohl am ſchlagendſten, wie wahrhaft bedeutend er daſteht. Seine Grazie iſt unübertroffen. Selbſt da, wo er gemein wird, wo er im Schmutze watet, vergolden ſich gewiſſermaßen ſeine Fußſtapfen. Immer iſt er ſelbſt wie einer jener

„Götter im Exil“ erſchienen, die er ſo reizend zu beſchreiben verſtanden. Wie ein Zauberer Merlin iſt er durch unſere Literatur gegangen. Nie hat jemand wie er die Kunſt beſeſſen, mit einem Wort, mit einem Wink uns in eine phantaſtiſche Wunderwelt, in das luſtige Reich der Elfen oder die dämoniſchen Schrecken der Natur zu verſetzen. Wie ein fabelhafter Proſpero Shakeſpeare's commandirt er geflügelte Luftgeiſter und beſchuppte Ungethüme zu gleicher Zeit. Er betäubt uns durch grauenvolle Ungewitter, durch die tobende See und die Entſetzlichkeiten des Schiffbruchs, um nachher lächelnd aus den Wolken zu treten und uns zu ſagen: Das iſt nichts. Denen, die du da in Verzweiflung die Hände ringen und untergehen ſahſt, indem du erſchüttert von ihrem Geſchrei wurdeſt, ward kein Haar gekrümmt, denn alles war nur ein Schauſpiel meiner Kunſt.

Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Abſurde, Falſche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, konnte er mit Recht von ſich ſelber behaupten, ſo iſt es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern.

Die Feier des Lebendigen, die Bewunderung des Großartigen, das Gefühl des Erhabenen iſt in der That in Heine vollauf zu finden. Er kennt alle Geheimniſſe der Geſchichte wie der einzelnen Menſchenbruſt. Er iſt in die

Schrecknisse und Lieblichkeiten von beiden eingeweiht und weiß sie spielend in Verse zu bringen, in Verse, die in Ausführung, Wurf und plastischer Gestaltung keine Spur von Dilettantismus zeigen, sondern vollständige Kunstwerke sind, Kunstwerke von wahrhaft glorioser Art, weil sie wie in die Sprache gehaucht, wie von Elfenfingern aus ihr herausgezaubert erscheinen.

Uebrigens belegt sich Heine's Dichtergröße noch durch einen andern eclatanten Umstand. Romantiker und politischer Lyriker zugleich, theilt er alle Orgien und Bacchanale ihrer Verkehrtheiten und Fehler, um sie dann endlich an sich selbst zu verspotten und wie Unarten abzuschütteln. Das ist das wirklich Ueberlegene an Heine's Genie, daß es mit allen Gebrechen der Zeit doch die lichteste und strahlendste Erscheinung unserer Periode bleibt, eine so lichte und strahlende, daß sie unzweifelhaft dereinst von ihm den Namen empfangen wird.

Es wäre am Ende deswegen wohl angebracht, unsere Darstellung der deutschen modernen Lyrik mit ihm zu schließen; wenn wir nichtsdestoweniger über ihn noch hinausgreifen, so geschieht dies nur, weil wir auch über Heinrich Heine hinweg noch den Einfluß von Goethe und Schiller zu constatiren haben, den er, so mächtig er war, dennoch nicht hat auslöschen können, weil ihn überhaupt nichts wird auslöschen können. Dieser Einfluß ist der rothe

Faden unſerer Nationalität, der ihr bleiben wird, ſo lange ſie beſteht. Von Goethe wird er vorwiegend ſein in Zeiten der Ruhe, in Kunſtepochen; von Schiller in Tagen der Bewegung, in geſchichtlichen Momenten. Wo das deutſche Volk halt macht, wo es die Zelte aufſchlägt, da wird Goethe's Genius unter ihm herrſchen; wenn es ſie abbricht und weiter zieht, tritt der von Schiller in ſein Recht.

Nach den Befreiungskriegen war zuerſt Uhland gewiſſermaßen als ein poetiſcher Compromiß zwiſchen Goethe und Schiller hervorgegangen. Keins der Elemente hatte damals noch die Oberhand gewonnen. Mit Heine gewann ſie Goethe, aber ſo ſeltſam es klingen mag, ſo iſt es doch wahr, Heine ſelber führte wieder zu Schiller hinüber. Von Goethe ausgehend, nahm er die Richtung nach Schiller. Vom Ganges und den Lotos hinweg wurde Heine durch die Revolution von 1830, wie wir ſchon ſagten, nach der Himmelsgegend der Freiheit geführt, welche die Gegend iſt, in welcher Schiller marſchirt.

Dieſer Marſchroute ſchloß ſich Heine an, indem er eine Menge lyriſche Talente, wie Hoffmann von Fallersleben, Friedrich von Sallet, Graf Strachwitz, Franz Dingelſtedt, Robert Prutz, Gottfried Kinkel, Rudolf Gottſchall u. a. mit ſich zog. Karl Beck, Alfred Meißner, Moritz Hartmann und überhaupt die Nachfolger von Grün und Lenau aus Oeſterreich auf dem Zuge treffend. Auch

Ferdinand Freiligrath kam auf ſeinem Berberhengſt von Afrika herüber, um ſich dem politiſchen Kreuzzuge anzuſchließen. Seltſam coſtümirt, ſonngebräunt und fremdartig, hat er beſonders die Blicke auf ſich gezogen.

Schon ſeine Reime ſind barock und ſo ſeltſam geſucht, daß es ſcheint, als wenn die deutſche Sprache ſich ein ganz neues Idiom dafür erfunden hätte. Man findet da, wie auch ſchon Julian Schmidt hervorgehoben, Gnu auf Karru, Proben auf Loben, athletiſch auf Fetiſch, Vale auf Krale, Levante auf Zante, Hoango auf Fandango Cabarre auf Cigarre u. ſ. w. gereimt, Reime, die man vordem in unſerer poetiſchen Literatur nicht gekannt und gewagt hat, welche ihr aber jetzt mit dem ſonderbaren und befremdlichen Anſehen zugleich einen anziehenden Reiz verliehen haben. Kaum war Freiligrath 1835 mit ſeinen erſten Gedichten hervorgetreten, ſo kam auch ſchon die ſtaunende Bewunderung herzugeeilt, um in dem Verfaſſer des „Löwenritts“, des „Mohrenfürſten“, „Der Blumen Rache“, des „Ausgewanderten Dichters“ u. a. m. den Sänger der Zukunft zu feiern. Die überraſchende Neuheit der Stoffe, das Veränderte, Seltſame, ja ſogar das Unmuſikaliſche frappirte die Deutſchen, die ihrer ſtillen und melodiſchen Liederſänger müde, ſich in die Urwälder und Savannen Amerika's, in die glühende Tropenwelt Afrika's, den brennenden Wüſtenſand Arabien's und die wunderreiche

Welt des Meeres einführen ließen. Die vorhergehenden orientaliſirenden Dichter, die Dichter der hafiſiſchen Muſe, hatten nur das beſchauliche Geiſtesleben des Orients gebracht, nur die Weisheit, die Milde, die geiſtige Schönheit deſſelben; Freiligrath brachte nun die Decorationen, die Landſchaft mit ihren Schrecken, die ganze Leidenſchaft des Orients. Die Poeſie ſtürzte ſich Hals über Kopf in die Vorſtellungen dieſer fremden abenteuerlichen Welt hinein, indem ſie melancholiſch ſeufzte:

Ich irr' auf mitternächt'ger Küſte;
Der Norden ach! iſt kalt und klug.
Ich wollt', ich ſäng' im Sand der Wüſte
Gelehnt an eines Hengſtes Bug.

In der Sehnſucht nach dieſer Poſition wurde ſie von dem Jahre 1840 überraſcht, in welchem in Preußen mit Friedrich Wilhelm IV. eine ganz neue Zeit zum Aufſchwunge kam. Von dieſer Zeit erhielt Georg Herwegh ſeinen Impuls, der, ſchon lange auf einen günſtigen Augenblick harrend, ſein poetiſches Kampfroß im Vorhof der Literatur, d. h. in der Journaliſtik geſattelt ſtehen hatte. Die Gedichte und kritiſchen Aufſätze, welche Georg Herwegh in der Schweiz für „Die deutſche Volkshalle“ geſchrieben und die man 1845 geſammelt herausgegeben hat, zeigen uns denſelben gewiſſermaßen auf der Lauer und wie auf einer Warte, von der aus er nach den Anzeichen des endlichen

politiſchen Aufſtandes in Deutſchland ausſieht. Während er hier nur wie zum Zeitvertreib die neueſten Erſcheinungen der Literatur beſpricht, hören wir ſeine Ungeduld in ſeinen Conſtructionen gleichſam immer die Marſeillaiſe mit den Fingern trommeln, ein poetiſches Fingertrommeln, das er auch Gott zu hören giebt und welches bei den deutſchen Revolutionairen überhaupt von jeher charakteriſtiſch geweſen iſt. Unzufrieden mit der Welt und den Regierungen, und doch nicht immer vermeſſen genug oder im Stande mit dieſen zu rechten, ließen ſie oft ihre Wuth am lieben Herrgott aus. Faſt alle deutſchen Sansculotten begannen damit, ſich mit Gott zu brouilliren, ein Zug, den wir auch bei Herwegh finden, der, wie er ſelbſt ſingt, lang' bevor er mit den Königen grollte, mit Gott gegrollt hat. Seine erſten Dichtungen geben zahlreiche Beiſpiele davon.

Nur eine ſo innerlich aufgeſtachelte, durch den ewigen Druck zur maßloſeſten Uebertreibung gedrängte Epoche, wie die iſt, mit der wir es hier zu thun haben, konnte eine ſolche Vermeſſenheit gegen Gott erzeugen, eine Vermeſſenheit, die natürlich auf dem politiſchen Gebiete nicht minder weit ging. Auf letzterem nimmt Herwegh Parte für das Junge Deutſchland, ſchreibt eine Ehrenrettung Platens, ſchwärmt für die George Sand und Béranger, vergöttert Börne, nennt Beck's Lieder erſtickte Thaten und meint von Freiligrath, daß es gewiß nur Unluſt und Mißbehagen am Ge-

gebenen ſei, welche die Phantaſie des Dichters ſo in die Ferne trieben. „Jeder Dichter ſteht in Oppoſition mit dem Staate, auch mit dem beſten“, ſagt er einmal und fügt dieſem Ausſpruche folgende Betrachtung bei: „Jeder Schriftſteller entzieht dem Staate, wie er iſt, einen Bürger; dem Staate, wie er iſt, ſage ich ausdrücklich, denn Bürger ſind wir alle irgendwo, Bürger im Himmel, oder auf Erden, oder in einer unſichtbaren Republik. Die Alten bildeten ſich für den Staat; die Bildung unſerer größten Talente beſteht darin, ſich aus dem Staat herauszulernen, ſich von demſelben loszumachen, ihn entbehren zu können. Die Uhr des Deutſchen geht immer ein Jahrhundert voraus, er bildet ſich ewig für die Zukunft; die gewaltigſten Geiſter begannen ihre Laufbahn damit, daß ſie ſich ihre ſtaatliche oder bürgerliche Carrière verdarben.“ Aufhören wird das nur dann, nach ſeiner Meinung, wenn der Staat ſo frei geworden, daß das Genie, ohne am Herzen zu verkümmern, zum wirkenden Mitgliede darin werden könne. In dieſem Sinne hat er denn auch, den Fürſten Pückler mit den „Briefen eines Verſtorbenen“ perſiflirend, eine Perſiflage, welche er aus den Schriften Börne's ſchöpfte, ſeine Lieder „Gedichte eines Lebendigen“ genannt. Was ihn in dieſen von den vorhergehenden Lyrikern unterſcheidet, iſt in der Form die Einfachheit, die Kraft und Klarheit der Couplets, Dinge, die er dem Dichter Béranger und

der franzöſiſchen Volkspoeſie abgelernt hat; im Inhalt aber die Energie der politiſchen Freiheitsbegeiſterung, die in echter Dichterkraft und aus dem Vollen ſchaffend, die Gedichte als eine neue Ausgabe von Körner's „Leier und Schwert“, alſo als eine neue Fortſetzung Schiller's, erſcheinen ließ.

Mit dem Auftreten Herwegh's wiegt wieder Schiller's Einfluß vor. Herwegh's Lieder drücken die Stimmung und den geiſtigen Inhalt der Zeit mit einer hinreißenden Prägnanz und zugleich mit jenem grandioſen Pathos aus, das erſt Schiller unſerer Dichtung gegeben. Herwegh hat die volle Witterung der Zukunft, er iſt angeweht von dem Windhauche kommender Jahrhunderte. Indem er Raum verlangt für den Flügelſchlag einer freien Seele, ſieht er im Dichter den Vaſall des Schönen, aber zugleich und noch mehr den Prieſter der Freiheit, der den eigenen Kummer in den Sand ſchreibend und des eigenen Herzens ſich entwöhnend, mit dem ganzen Donner Schiller'ſcher Emphaſe von ſeinem Volke verlangt:

Gieb uns den Mann, der das Panier,
Der neuen Zeit erfaſſe.
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gaſſe.

Dieſe Gaſſe der Freiheit, auf der es eine Zeit lang ſehr tumultuariſch herging und welche in die Revolution

von 1848 auftrieb, hat nach allen Genannten auch unſer jetzt lebendes größeſter Lyriker Emanuel Geibel betreten, der ſich mit ſeinem Namen mitten aus dem lyriſchen Sturm und Drange dadurch hervorhob, daß er proteſtirend gegen deſſen Ueberſchwang und namentlich gegen Herwegh einſchritt, als dieſer mit ſeinem Aufruf zum Haß und zur Republik die Geiſter in Verwirrung zu bringen angefangen hatte. Die reine deutſche Freiheit und Wahrheit predigend, ruft er:

Die werf' ich keck hin in's Geſicht,
Keck in die Flammen deines Brandes,
Und eh die Welt den Stab mir bricht;
In Gottes Hand iſt das Gericht;
Gott helfe mir! Ich kann nicht anders!

Und Gott hat geholfen und durch ſein Gericht entſchieden, denn Geibel hat unbezweifelt über Herwegh den Sieg davongetragen. Geibel ſteht etwa in unſerer Zeit wie vordem Uhland: er vereinigt in ſich manches von Goethe und Schiller mit dem vorwaltenden Einfluſſe Goethe's, wie er denn auch einen Anflug von Heine beſitzt.

Formenſchönheit, idealer Schwung und heiliger Ernſt ſind Geibel's unveräußerliche Vorzüge, mit denen er ſich die Herzen ſeiner Nation nach und nach gewonnen hat. Lange mit Achſelzucken betrachtet und geringſchätzig als

Poet der Backfiſchchen gerühmt, iſt er mehr und mehr der Dichter unſerer Zeit geworden, dem in Lied und Ballade ein erſter Preis gebührt. Männlich und feſt, wie ſeine Gedichte meiſtens ſind, umſpielt ſie zugleich eine unwiderſtehliche Milde und Zartheit. Voll Reiz und Zauber im Liebeslied und in der Romanze, tönt ſchwerwiegend und wuchtig ſein Gedicht auch in die höchſten Fragen des geſchichtlichen Tages hinein. Was ihm der Dichter iſt und ſein ſoll, belegt am beſten, ſein Geſang „Auf dem Rhein“, in dem es heißt:

Und ihr, ihr Dichter, wachet auf! Es iſt genug geſcherzt, geſpielt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, auch wenn der Welt ihr drin gefiellt.
Nicht ſinget dumpfen Sinnesrauſch, Unfrieden nicht und herben Spott,
In keuſcher Schönheit führe ſanft das Lied des Volkes Herz zu Gott.

Wie vor dem blütheweſſen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So ſchreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid, mit Klang und Schall;
Des Geiſtes Ritter ſollt ihr ſein, der Völker Glauben ſei euch werth,
Ein klarer Spiegel euer Sinn und euer Wort ein flammend Schwert.

Fürwahr, ſie irrten, die geſagt, die deutſche Poeſie ſei todt.
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, ſo dämmert bald das Morgenroth;
Schon ſah' ich fern am Horizont des neuen Tages gold'nen Schein —
O laßt in ſeiner Frühe mich der erſten Lerchen eine ſein!

Emanuel Geibel iſt ein entſchiedener Höhepunkt unſerer modernen Lyrik, wie wir mit Recht glauben behaupten zu können, aber noch keineswegs ihr Abſchluß. Wie wir in Ludwig

Uhland eine Abklärung der romantischen Schule fanden, eine Abklärung, die sich dadurch vollzog, daß er auf die Romantik den Geist Schiller's und das Wesen Goethe's anwandte, dabei bis zu einem gewissen Grade auch den Idealismus Hölderlin's („Gesang der Jünglinge", „Mein Gesang", „Gruß der Seelen" u. s. w.) und die Formenstrenge Platen's auf seine Poesie mitwirkend sein ließ, so erscheint auch Geibel deswegen besonders hervorragend, weil er die sogenannte Weltschmerz- und Zerrissenheitsperiode, also den ganzen Einfluß Heine's, in seinen Dichtungen auf Schiller und Goethe wieder zurückführt. Seine Dichtungen athmen, und oft in großen Zügen, den vollen patriotischen Schwung des erstern, wie zugleich auch das liebenswürdig Individuelle des letztern, und indem sie sich leise färben lassen von der Ironie und dem sanguinten Humore Heine's, folgen sie doch zugleich dem plastischen Ausdrucke Platen's durch Vermittelung Uhland's in zarten Anklängen bis in die griechischen Fictionen Hölderlin's.

Geibel ist kein poetisches Originalgenie; er hat der deutschen Lyrik kein neues Goldland entdeckt, ja nicht einmal einen mißglückten Versuch dazu gemacht, wie Hölderlin und Platen, deren großartige Expeditionen im Sturm einer wildbewegten Existenz oder an unwirthbaren Gestaden der Polemik Schiffbruch litten; mehr in der maßvollen und

verſöhnlichen Weiſe Uhland's wirkend, iſt er hauptſächlich deswegen bedeutend, weil er, ein dichteriſcher General Lafayette, nach der Revolution Heine's ſo zu ſagen die lyriſche Legitimität in ihr früheres Reich wieder einſetzt.

Klüger als die franzöſiſchen Bourbonen desavouirt er die napoleoniſche Zeit in unſerer Literatur keineswegs, ſondern anerkennt ſie und läßt ſie gelten, ſo weit ſie lebensfähig iſt, um keinen Bruch in die Entwickelung unſerer Lyrik zu bringen. Seine Lyrik iſt eine ausgleichende, conciliante, eine Lyrik, die ſich vermittelnd über alle Extreme und Contraſte baut und darum mit Recht die Spitze aller Richtungen einnimmt, die wir mit und nach Heine im Schwunge ſehen. Die politiſche Lyrik, wie wir ſie in Georg Herwegh, Robert Prutz, Rudolf Gottſchall, Hoffmann von Fallersleben, Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel, Franz Dingelſtedt, Graf Strachwitz, Max Waldau (Spiller von Hauenſchild) ſturm- und drangvoll genug vertreten finden, wie ſie mehr ſocialiſtiſch in Karl Beck, Alfred Meißner, Moritz Hartmann ſich ausprägt, die philoſophiſche Lyrik, die in Julius Moſen, Friedrich von Sallet, Titus Ullrich, Julius Hammer, Alexander Kaufmann, Leopold Schefer, Ludwig Auguſt Frankl, Wilhelm Jordan, Adolf Bube zum Ausdruck kommt, der moderne Anakreontismus, wie ihn Franz von Gaudy, Auguſt Kopiſch, Robert Reinick, Eduard Ferrand aufweiſen, die modernen

Epiker weltlicher und religiöſer Gattung: Victor Scheffel, Ludwig Bechſtein, Karl Simrock, Adolf Böttger, Wolfgang Müller (von Königswinter), Otto Roquette, Theodor Fontane, Oskar von Redwitz, und ſelbſt die chriſtlichen Liederdichter, Albert Knapp, Philipp Spitta, Victor von Strauß, Julius Sturm laſſen ſich in Geibel's Dichtungen einigermaßen wiedergeſpiegelt zeigen. Geibel iſt ſo zu ſagen der univerſellſte Dichter dieſer Epoche, ein Dichter, der bis zu einem gewiſſen Grade ſogar noch die eigengeartetſten Poeten, wie Hermann Lingg, Chriſtian Friedrich Scherenberg, Adolf Glaßbrenner, Otto Banck deckt oder wenigſtens in Fühlung behält. Er kann ohne Zweifel als der umfaſſendſte Ausdruck aller Zeittendenzen gelten und zugleich als derjenige, der ſie mit der meiſten Anmuth zu verarbeiten und zu geſtalten gewußt. Wenn er allein nach Heine von allen mitſtrebenden poetiſchen Geiſtern auf die Nachwelt käme, ſo würde die Nachwelt aus ihm ein ungefähres Bild und eine einigermaßen zupaſſende Vorſtellung von dem Inhalte des Zeitraumes von 1840—60 ſich zu machen im Stande ſein.

Das Gleiche oder auch nur etwas Aehnliches läßt ſich von Eduard Mörike nicht behaupten, obſchon gerade dieſer Dichter durch poetiſche Naturlaute mehr als ein anderer unſerer modernen Poeten hervorragt. Eben dieſe Naturlaute ſind es, die Liedern, wie „Das verlaſſene

Mägdlein,“ „Ein Stündlein wohl vor Tag,“ „Die Soldatenbraut,“ „Im Frühling,“ „Zum neuen Jahr“ und andern einen ſo herzbeſtrickenden, ewig unveräußerlichen Reiz ertheilen, wie ihn jeder echte Dichter für ſeine Gedichte ſich wünſchen und erſtreben wird. Mit dieſem Naturlaute iſt jener ſchwäbiſche Poet mit einzelnen von ſeinen Liedern, die als echte und unverfälſchte Perlen und Diamanten der Lyrik gelten müſſen, Goethe am nächſten, ja wohl über ihn hinausgekommen. Es tauchen in ſeinen leicht und anmuthig hingehauchten Verſen Wendungen und Ausdrücke auf, wie keine, auch die höchſte Kunſt ſie zu verleihen vermag, wie ſie allein aus der ureigenen Empfindung und dem natürlichen Impulſe entſtehen können. Es ſind die Natur und Eigenart ſelbſt, die darin gleichſam zu Worte und mit dem Worte zur eclatanteſten Erſcheinung gelangen. Den leiſe hinweinenden Schmerz eines verrathenen Mädchenherzens, die quälende Unruhe der Liebe und Eiferſucht, den lerchenſchmetternden Jubel ſicherer Zuneigung, den Zauber wonniger Lenzſtimmung, die gläubige Hingebung an lebendiges Gottesbewußtſein im weihevollen Moment einer feierlichen Erhebung hat in der Neuzeit kaum ein Dichter ſo kurz und ſchlagend, mit ſo überzeugender Wahrheit und Wärme des Gefühls hinzuſtellen verſtanden wie Mörike. Mörike hat ſo zu ſagen das Geheimniß erlauſcht, den Seufzer und frohen Ausruf zu

dichten. Seine Dichtung erzählt dieſe Dinge nicht, ſie lebt ſie.

Wenn Eduard Mörike trotz deſſen keine allgemeine und große Berühmtheit erlangt hat, wenn er nicht allein hinter Uhland, ſondern auch hinter den andern ſchwäbiſchen Dichtern in der öffentlichen Meinung zurückſteht, ſo geſchieht dies, weil er nur Maler der einzelnen Stimmung und Situation, aber ohne durchgreifendes Compoſitionstalent, ſchon in der Romanze und Ballade den hiſtoriſchen Stoff nicht auszutragen und plaſtiſch zu entwickeln im Stande iſt, ſondern meiſt ins Unklare und Nebelhafte verſchwimmen macht. Geibel aber, der eine ſtarke Begabung zur Durchbildung und lebendigen Geſtaltung beſitzt, würde, mit ſolchen Naturlauten reichhaltiger ausgerüſtet als er iſt, das Bedeutendſte zu leiſten im Stande ſein. Dadurch, daß er ihrer hier und da entbehren muß, wird ſein dichteriſches Schaffen einigermaßen beeinträchtigt oder wenigſtens in gewiſſen Momenten um eine Wirkung gebracht, die kein Mittel der Kunſt, ſo glänzend und beſtechend es auch immer ſein mag, zu erzielen vermag. Man dürfte deswegen denn auch wohl recht haben unſere Poeten von der Kunſtlyrik, gewiſſermaßen dem lyriſchen Virtuoſenthum, wie es unter uns ausgebildet worden iſt, auf die Pfade jener freien Kunſt, hinauszuweiſen, auf die einſt Ludwig Uhland jenes ſo vielfach mißverſtandene Lied geſungen, in dem es heißt:

Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Poeſie iſt hier als der Inbegriff des friſchquellenden Seelenausdrucks, als das genommen, was nach Goethe's Franz im „Götz“ den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Nicht anempfindend und anempfindelnd, empfindungsvoll im wahren Sinne des Wortes ſoll der Poet ſein, er ſoll nur ſingen, was wirklich ihn erfüllt und was ſich leidvoll und freundlich in der ſchwebenden Pein des Hangens und Bangens aus ſeinem Innerſten ſo empordrängt, daß es in dieſem Empordrängen in die ſinnliche Vergegenwärtigung auch gleichſam ſeine eigene Sprache, kurz etwas von jenen Naturlauten mitbringt.

Nur nach dieſer Seite hin läßt ſich zunächſt noch ein weſentlicher Aufſchwung und Fortſchritt unſerer Lyrik denken. Schon die Romantik erahnte das dunkel, als ſie gewiſſermaßen auf den Fußſpitzen und, wie die Brüder Grimm ſagen, „mit der unſchuldigen Luſt der Kindheit“ durch Moos und Gebüſch dem Volksliede nachſpürte und hier bei den Sagen im leiſen Aufheben der Blätter und behutſamen Wegbiegen der Zweige nicht nur die poetiſche Brutwärme der Nation, ſondern auch deren nach Laub, Wieſengras und friſchgefallenem Regen duftende Natur in ſich einzuſaugen bemüht war.

„Des Knaben Wunderhorn,“ jene von Achim von Arnim und Clemens Brentano veranſtaltete Sammlung von Volksliedern, die wir bereits früher erwähnten, bezeichnet und bekundet das vorgeſchriebene Unternehmen der Romantik, das Heine in glänzender Weiſe beſprochen und welches in der That alles Lob verdient, wenn es auch der Romantik ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade verhängnißvoll geworden. Die Romantik wollte von da ab um jeden Preis volksthümlich dichten, und wenn dieſes Dichten ihr denn freilich ſchon auf ein paar Augenblicke eine gewiſſe Friſche und Röthe auf die Wangen zauberte, ſo hat es doch ſpäter leider nicht verfehlt, ſie ſiech, hintaumelnd und geradezu toll zu machen, wie wir es beſchrieben.

Dieſer unſelige Vorgang braucht aber die jüngſte Dichterſchule nicht abzuſchrecken, ſondern nur zur Vorſicht zu veranlaſſen. Nicht zu tief und befliſſen, nicht mit frech zutaſtender Neugier und Nachahmungsluſt wollen der Geiſt und das Weſen der innerſten Volksnatur ausgeſpürt und aufgeſtört ſein, damit ſie, ängſtlich geſcheucht, in die Strophen der Dichter flattern, ſondern nur ſtill erſchaut, belauſcht und vor allem erkannt wollen ſie ſein. Aus ihrer Erkenntniß und liebenden Pflege ergiebt ſich ihr Geheimniß, ergiebt ſich jener Naturlaut, welcher der modernen Lyrik noch große Triumphe verheißt. Uhland's Weiſung iſt ſehr

mißverſtanden worden und hat viel Unheil geſtiftet. Durch ſie iſt die moderne Lyrik, wie ſich nicht leugnen läßt, etwas ſtark in Dilettantismus ausgeartet. Wir befinden uns in einem Zuſtande, wie etwa Rom zu den Zeiten des Horaz, wo das Dichten »epidemiſch« geworden. »In andern Dingen,« ſchreibt der ebengenannte Dichter, »gilt der Grundſatz, nur das zu betreiben, was man gelernt hat; bei den Dichtern aber iſt es etwas anders: jeder macht Verſe, unbekümmert darum, ob er es verſteht oder nicht.«

Es geht bei uns faſt ebenſo; Dichten gehört bei uns mit zur Bildung, wie Franzöſiſchſprechen oder Pianoforteſpiel. Die jedes Jahr erſcheinenden Gedichtbücher ſind darum auch Legion, ohne daß ſich damit zugleich die Zahl unſerer Dichter vermehrte. Da das, was geleiſtet wird, meiſt alltäglich und gewöhnlichen Schlags iſt, hat es kommen können, daß ſich das Publikum zuletzt faſt nur für abſonderliche, entweder in befremdlichem Coſtüm oder ſo zu ſagen mit Donner und Blitz auftretende Poeten intereſſirt hat. Freiligrath, Herwegh, Redwitz, Chriſtian Scherenberg, Dingelſtedt, Hartmann, Hoffmann von Fallersleben, Gottſchall, Lingg machten Aufſehen durch das Frappante ihrer Gedichte.

Freiligrath und Herwegh haben wir früher beſprochen. Gottſchall und Hoffmann von Fallersleben zogen dem letztern nach. Dieſer, indem er chanſonartige Gedichte mit

politiſcher Pointe, jener, indem er in ſeinen Jugendgedichten mit himmelſtürmendem Pathos die Hoffnungen einer neuen Zeit in die Herzen ſeiner Zeitgenoſſen hineinſang. Dingelſtedt mit ſeinem „Kosmopolitiſchen Nachtwächter“ hielt ſich zwiſchen den beiden, ebenſo ſpäter Moritz Hartmann mit ſeiner „Reimchronik des Pfaffen Manrizius.“ In allen machte der neue, kecke, herausfordernde Ton, ſei es im Ernſt oder Scherz, ein weitgreifendes Aufſehen. Redwitz mit ſeiner „Amaranth“ elektriſirte einen Augenblick die gläubigen Herzen durch die Fulminanz ſeiner kirchlich-ultramontanen Tendenz. Scherenberg, noch am Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, lenkte doch erſt am Schluß der vierziger Jahre die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich durch eine bewegte und lebendige poetiſche Darſtellung der Schlachten von Waterloo, Leuthen und Ligny. Der Grabbe des Epos, zog er durch eine gewiſſe Gewaltigkeit in der Compoſition und durch markige Diction die aufgerüttelten Geiſter an, die kurz vorher ſein Mangel an künſtleriſcher und ſprachlicher Durchbildung ihm entfremdet hatte. In vieler Beziehung höher ſteht Lingg, der 1854 durch Geibel in die Literatur eingeführt wurde und mit ſeinen Gedichten eine große Wirkung erzielte. Er iſt ein durchaus originelles Talent, das alle ſeine Schöpfungen gleichſam mit dem Hamlet'ſchen Geiſterſchritt und in „fragwürdiger Geſtalt“ hinzuſtellen liebt, und Gott-

ſchall hat vollkommen recht, wenn er in ſeiner Literaturgeſchichte von ihm meint: „Lingg ſchreibt jenen echten, dichteriſchen Lapidarſtyl, der ſich für Oden und Hymnen eignet und einer Epoche noth thut, die ſich der Größe poetiſcher Anſchauungen und Gedanken zu entfremden ſcheint.“

Dieſen Dichtern möchte eine Dichterin anzureihen ſein, nämlich A. E. von Droſte-Hülshoff, die durch markige Zeichnung und kräftiges Colorit einen nicht hinwegzuleugnenden Eindruck macht. Faſt alle ihre Gedichte ſind dunkel und nächtlich gehalten; es liegt eine Art unheimlicher Schauer über ihnen, der ſich manchmal zum Geſpenſterhaften ſteigert. Ihre Muſe liebt es jedenfalls, um Mitternacht im Mondſchein durch einſame Gänge und über verfallene Treppen zu ſchreiten, wo man unter ihren Schritten die Bohlen knacken oder den herabgebröckelten Kalk der Wände ſchreckhaft kuriſchen hört. Dämmer, Schatten, ſeltſame Erſcheinungen und Situationen ſind ihr eigentliches Element, mit dem ſie auf die Leſerwelt nicht verſäumt hat feſſelnde Anziehungskraft auszuüben.

Daß dies geſchah, belegt den Wunſch des Publikums nach poetiſchen Productionen, die etwas Charakteriſtiſches an ſich tragen und nicht Lyrik „nach der bekannten Melodie“ ſind. Auch die Epoche, die Klaus Groth und Fritz Reuter gemacht, bezeugen das, wie nicht weniger Friedrich Bodenſtedt mit ſeinem „Mirza-Schaffy“ und Daumer mit „Hafis.“

Wie ſich überall in der Kunſt ein vorwiegender Zug zur realiſtiſchen Richtung kundgegeben, ſo iſt das in der Lyrik ebenſo der Fall. Die eigentlichen Lovely-Dichter, an deren Spitze Julius Rodenberg, ein höchſt anmuthiges und liebenswürdiges Talent, ſowie Guſtav zu Putlitz und der mit ſinniger Zartheit und Gemüthstiefe ſingende Theodor Storm zu nennen ſind, gefolgt von Georg Scherer, Felix Dahn, Louis von Arentsſchild u.ſ.w., wurden beinahe völlig überholt. Paul Heyſe hat ſich aus dieſer Reihe heraus in die Novelle und das Drama geflüchtet, Theodor Fontane in das kleine Epos und die dazu den Anlauf nehmende Ballade, während Arnold Schloenbach in den letzten Jahren ſeines Lebens das hiſtoriſche Epos, freilich in etwas monotoner und zu breit ausgelaſſener Weiſe pflegte, und Julius Groſze in ſeiner „Gundel vom Königsſee“ (1864) ſich in die poetiſche Erzählung geworfen hat, die Max Waldau („Cordulla“) ſowie Adolf Stern, Moritz Horn ſchon früher und Robert Waldmüller etwas ſpäter in den „Dorfidyllen“ vorzüglich angebaut.

Neuerdings hat ſich gerade in dieſer Gattung groſze Regſamkeit gezeigt. Wir erwähnen da beſonders das erzählende Gedicht von Agnes Kayſer-Langerhannß: „Das friedliche Thal im Kriege 1813“ (1866), das in zwölf Geſängen, mit glücklicher Anlehnung an den Goethe'ſchen Idyllenton, die Ereigniſſe der groſzen Befreiungstage

ihre Reflexe in das ſtille Leben ländlicher Beſchaulichkeit werfen läßt.

Zwei jüngere Poeten von bedeutender Anlage glauben wir in Robert Hamerling und Albert Möſer erwähnen zu müſſen. Erſterer hat durch ſeine Epen „Ahasverus in Rom“ und „König von Sion,“ die, kaum erſchienen, ſchon neue Auflagen nöthig gemacht, eine größere Aufmerkſamkeit erregt, und verdient dieſelbe auch. Er verräth ein Talent von mächtigem Flügelſchlage. Es rauſcht und brauſcht etwas in ſeinen Strophen, das uns annehmen läßt, er werde breite poetiſche Fittiche entfalten und einen hohen Flug nehmen. Noch hat er allerdings ſich eigentlich nicht hoch erhoben, und es iſt mehr das Geräuſch des Fliegens als der Flug ſelbſt, das für ſeine Begabung ſpricht. Aber ſeine dichteriſchen Anläufe ſchon bekunden eine gewiſſe Größe. Er wählt meiſt grandioſe Stoffe, und wenn dieſelben, wie z. B. im „Germanenzug,“ auch nicht die ganze frescomäßige Ausführung bekommen, die ſie erheiſchen, ſind ſie doch im Carton des Entwurfs von imponirender Zeichnung.

„Ahasverus in Rom“ erfüllt ebenfalls noch nicht alles, was Vorwurf und Begabung verſprechen. Der Dichter gefällt ſich in der realiſtiſchen Ausmalung der römiſchen Verfallzeit und verbaut damit zu Zeiten die hiſtoriſche Perſpective, die er dahinter offen gehalten wiſſen will und

welche doch allein vermag, in dieſem Duft von Laſter, Niedertracht und Verbrechen das Herz nicht verzagen oder ſich widerwillig davon abwenden zu laſſen. Von Hauſe aus ideal angelegt, iſt dem Talente Hamerling's, mit geſunder Sinnlichkeit begabt, dieſe realiſtiſche Detailmalerei noch zu neu und wohlgefällig, als daß es ſich weiſe zu mäßigen im Stande ſein ſollte.

„König von Sion“ bekundet bereits einen bedeutenden Fortſchritt.

Albert Möſer, von dem bis jetzt „Gedichte,“ „Neue Sonette“ und eine Canzone „An den Tod“ erſchienen, zeigt überall, bei ſeinen Intentionen, ein edles Streben und ſinnigen Gehalt. Noch ſehr jung und darum noch ein wenig von dem Kokettiren mit dem Schmerze angeflogen, das man ſo häufig bei der poetiſchen Jugend findet, iſt es vorzugsweiſe ein ſchwermüthiger und leiſe klagender Ton, der durch ſeine Reime hinzieht. Dieſer zarte, verſchleierte Laut der Melancholie ſtammt wohl hauptſächlich aus den Colliſionen des Dichtergemüths mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens, die es noch nicht recht ertragen gelernt hat. Doch klingen dieſe Colliſionen poetiſch wenigſtens in feingefügter Zierlichkeit und Grazie aus. Sonet wie Canzone ſind glatt und ſauber, ja, man darf ſagen mit einer gewiſſen Meiſterſchaft und ohne der Klarheit des Gedankens Eintrag zu thun, gehandhabt. Die idealiſtiſche Ader iſt zur

Zeit noch vorwiegend, doch fehlen realiſtiſche Impulſe keineswegs gänzlich.

Durchaus beſtimmend treten die letztern in Wilhelm Herz zu München auf, der ein glühendes und ſinnliches Leben zeigt, oft in einer etwas zu frivolen Ungenirtheit, ſo daß die Vorliebe für das Nackte ein wenig zu ſichtbar wird. Zugeknöpfter, etwas herb und verſchloſſen erſcheint dagegen der Oeſterreicher Stephan Milow („Gedichte“, 2. Aufl., Heidelberg 1867), in dem das realiſtiſche Element ebenfalls vorwiegt, aber in überaus maßvoller Weiſe. Im Ganzen erinnert ſeine Poeſie an die von Friedrich Hebbel. Sie iſt ohne weichen Schmelz und Duft, keine Frühlingspoeſie, ſondern eine Poeſie mit dem ſtrengen Hauch des Herbſtes, mit gefärbtem Laub und früchtereich.

Zarter im Ton wie Gefühl zeigt ſich J. G. Fiſcher, ein ſchwäbiſcher Dichter, der oft die Stimmung vorzüglich trifft und glückliche Würfe macht, meiſt aber in der Ausführung ein Etwas fehlen läßt, das ſich recht genau nicht angeben, aber ſeine Gedichte wie nicht ganz fertig erſcheinen läßt, wie folgendes kleine Beiſpiel beweiſen mag.

Geweihte Stätte.

Wo Zweie ſich küſſen zum erſten mal,
Bleibt nach auf Erden ein Duft und Strahl;
Es leuchtet der Platz, es wärmt der Weg,
Von ſeligem Zittern bebt der Steg;
Und der Baum geht früher in Blüth' und Blatt,
Wo ein Sonnenregen geregnet hat.

Die Erde wimmelt von Klang und Licht.
Wie Feiertag iſt's und iſt doch nicht.
Wär' auch die Sonn' am Untergehn,
Auf Erden iſt's eben wie Auferſtehn,
Und naht eine Mutter, ſie hätt entzückt
In die Arme tiefer ihr Kind gedrückt;
Denn Alles iſt Seele und Sonnenſtrahl,
Wo Zweie ſich küſſen zum erſten mal.

Der Einfall iſt reizend, echt lyriſch und im Ausdruck von anheimelndem Liebreiz, weil Wendungen darin, die wahr und natürlich, ja aus dem Volksmunde gegriffen, doch zugleich poetiſch ſind, wie: „Wo ein Sonnenregen geregnet hat", oder: „Wie Feiertag iſt's und iſt doch nicht." „Es leuchtet der Platz, es wärmt der Weg", iſt prachtvoll bezeichnend in ſinnlichſter Intenſivität, — trotz aller dieſer Vorzüge aber erſcheint es nicht wie ausgetragen: die künſtleriſche Steigerung und Gipfelung fehlen, abgeſehen davon, daß ſich mancher triviale Ausdruck eingeſchlichen.

Im Ganzen lehnt ſich J. G. Fiſcher an Mörike an, ohne ihn indeß bisher erreicht zu haben.

Ludwig Pfau in Stuttgart iſt ein beachtenswerthes Balladentalent der ſchwäbiſchen Schule; neben dem noch anzuführen ſein dürften: Theobald Kerner, Feodor Löwe, Georg Scherer und Ludwig Seeger, von denen letzterer ſich zum deutſchen Chanſonnier anlegte: ohne indeß die wirklich glückliche Wurfkraft zu beſitzen, die dazu gehört. Er war ein Stück ſüddeutſcher Hoffmann von Fallersleben. Scherer

und Kerner ſingen freundlich, oft einen geſunden Herzenston treffend. Löwe iſt ein Poet von liebenswürdiger Grazie und feinem Geiſte.

Guſtav Pfarrius am Rhein iſt ein behäbiges, etwas läſſig und plauderhaft ſchaffendes Talent, dem es an poetiſcher Phyſiognomie fehlt. Hans Hopfen in München ſchließt ſich der Geibel'ſchen Dichtweiſe an, was man wohl auch von Eduard Kauffer, dem ſächſiſchen Poeten, wird ſagen können und bis zu einem gewiſſen Grade auch von Karl Siebel, wie denn überhaupt Geibel ein ſehr anſehnliches Gefolge hat, derzeit das anſehnlichſte, das irgend ein deutſcher Dichter aufzuweiſen. Eduard Tempelley, Otto Friedrich Gruppe dürften gleichfalls hierher gehören, wie denn ſchließlich wohl alle Poeten von gefälligem Schliff und Weſen, ſobald ſie nicht eigenen Ausdruck und eine ſpecifiſche Originalität für ſich haben. Adolf Rümelin ſucht ſich durch einen gewiſſen Humor davon abzulöſen, ohne daß ihm dies indeß bisher geglückt.

Eine Art Sonderſtellung nehmen Karl Mayer, Rudolf Lanner, Emanuel Fröhlich und Wilhelm Wackernagel ein, die allerdings in eine frühere Zeit gehören, aber in die unſere noch immer dann und wann mit poetiſchen Productionen hereintreten, die ſich charakteriſtiſch von dem Alltäglichen abheben.

Von dichtenden Frauen dürften noch Betty Paoli, aus der Lenau'ſchen Richtung, und Amara George zu nennen ſein.

Letztere hat etwas Eigengeartetes, Tiefſinniges, Leuchtendes; erſtere einſchmeichelnde Form und tief erfaſſendes, gewinnendes Seelenleben.

Ernſt Scherenberg („Aus tiefſtem Herzen", Berlin, 1862), ganz lovelymäßig, gefällig und ſangbar beginnend, iſt in jüngſter Zeit mehr und mehr zu der Lyrik mit poetiſcher Tendenz übergegangen, wie ſie zuletzt Albert Träger, Emil Rittershaus, Heinrich Zeiſe, Bernhard Endrulat und andere minder begabte Geiſter mit mehr und weniger Glück gepflegt haben. Der Zuerſtgenannte iſt auf dieſem Felde jedenfalls in neueſter Zeit wie der maßvollſte, ſo auch der populärſte Dichter. Er trifft meiſt den Nagel auf den Kopf, ohne dabei großen Aufwand von Emphaſe und blendendem Pomp zu entfalten. Er iſt ein glücklicher Nachfolger von Hermann Marggraff, den er im einfachen Liede weit überragt, ohne ihn indeſſen in der Ballade zu erreichen.

Mit unverkennbarem Zeuge für Ballade und Naturbild ausgerüſtet, trat 1856 Hermann Hölty („Lieder und Balladen") auf, der 1862 noch ein ebenſo ſchmächtiges Heftchen „Oſtſeebilder und Balladen" erſcheinen ließ, ſeitdem aber ſich mit vorwaltendem Eifer dem Drama zuwandte.

Von den neuen Namen, die der „Deutſche Muſenalmanach" von Chriſtian Schad in die Literatur einführte, hat ſich kein einziger zu eigentlicher Geltung gebracht. Von Cajetan Cerri, Adolf Doerr, Karl Guntram, Adolf und

Ludwig von Marées, Hermann Sallmayer, Adolf Wolf, August und Adolf Löber, Zingerle und wie ſie ſonſt noch heißen, hat ſeither keiner ſich einen Namen gemacht. Dennoch iſt es zu bedauern, daß dieſe Unternehmung eingegangen und nicht wieder aufgegriffen worden iſt. Da wir keine Akademie der Literatur beſitzen, ſo war dieſe Einrichtung doch im Stande, ſie für die Poeſie einigermaßen zu erſetzen; nur freilich mußte ſie mit eiſerner Strenge und Kritik redigirt werden.

Man hat der Schillerſtiftung den Rath gegeben, ſich auf Verlagsgeſchäfte einzulaſſen; auch die Tiedgeſtiftung krönt mit Preiſen von 300 Thlrn. einzelne größere Dichtungen. Es ſchiene uns immerhin verdienſtlich, wenn eine dieſer Inſtitutionen den „Deutſchen Muſenalmanach“ wieder aufleben laſſen möchte; nur müßte ſie alsdann die Auswahl in befugte Hände legen und jeder Poet, der darin Aufnahme erhielte, ein ſolcher ſein, der wahre Anwartſchaft auf Unſterblichkeit verräth. Jedes Gedicht müßte ein Preisgedicht ſein.

Dieſer „Deutſche Muſenalmanach“ brauchte nicht jährlich, ſondern vielleicht nur alle drei oder fünf Jahre zu erſcheinen, müßte alsdann aber auch in Wahrheit die Blüthe unſerer Lyrik zum beſten geben.

Wäre er einestheils ein Sammelplatz unſerer lyriſchen Kräfte, ſo könnte anderntheils auf dieſe durch ihn ein be-

ſtimmender Einfluß ausgeübt werden. Man gewönne Gelegenheit die Strebenden heranzuziehen und denſelben Weg und Ziele zu weiſen. Es ließe ſich leicht hier und da die Initiative ergreifen und die edlern Richtungen begünſtigen. Es ließe ſich der Lyrik wieder ein Mittelpunkt und etwas Gemeinſames geben; unter allen Umſtänden erhielte ſie wieder einen Impuls, eine Pflege und damit zugleich eine Art von officieller Anerkennung, einen Schimmer von Ruhm, was ihr alles mehr oder weniger verloren zu gehen ſcheint. Heutzutage iſt die Lyrik gewiſſermaßen vogelfrei, ein miß-creditirtes Metier, dem es gilt, wieder Anſehen vor der Welt zu erwerben, denn, wie wir bereits geſagt, als abgethan läßt ſich die Lyrik bei uns Deutſchen nicht betrachten. Dazu treibt ſie noch zu ſtark und mächtig, dazu entwickelt ſich unſere Nation noch zu lebenſtrotzend in die Geſchichte hinein, dazu iſt unſer geiſtiges Weſen noch zu wenig ausgeglichen und beſtimmt.

Kein Volk der Welt hat eine Lyrik aufzuweiſen wie das unſere. Unſere Lyrik iſt ein Quickborn, ein Verjüngungsquell für die Lyrik aller andern Völker; mißachten wir ſie deshalb nicht, ſondern trachten wir, ſie uns zu erhalten, ſo lange es geht. Begünſtigen wir ihr Schaffen, damit ſie neue Genien zu erzeugen vermögend bleibt, die Goethe's und Schiller's nicht unwürdig ſind. Es ſind derzeit viel erſte Plätze in ihren Reihen leer und es gilt, ſie wiederum

zu beleben. Darum immer wieder auf „zum Kampf der Lieder und Gesänge“! In diesem Kampfe träumt und schäumt unsere nationale Jugendlichkeit, die uns fähig macht, die Standarte des Idealismus über die Erde zu tragen und immer wieder zu erheben, mitten aus allen realistischen Tendenzen heraus, so heiß und eng diese auch uns selbst im gegenwärtigen Augenblicke umdrängen mögen.

Achtzehnhundertunddreizehn.

Zum fünfzigjährigen Erinnerungstage der Schlacht von Leipzig.

Die Jahreszahl 1813 iſt uns geläufig und zwar in ſo hohem Grade geworden, daß mehr oder weniger auf uns Alle der bekannte Ausſpruch des Dichters anzuwenden iſt:

„Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus.“

Denn was ſprechen wir, wenn wir uns im Grunde unſeres Herzens und gewiſſenhaft fragen, mit dieſer ewig denkwürdigen Jahreszahl aus? Nichts Anderes, als das Datum unſerer großen, modernen Revolution.

Sehen wir den Dingen jener Epoche klar und unbefangen in's Geſicht, ſo wird uns die eben aufgeſtellte Behauptung nicht ſo überraſchend ſein, als ſie ſcheinen mag.

Zunächſt wird uns Allen einleuchten, daß unſere Tage der Erniedrigung und Schmach, wie ſpäter auch die der glorioſen Abſchüttelung des napoleoniſchen Joches unleugbare

Folgen der Umwälzung von 1792 in Frankreich waren. Die Schlacht von Jena wie die von Leipzig, beide ſind Kinder jener welterſchütternden Bewegung. In der einen ſchlug uns deren innerſte Idee, weil ſie uns überrumpelte und wir ſie nicht begriffen; in der andern ſiegten wir, weil ſie inzwiſchen unſer geiſtiges Eigenthum mehr geworden war, als die Franzoſen ſich deſſen rühmen durften. Letzteres iſt ein Umſtand, der uns nicht in Verwunderung zu ſetzen braucht.

Deutſchland iſt die große Heimath der Ideen. Selbſt die fremden, nicht unter uns geborenen, ruhen nicht eher, als bis ſie Bürgerrecht bei uns erlangt. Deutſchland iſt das Kapitol der Welt, auf welchem die Ideen der Menſchheit ihre Weihe und Krönung erhalten. Die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunſt, der Dampfkraft ſind urſprünglich deutſche Ideen oder ſiedelten ſich hier zuerſt heimiſch an. Sogar Amerika, erſtaunen wir nicht — ſogar Amerika iſt bis zu einem gewiſſen Grade eine deutſche Idee. Alexander von Humboldt in ſeinen „Kritiſchen Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwickelung der geographiſchen Kenntniſſe der Neuen Welt“ hat uns die höchſt intereſſante Mittheilung gemacht, daß Deutſchland es war, das dem neu entdeckten Welttheil ſeinen Namen gab. In Deutſchland nämlich ward die Bedeutung dieſer neuen Weltentdeckung zuerſt ihrem ganzen Umfange nach erkannt

und populär, denn zu derſelben Zeit, da Amerigo Veſpucci's Reiſegeſchichte in Spanien, Italien und Frankreich nur erſt die vornehmſten Geiſter beſchäftigte, erlangte ſie, von Martin Waldſeemüller zu Freiburg im Breisgau ins Teutſche überſetzt, Auflage über Auflage in ſolchen Ausdehnungen, daß der Ueberſetzer ſich anmaßen durfte, das Land zu taufen, eine Taufe, welche durch die deutſche Volksthümlichkeit der Idee beſtimmt, die geſammte Welt und ſogar Spanien gelten laſſen mußte. — Die Reformation ſetzte ſich gigantiſch in Italien ſelbſt und in England an, aber ihren erſchütternden Einfluß erlangte ſie erſt im Herzen von Deutſchland. — Die univerſale Größe Shakeſpeare's iſt das Werk unſeres Geburtslandes und daß Racine und Corneille, die klaſſiſchen Dramatiker Frankreichs, nicht die der Welt geworden, iſt allein die Gewalt Deutſchlands, iſt eine Rieſenthat Leſſing's.

Bis hierher und nicht weiter, dieſes ſtolze unüberwindliche Wort iſt das Machtgebot nur *eines* Volkes auf Erden, des deutſchen. Eine Idee, die nicht deutſch wird, wird niemals eine Weltidee: Deutſchland iſt der Aequator der geiſtigen Welt. Was hier die Linie nicht paſſirt, kann niemals ewig und unſterblich werden. Man nenne uns eine geiſtige Größe der Erde, auf der nicht ſegnend die Hand Germania's geruht. Germanien war von jeher die Sonne, welche die Adler lockte, es war das Land, das

wie kein anderes, über der Macht der Idee die Nationalität vergaß. Nur um alle Größe in ſich aufnehmen zu können, entſagte es bis zu einem gewiſſen Grade ſeiner ſpeciellen Volksthümlichkeit, es wurde Kosmopolit um den Preis aller geiſtigen Hoheit und Größe.

Aber jedermann weiß: auch die erhabendſte Tugend kann zur Rückſeite der Medaille: das Laſter haben. Die ſchöne und rührende Vorliebe Deutſchlands für die Idee wurde zu verſchiedenen Malen ſein Verderben. Zu gewiſſen Zeiten blieb vom deutſchen Kapitol nur der trapejiſche Felſen.

Eine ſolche Zeit war von 1806 bis 1812. Der Ruhm Friedrich's des Großen beſchattete Deutſchland; es ruhte von den Thaten dieſes Heros aus, deſſen ſcheidende Geſtalt ſich in die Wolken der Revolution hinein verlor. Er ahnte ſie und ſein letztes Werk war, ſie ſeinem Enkel mit dem Finger zu zeigen. Siehſt du die Wolke? ſagte er. Sie iſt der Sturm, der nach mir kommt. Ich war ein großer Mann, aber, was nach mir erſcheint, iſt eine große Idee. Ich ſiegte, aber ſie wird herrſchen. „Das tragende Fundament iſt das Volk in ſeiner Einheit," waren ſeine authentiſchen Worte. „Halte es mit dem Volke, daß es Dich liebe und Dir vertraue: darin nur allein kannſt Du ſtark und glücklich ſein."

In dieſem Teſtamente des ſterbenden Cäſars liegt die ganze, große Umwälzung, die Revolution unſerer Zeit.

Bis dahin war das Volk mit seinen Königen gegangen d. h. das Volk war von seinen Regenten gehoben oder verdorben worden; jetzt, prophezeite Friedrich, würden die Könige mit dem Volke gehen müssen und nur von diesem ihre Stärke und ihre Macht erhalten.

So überraschend, so blendend erschien diese Wahrheit, die heute jedes Kind begreift, damals selbst noch den erleuchtetsten Geistern, daß erst die blutigsten Schlachten des Jahrhunderts gekämpft werden mußten, ehe man sie zu verstehen und ihrer inne zu werden vermochte. Bei Jena begriff man sie jedenfalls noch nicht und erst bei Leipzig war sie erfaßt. Wie ein Schmerzschrei scholl sie zum Himmel empor, als Friedrich Wilhelm der Dritte, da ein Veteran ihm zurief: Fünf Söhne sind für meinen König gefallen, erbebend und schaudernd entgegnete: „Nicht mir! Nicht mir! Dem Vaterlande sind sie gefallen!“ Das Vaterland ist die blutgetränkte Idee des deutschen Befreiungskrieges; das Vaterland war es, das aus der Revolution von 1813 hervorging, hervorging aus was für einer furchtbaren Schule!

Treten wir nur im Fluge und so weit es hier das Verständniß unsres Gedankenganges erheischt, in dieselbe ein. Die Schande, das Elend, die Unterjochung, der Tod sind die großen Lehrmeister darin. Weder Krone noch Hermelin schützten vor Züchtigung. Wie ein herrischer Mensch von seinem Untergebenen und Domestiken spricht, so

ſprach Napoleon von den deutſchen Fürſten. Die Mitglieder des ſchmachvollen Rheinbundes behandelte er wie Satrapen, die unabhängig gebliebenen Monarchen wie abgeſchmackte Thoren. Sie ſtanden mehr oder weniger alle noch auf einer untergegangenen Welt, auf dem Jahrhundert der franzöſiſchen Ludwige, welches die Revolution mit deren Särgen zu Saint-Denis ſchon längſt zertrümmert hatte. Sie waren der Zeit und ihren Unterthanen nicht voran, ſie waren meiſt zurückgeblieben. Sie lebten in der Romantik der Legitimität und ſtritten ſich darüber: ob ein bürgerlicher Artillerielieutenant auch Stabsoffizier werden könne, zu derſelben Zeit, da ein Capitän vom Geniecorps Kaiſer von Frankreich war und ihnen ſeinen Reiterſtiefel bereits auf das Genick zu ſetzen begann. Hatten ſie doch alle nur ihre Höfe, kein Volk, hatten ſie doch alle nur kleine Separat-Staaten, kein deutſches Vaterland hinter ſich. Das deutſche Kaiſerthum hatte Friedrich der Große erſchüttert; vor der Revolution war es in Scherben gegangen. Erſt fiel Oeſterreich, weil Preußen nicht helfen *wollte*; nachher fiel Preußen, weil Oeſterreich nicht helfen *konnte*. Der Zwieſpalt Deutſchlands war ſein Unheil und unter dieſem Unheil mußten folgerichtig die beiden Staaten am ſchwerſten leiden, welche es zumeiſt auch verſchuldet hatten.

Oeſterreich mußte, an allen Ecken und Kanten beſchnitten und durch die rieſenmäßig vermehrte Staatsſchuld zu Boden

gedrückt, ſein Heil zuletzt in der Verbindung ſeiner Erzherzogin Marie Luiſe mit dem ſieghaften Ueberwinder ſuchen. Seine alte Kunſt: den Umſtänden Rechnung zu tragen und ſich in die unvermeidlichen Verhältniſſe zu ſchicken, ſpielte auch hier.

Preußen war ſtörriger und mußte darum noch Härteres tragen. Ueber Preußen entlud ſich der ganze Sturm der Zeit, gleichſam als wollte das Weltgeſchick die jungen Eichenwurzeln dieſer jüngſten Großmacht im erſten Keimen ihre Kraft erproben laſſen. Auch Preußen ſchloß ſich, ſein Verſäumniß gegen Oeſterreich büßend, zuletzt nothgedrungen an den Eroberer an, aber, weniger ſtaatsklug, als Oeſterreich, mit allzu ſichtlichem Widerwillen.

Das erzürnte Napoleon und machte ihn ſo unerbittlich gegen dieſes Reich, das in ſeinem Gefolge immer wie jener italieniſche Oberſt in der ſchaudererregenden Anekdote erſchien, die bei der Rückkehr der franzöſiſchen Armee aus Rußland, dieſem unvergeßlichen Triumphzuge des Todes, geſpielt haben ſoll. Von Anſtrengung, Blutverluſt und Kälte erſchöpft, war jener Oberſt ſterbend in den Schnee geſunken. Ein Grenadier, der hinter ihm kam, durchſuchte ihn, um ihn zu plündern. Dadurch aus dem Todesſchlummer gerüttelt, hob er den Kopf und lallte: „Noch bin ich nicht todt, Du Elender!“ Und der Grenadier, was that er? Er trat ruhig zurück, indem er militäriſch

grüßend erwiderte: „Nun wohl, mein Oberſt, ſo werde ich warten!“

Bei jeder Lebensregung des hingeſunkenen Preußens trat Napoleon einen Schritt von ihm zurück, indem er murmelte: „Nun gut, ſo werde ich warten.“

Daß er ſeine gänzliche Vernichtung im Sinne, iſt durch tauſend Thatſachen belegt. Es röchelte unter der Hand des Räubers. Ein Ruck und es war gethan. Daß er nicht erfolgte: vielleicht nur der Name des großen Friedrich's hat es verhütet, vor deſſen Schwelle in Sansſouci auch der moderne Alexander ſein Haupt entblößte. Große Namen ſind immer die Aegiden der Reiche. Noch heut iſt es Homer, der Griechenland ſchützt!

Nur unter dem Waffenglanze des ſiebenjährigen Krieges, unter der Herzgrube ſeines Ruhms athmete Preußen noch, und will man wiſſen wie herzgebrochen, wie kümmerlich, ſo braucht man nur auf das Königspaar, ja, nur auf die Königin Luiſe zu blicken. Als Napoleon ſie gefragt: „Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?“ hatte ſie mit der ihr eigenen Würde zwar geantwortet: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unſere Kräfte zu täuſchen, wenn anders wir uns getäuſcht haben,“ aber wenige Zeit ſpäter ſchon ſeufzte ſie im Fieber des herantretenden Todes: „Ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde,

ſchmerlich auf preußiſcher Erde. Oeſterreich ſingt ſein Schwanenlied und dann ade Germania!“

Als 1809 der Hof auf den Wunſch Napoleons ſeinen Sitz von Königsberg nach Berlin zurückverlegte, um dem Einfluſſe und der Beobachtung des franzöſiſchen Kaiſers näher zu ſein, wird von Augenzeugen erzählt, daß feſte Männer vor Rührung weinten über das Ausſehen des unglücklichen Monarchen, der königlichen, bleichen Frau, die von Kummer und Krankheit gebrochen, dem frühen Tode entgegenging. Friedrich Wilhelm III. hat ſpäter ſelbſt oft genug eingeſtanden, daß ihn nie der Gedanke verlaſſen, ſeine geliebte Luiſe ſei „durch die Wuth und den Jammer der Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft, durch den Gram über das Unglück Preußens getödtet worden.“

Preußens Unglück iſt aber auch in der That das größeſte, welches die Neuzeit kennt. Es war auf dem friſchen Lorbeer Friedrichs des Großen thatenmüde entſchlummert und als es erwachte, flogen die Blätter im Winde, in eben dem Winde, den der große Monarch in jenen bereits angeführten Worten vorher verkündet und in dem ſich weder ſein Enkel, noch ſein Volk ſogleich zurecht zu finden verſtanden. Preußen irrte wie ein grübelnder Hamlet im Sturm der Zeit umher, bis es endlich verſtehen lernte, was Friedrich der Große in ſeinem Vermächtniß

angedeutet, bis es den Sinn der Bewegung erkannte und ſich thatkräftig zuſammenraffend in ſeinem Befreiungskampfe zugleich ſeine größte Staatsumwälzung auszuführen begann.

An Deutſchland, an der Idee von Deutſchland hat ſich Preußen aufgerichtet; es erhob ſich, indem es ideell aufgriff, was Oeſterreich 1806 thatſächlich hatte fahren laſſen: hier liegt ſeine Anwartſchaft auf eine Führung unſeres Vaterlandes, die ihm kein Habsburger wird rauben können.

Friedrich Wilhelm III. Aufruf an ſein Volk war ein Aufruf an Deutſchland. Nicht ſo ſehr der König gab ihm dieſe Ausdehnung, als das deutſche Volk. Theodor Körner, ein geborener Sachſe, ſchwelgend in den erſten Dichtererfolgen zu Wien, mit gierigem Ohre lauſchend den Mährchen der Liebe, des Ruhms und des Glücks, ſchrieb, nachdem er dieſen Aufruf geleſen, an ſeinen Vater: „Deutſchland ſteht auf! Der preußiſche Adler erweckt in allen deutſchen Herzen durch ſeine kühnen Flügelſchläge die große Hoffnung einer deutſchen Freiheit.“

Dieſe Zeilen geben die Stimmung der Zeit. Deutſchland wollte Deutſchland ſein: der große, edle Stein hatte dieſe Entdeckung gemacht und ſie hinausgeſchrieen in die Männerherzen ſeines zerworfenen, unterjochten Vaterlandes. Schon Schloſſer ſchrieb: „Stein und ſeine Freunde ſuchten damals ein neues Preußen und ein neues Deutſchland zu

ſchaffen,“ und wie ernſt es, zum wenigſten Stein, mit dieſer Schöpfung war, belegen tauſend Stellen ſeiner Briefe, tauſend Handlungen ſeines Lebens.

Mit Männern wie Niebuhr, Schön, Wilhelm von Humboldt, Vincke und Andern warf er ſich zum Widerſacher des Beamtenheeres auf, dem er ſein „geheimnißvolles Schreiberwerk“ legen wollte; erklärte er ſich gegen den „armen, güterloſen oder verſchuldeten Adel, der ungebildet, hilfsbedürftig, anmaßend, ſich in alle Stellen vom Marſchall bis zum Poſthalter drängte und allen Bürgerklaſſen durch die Stellen, die er ihnen entzog, durch die Anſprüche, die er aufſtellte, im Wege ſtand und durch ſeine Armuth und wenige Bildung doch unter ſie ſank.“ Auch mit den Fürſten konnte er natürlich nicht zufrieden ſein. „Der allgemeine Unwille,“ ſagte er, „hat auch in Deutſchland die Bande, die den Unterthan an den Fürſten knüpfen, gelöſt. Darüber entſteht der allgemeine Wunſch nach einer Verfaſſung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet. Jeder große Mann, der ſie herzuſtellen fähig wäre, würde der Nation, die ſich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen ſein.“

Damals war es, wo man in Oeſterreich ſpottend äußerte: Stein ſei deutſcher Kaiſer.

Dieſer ſelbſt aber hatte nur ein einziges Ziel: die Begründung eines großen, mächtigen Deutſchland im Auge. Am 1. December 1812 ſchrieb er die unvergeßlichen Worte:

„Wir ſind die Dynaſtien in dieſem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig. Es ſind bloße Werkzeuge. Mein Wunſch iſt, daß Deutſchland groß und ſtark werde, um ſeine Selbſtſtändigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in ſeiner Lage zwiſchen Frankreich und Rußland zu behaupten — das iſt das Intereſſe der Nation und ganz Europa's. Es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden, dies hieße das Syſtem einer militäriſchen, künſtlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und der mit Mauern und Thürmen befeſtigten Städte gründen wollen. — Setze man an die Stelle Preußens, was man will — mache man Oeſterreich zum Herrn von Deutſchland — ich wünſche es, es iſt gut, wenn es ausführbar iſt, nur aber denke man nicht an die alten Montagues und Capulets und an die Zierden alter Ritterſäle.“

Liegt in dieſen Zeilen nicht der vollkommene Ausdruck einer ganzen Revolution! Danton hat nicht ſchlimmer über die Capets geſprochen, als Stein hier über die deutſchen Dynaſten. Was waren ihm die fürſtlichen Familien, was die einzelnen Staaten, wo es ſich um Deutſchland handelte, das er, mit der Goethe'ſchen Iphigenia zu ſprechen, mit ſeiner Seele ſuchte. Nicht ein, nein, ein ganzes Dutzend von Königreichen bot er dagegen. Sie waren freilich wohlfeil damals, aber Stein hätte auch das

ihm theuerſte, hätte, wie man ſieht, auch Preußen darum gegeben. Darum waren ihm die Herrſcher nicht eigentlich gewogen, darum konnte ſelbſt Friedrich Wilhelm der Dritte ihn gewiſſermaßen nur in der äußerſten Noth als Miniſter neben ſich dulden. Stein war eben die Incarnation der Revolution, der echten, der wahren, der berechtigten Revolution, der Revolution, die am „ſauſenden Webſtuhl der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid“ zu wirken angethan iſt und die ihn ſo begeiſternd durchglühte, daß er rufen konnte, ja rufen mußte: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutſchland; ich bin nur ihm und nicht einem Theil deſſelben ergeben.“ Dieſer Gedanke, den er um ſich ſtreute, den Geiſtern, den Zeitungen, der Jugend, dem Winde gab und den er endlich im Schiffbruch ſeines Staats in die ſchützende Flaſche unerſchütterlichen Vertrauens barg und dann getroſt in die hohe See der allgemeinen Vernichtung warf, dieſer Gedanke ſpülte glücklich an's Ufer einer nahen Folgezeit und ward Gemeingut zuerſt der Dichter, der Denker, der erleuchteten Helden und dann des Volks. Körner ſang:

Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen!
Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen,
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!

Johann Gottlieb Fichte hielt ſeine „Reden an die deutſche Nation,“ worin er ihr einſchärfte, „daß ihr nichts helfen könne, denn ſie ſich ſelbſt“ und die er damit ſchloß, daß er den Deutſchen zurief: „Wenn ihr verſinkt, ſo verſinkt die ganze Menſchheit mit, ohne Hoffnung einer einſtigen Wiederherſtellung!“ Kleiſt ſchrieb ſein großartiges Drama „Die Herrmannſchlacht.“ Schenkendorf, Rückert, Stägemann und Ernſt Moritz Arndt ſangen ihre herrlichſten Lieder. Ein Unbekannter dichtete:

„Daß keiner mehr von Heſſen, Sachſen,
Weſtphalen ſprech' und Oeſterreich:
Wir ſind aus einem Stamm gewachſen,
Wir Deutſche ſind uns Alle gleich.

„Daß keiner mehr von Ständen ſpreche,
Von Adel, Bürger, Bauersmann,
Und ſo die Einigkeit zerbreche,
Die einzig Deutſchland retten kann.“

Scharnhorſt, Gneiſenau wurden die Seele des Heeres; Blücher, der alte Haudegen, ſchwur, den Säbel nicht einzuſtecken, bis „die Napoleoniſche Geſchichte“ zu Ende gebracht ſei. York „zerriß mit blutendem Herzen die Bande des Gehorſams und führte den Krieg auf eigene Hand,“ indem er ein Bündniß mit Rußland ſchloß und zu dieſem das ihm anvertraute preußiſche Heer überführte. „Die Armee will den Krieg gegen Frankreich,“ ſchrieb er an

General Billow, „das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann in Berlin und an der Elbe ſein. An der Elbe werde ich zum Könige ſagen: „Hier, Sire, iſt Ihre Armee und hier iſt mein alter Kopf.“

York wußte wohl, was auf dem Spiele ſtand. Als ſeine Truppen von ſeinem Bündniß erfuhren und jubelten, rief er: „Ihr habt gut jauchzen, Ihr jungen Leute; aber mir Alten geht's an den Kragen!“

Dafür bleibt ihm aber auch der Ruhm: den erſten entſcheidenden Wurf gethan zu haben. Sehr richtig ſagte der echte Patriot, der Königsberger Schön zu ihm: „Ew. Excellenz haben das Schickſal beim Schopf genommen, wie jeder große Mann es muß.“ Der Geſchichtsſchreiber Häuſſer aber urtheilte von ihm: „Seine That war nicht der zufällige Anſtoß zu großen Dingen, ſondern das wohl erwogene Werk eines Mannes, deſſen Natur ſo beſonnen und kühn war und der die Folgen ſeines Handelns ſo klar und ernſt erwog wie Einer.“ Stein, nicht der König, berief den Landtag nach Königsberg, damit er den Willen des Volkes erkläre, damit er der Uebereinkunft Yorks „ein Fundament und Kraft gebe“ und die Mittel zur Volksbewaffnung berathe.

Aus allen dieſen Elementen entſtand 1813 und im Hinblick auf dieſe wird man uns wohl beiſtimmen müſſen,

wenn wir ſagen: 1813 iſt unſere große Revolution, denn in dieſer Zeit adoptirte Deutſchland die Ideen der franzöſiſchen Bewegung und ſchlug ſomit Frankreich gewiſſermaßen mit ſeinen eigenen Waffen. Wie Hermann, der Cherusker, einſt von den Römern ſelbſt gelernt hatte die Römer zu beſiegen, ſo ward Frankreich von Deutſchland bezwungen, nachdem es deſſen moderne Ideen ſich zu eigen gemacht.

In jenen Tagen äußerte Stein: „Die Morgenröthe eines ſchönen Tages erblickend, lebe ich in der beſeligenden Ueberzeugung, daß wir nicht wieder unterjocht werden können, denn die geſammte Nation nimmt Theil an dem Kampf; ſie hat einen großen Charakter und damit iſt man unüberwindlich.“

Freilich Goethe, der weiſe Goethe, ſah ſchon damals die Dinge anders an. Er war es, der da ſagte: „Der Schlaf iſt zu tief geweſen, als daß auch die ſtärkſte Mittelung ſo ſchnell zur Beſinnung zurückzuführen vermöchte. Iſt denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt ſich, wer gewaltſam aufgeſtöbert wird?“

Die nächſten Jahre nach 1813 haben unſerem Dichter leider nur gar zu Recht gegeben. Aber wird dies Recht auf die Länge der Zeit ihm bleiben?

Dieſe Frage an das Schickſal iſt es, die heute nach fünfzig Jahren feierlich an das deutſche Volk herantritt.

Die große Staatsumwälzung von 1813 iſt noch heute nicht ganz ausgetragen; noch heute klafft ein Abgrund aus dieſer Zeit mitten im Herzen von Deutſchland auf. Die Kluft auf dem Marktplatz in Rom ſchloß Marcus Curtius, als er, prächtig geſchmückt, mit ſeinem Roſſe ſich jählings hinunter ſtürzte. Sollte Deutſchland mit ſeiner ewigen Jugend, mit ſeiner Begeiſterung und ſeinem Muth, keinen ſolchen Curtius haben?

Ewige Gottheit, laß uns das niemals denken!

1813 hat uns die Ehre, den Glauben an uns ſelbſt und die Freiheit gegeben, 1813 wird uns auch endlich einen Marcus Curtius geben!

Was Schiller ſeinen Deutſchen iſt.

Zum 10. November 1866.

Wenn man heute wagt über Schiller zu ſprechen, ſo muß man ſich bewußt ſein, was man damit unternimmt. Was iſt nicht ſchon alles über Schiller geſagt worden! Ueber Schiller beſitzen wir eine ganze, umfangreiche Literatur. Doch grade dieſer Umſtand iſt es, der ermuthigen kann: wieder und wieder ihn zum Gegenſtande einer Betrachtung zu machen. Es iſt ſo unendlich viel über den Lieblingsdichter unſeres Volkes geſchrieben und geäußert worden, daß es kaum möglich iſt dieſe Aeußerungen und dieſe Schriften zu überblicken und daß, wenn man ja dieſen Ueberblick verſucht, die Geſtalt und das Weſen Schiller's dabei mehr verdeckt und verwiſcht, als klar und faßbar vor unſerer Seele erſcheinen. Aus dieſem Grunde ſcheint es wohl angebracht, wenn um des großen Dichters Gedächtniß bei der Wiederkehr ſeines Geburtstages würdig

zu begehen, man Anlaß nimmt: ſich die Erſcheinung Schiller's unter einen ganz beſonderen Geſichtspunkt zu ſtellen. Der nächſte und einfachſte Geſichtspunkt aber iſt ohne Zweifel in der Frage gegeben: was iſt uns Schiller?

Iſt uns Schiller eben auch nur ein Dichter wie jeder andere, deſſen Dichtungen unter uns fortleben? Oder nimmt er nicht vielmehr eine Ausnahmeſtellung ein, wie ſie in der Welt nicht noch einmal vorhanden? Eins ſteht feſt: unbeſorgt auf Widerſtand zu ſtoßen, darf man behaupten, daß auf der ganzen civiliſirten Erde kein Dichter gefeiert iſt, wie Schiller. Wohin noch kein Dichtername gedrungen, dahin iſt der Name von Schiller gedrungen. Die Unſterblichkeit ſelbſt hat ihn auf ihre Fittiche genommen und zu den Sternen empor getragen. Der Lauf der Jahrhunderte kennt keine Säkularfeier eines Dichters, wie ſie Schiller zu Theil geworden. Es war keine National-, es war eine Univerſal-Feier; denn auch die Theilnahme und Sympathie des Auslandes ſind darin in tauſendfacher Weiſe erkennbar geweſen. Die Macht, die Größe, die Weltſtellung Deutſchlands, an der wir in dieſem Augenblicke unſer Herz zu erheben beginnen, war vorgeſpiegelt in dieſer Feier. Dieſe Feier war eine lichte Vorahnung davon, das leuchtende Vorſpiel von Königgrätz, oder vielmehr deſſen, was ſich daraus für Deutſchland und die Welt ergeben.

Daß Schiller uns mehr iſt, als ein Poet, dafür giebt nichts einen ſchlagenderen Beleg, als daß alle Großthaten unſerer Geſchichte ein Auffriſchen ſeines Andenkens, ein verſtärktes Zurückweiſen auf ſeine Werke ſind. Jede Verjüngung der Nation iſt eine Verjüngung ſeiner Poeſie, jedes Wachsthum des Volks, ein Wachsthum ſeiner Bedeutung. Mit unſeren größeren Zwecken vergrößert ſich auch ſein Anſehen, ſeine Wirkung, ſein Ruhm. Mit Recht durfte Freiligrath, ihn als den „Todten, der nicht ſtirbt“ bezeichnend, von ihm ſingen:

Noch tönt aus ſeiner Woſſe
Das ſtolze Seherwort;
Er ſpricht wie ſonſt zum Volke,
Wie ſonſt des Volkes Hort!

Schon hat er drei Geſchlechtern
Das durſt'ge Herz getränkt,
Schon zwei Mal deutſchen Fechtern
Muth in die Bruſt geſenkt!

Er hat es zum dritten Mal im Kriege von 1866 gethan! Mitten im Schlachtgetümmel des deutſchen Heeres ſchwebte ſein Geiſt, ſein Wünſchen und Hoffen, der Traum ſeines Lebens! Die großen Ideen, welche ſein Herz erfüllten und unter denen er wirkte und ſchuf, ſie erwachten unter dem Donner der Kanonen, unter dem Blitzen der Schwerter, um ſich als Genius mit goldenen Flügeln über

die blutigen Schlachtfelder Böhmens zu breiten und dem schrecklichen Bruderkampfe ſeine Loſung zu geben.

Was aus dieſem ſchrecklichen Bruderkampfe für Deutſchland Gutes erwuchs, erwuchs gleichſam unter dem Zeichen Schiller's, unter dem fortwirkenden Hauche ſeiner Gigantennatur. Dieſe Gigantennatur hat ſich auf's Neue in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe vor uns entfaltet, denn ſie iſt in allen Stürmen dieſes denkwürdigen Jahres unerſchüttert, in der lebendigen Wirkſamkeit ihres nationalen Einfluſſes ununterbrochen geblieben. Reiche ſind weggefegt und Kronen zerſplittert worden. Mehr als eine fürſtliche Dynaſtie, die auf die Gnade Gottes geſtützt, ſich für unantaſtbar hielt, iſt ihrem Trotz oder ihrer Verblendung erlegen. Schiller's Bedeutung, Schiller's unſterblicher Name glänzen in unverminderter Machtvollkommenheit über das ganze Geiſtesleben unſerer Nation nach wie vor dahin. Welche Revolutionen und Umwälzungen auch immer die Welt erzittern machen, welche Bewegungen und Strömungen der Politik uns in der innerſten Tiefe unſeres nationalen Bewußtſeins erfaſſen mögen, ſtets doch bleibt uns Schiller, der er uns von jeher geweſen; ja, er wird uns, was er war, nach jeder großen geſchichtlichen Veränderung, wie wir ſchon geſagt, nur immer mehr. Schiller iſt das charakteriſtiſche Muttermaal unſeres nationalen Geiſtes, das in ruhigen Tagen wohl ſich verwiſchen kann, das aber immer

ſogleich in flammender Purpurröthe auf ſeine Stirne tritt, ſo oft er in Affekt oder Leidenſchaft geräth. Aus allem Schlachtendonner, allem Bruderkampf, allem unausgeglichenen Zwieſpalt unſerer Geſchichte heraus, tritt ſtets in unvergleichlicher Reinheit und Schöne die Macht ſeines göttlichen Wortes, der Adel ſeiner hohen Geſinnung. Nichts iſt auf Erden, das uns ſein Weſen verſchleiern, ſeine Erſcheinung uns verdunkeln kann. Er iſt ewig wie die Geſtirne des Himmels, und wie dieſe aus allen Gewittern, Verfinſterungen und verſchattenden Wolkengebilden immer wieder in leuchtender Herrlichkeit zum Vorſchein kommen, ſo auch tritt Schiller nach allen Wettern der Zeit, allem hiſtoriſchen Sturm und Drang der Verhältniſſe unverkürzt wieder in ſein Recht, in ſein Recht: der ſchimmernde Stern zu ſein, der uns unwandelbar voraufzieht, dahin, wo uns das geſchichtliche Heil muß geboren werden.

Man hat ſchon häufig Schiller mit Goethe verglichen. Es iſt hier nicht am Platze auf dieſe Vergleiche zurückzukommen; nur ein Moment derſelben möge hier in Erinnerung gebracht ſein, das Moment, welches in ihrer Zuſammenſtellung ſogleich auch ihre Grundverſchiedenheit andeutet. Goethe und Schiller ſtehen unbeſtritten auf der Höhe unſeres Volks, nah und innig vertraut, ein heiliges Dioskurenpaar ſeines innerſten Seins und doch zugleich auch deſſen ewige Wetterſcheide. Was wir haben, beſitzen und ſind, hat man richtig geſagt, das

feiern wir in Goethe. In Schiller aber feiern wir, was wir noch werden und erreichen wollen. Jener ſchloß künſtleriſch eine Entwickelungsepoche unſeres nationalen Lebens ab, mit dieſem hebt eine neue an. Goethe und Schiller bilden den Janus unſerer Nation, deſſen *eine* Hand den Scepter und deſſen *andere* den Schlüſſel hält. Dort iſt ſchöner Genuß und ruhige Freude am Gewordenen, ſelbſtbewußter Friede, glorreich erworbene Herrſchaft über das Leben; hier iſt die volle Gewalt der Bewegung, die ſtürmiſche Unruhe, das tumultuariſche Ringen des Werdens, der oft gradezu peinvolle Drang in die Zukunft. Goethe ſelbſt hat von ſeinem edlen Freunde gerühmt, daß die Idee der Freiheit durch alle ſeine Werke gehe. Und in der That: die Freiheit iſt das Ideal der Schiller'ſchen Muſe, das ſie, hinwallend am brauſenden Geſtade der Zeit, mit der innerſten Seele ſucht, wie die Goethe'ſche Iphigenia am Tauriſchen Strande die griechiſche Heimath ſucht. Die Arme ausgebreitet, Haupt und Blick erhoben, ſo ſchreitet Schiller's Muſe dahin, der Nation voraus, aus der ſie hervorgegangen. Was wir wünſchen, was wir hoffen, was wir Großes und Erhabenes von uns ſelbſt erwarten, das lebt und webt in den Schiller'ſchen Werken. Die Schiller'ſchen Werke ſind der ideale Ausdruck unſerer Zukunft, der ewige Geiſtesflug unſeres Volkes zur Sonne. Was in uns zur Höhe ſtrebend, was Licht, was Sittlich in uns iſt, das iſt

in Schiller. In Schiller wogt und pulſet unſere ganze ſich bildende Pſyche, alles, was göttlich und ewig in uns ſich ausleben will, der ganze Reiz und Zauber unſerer Werde-Natur, die Heldenträume unſerer Geſchichte. Man kann ſo weit gehen, zu ſagen: was nicht in Schiller iſt, iſt nicht deutſch: der Inbegriff unſeres Deutſchthums, das iſt Schiller. Wenn uns mitten in unſerer geſchichtlichen Wirkſamkeit ein Wetterſchlag der Zeit vernichtete, eine Sündfluth uns ſpurlos von dem Erdboden hinwegwüſche und nichts von uns zurückbliebe, als Goethe und Schiller, ſo hätte doch in ihnen die Nachwelt alles Recht zu ſagen: dies waren ſie und jenes wollten ſie ſein.

Das iſt es, was Schiller ſo einzig hinſtellt, daß er ſein Volk in ſeinen Dichtungen über ſich hinaustrug, ihm gewiſſermaßen den Idealismus zum nationalen Naturgeſetz machte. Blicke man rings umher über alle Stämme der Erde: wo unter ihnen ein großartiger, unſterblicher Dichter erſtanden, da iſt dieſer Dichter von Homer bis auf Byron der vollgeſättigte Ausdruck einer fertig gebildeten Nation. Die Nation erhielt in ihren hervorragendſten Poeten und Literatoren nur ihren verewigten Typus, gleichſam eine unvergängliche Vergegenwärtigung deſſen, was ſie im Lauf der Jahrtauſende ſich ſelbſt und dem Weltgeſchicke mit Rieſenkraft abgerungen. Was und wie ſie geworden, legen ihre Werke zu Tage. Alle dieſe Dichter: Sophokles und

Euripides, Catull und Horaz, Cervantes und Taſſo, Racine und Shakeſpeare, ſie alle ſind Goethe's d. h. Illuſtrationen ihrer Nation, poetiſche Abſpiegelungen derſelben, die ſich erzeugten und zu Stande kamen, ſo bald die Völker beſtimmten Charakter gewonnen und in ihrem hiſtoriſchen Weſen ſich abgeſchloſſen. Einen ſolchen Abſchluß der Deutſchen conſtatirt Goethe; aber ſtatt mit dieſem zufrieden zu ſein, ſtatt mit demſelben ein Ende zu machen, ſieht man auf einmal die Nation aus der Tiefe eines ungeheuren Bildungszwanges heraus in einen neuen ungeahnten Werdeproceß ſich ſtürzen. Dieſen Sturz in einen neuen ungeahnten Werdeprozeß, den gewaltigſten, den titanenhafteſten, den jemals die Welt geſehen, vergegenwärtigt Schiller. Seine Werke ſind das Evangelium einer neuen Zeit, die Ahnung und Offenbarung, daß das Volk, welches das Mittelalter mit der Reformation beſiegt, noch ſo wenig durch dieſe geiſtige Rieſenarbeit in ſeiner Weſenheit erſchöpft und ausgemergelt iſt, daß es den Anlauf zu einer zweiten, welterlöſenden That zu nehmen im Stande iſt. In Schiller's Schöpfungen liegt er unveräußerlich gegeben: ſie tragen alle den raſchen Athemzug der Bewegung, den beflügelten Herzſchlag des Fortſchritts, die fliegende Röthe der Erregung, den feurigen Blick des Affekts. Alle Schöpfungen Schiller's ſind in Action, mit der Geſte des Vorwärtsdringens geſchrieben. Seine Dichtungen ſind eine Literaturcolonne in

Marſch, eine Völkerwanderung der Freiheitsidee, unter deren Sturmſchritt die Angeln der geiſtigen Welt erzittern. Was ſchon iſt geſtürzt und geſunken, ſeit ſie ſich in Gang geſetzt! Man hat Schiller unſere Revolution genannt und ſicher iſt, wenn etwas uns eine ſolche erſpart, ſo hat es die Muſe Schiller's gethan. Sie hob uns mit einem Rucke über das ganze Zeitalter der Revolution hinweg. Die Mirabeau, die Danton, die Geiſter der Gironde, die Marat, die Robespierre und St. Juſt, in ſeinen Poemen, in ſeinen Dramen ſind ſie für uns geſchaffen. „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ in dieſem Satze gipfelt der deutſche Convent. Schiller war die Revolution ohne Schaffot, oder wenn man ihm eine Guillotine zuſprechen will, ſo iſt ihm dieſe Guillotine Kant's kategoriſcher Imperativ geweſen. Seine Marſeillaiſe trommelte in ſeinem Liede: „An die Freude.“ Das iſt ein Lied, gemacht zur Reiſe um die Welt. Es ſchäumt und brauſet, es ziſcht und ſprudelt „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt.“ — Das hohe Lied der Freiheit, des Tyrannenhaſſes, der glorioſeſten Menſchenliebe, der allgemeinen Verbrüderung zuſammengereimt, wie aus dem pochendem Schlage des Herzens, der Thräne der Verzweiflung, dem wilden Schmerzensſchrei, dem Jubelton der Luſt, dem Rachеruf des zertretenen Volkes, dem Seraphsklang der Verſöhnung. Dieſes Lied, mit ſeinem vollen Blaſe, das es dem „guten Geiſte“ darbringt, ſeinem Chorgeſang:

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beſſ're Welt!

mit ſeiner Donnerſtrophe:

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Dieſes Lied iſt in der That ein Hymnus, ein Logengeſang, der alle Guten und Tapferen zuſammenruft zum Werk der Befreiung und ſchon in ſeinem Rhythmus von der hinreiſſendſten, berauſchendſten Gewalt iſt. Es athmet die unwiderſtehliche Macht der Begeiſterung, den echten prometheiſchen Himmelsdrang. Es ergreift wie eine Windsbraut, es iſt jenes Lied, von welchem Schiller ſelber geſungen:

Wie in den Lüften der Sturmwind ſauſt,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauſt,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt
Und weket der dunklen Gefühle Gewalt
Die im Herzen wunderbar ſchliefen.

Wie hat dieſes Lied unſere Väter erfaßt, wie erfaßt es uns ſelbſt! Aus wahrhaft erhabenem Geiſt erzeugt, hat es

auch eine wahrhaft erhabene Nachkommenſchaft gehabt. Die Lyrik Schiller's hat etwas Königliches und Heldenhaftes, es iſt die Lyrik zu Pferde, die hoch über die Fußgängerlyrik hinausragt und ſpäter in der Leyer- und Schwertpoeſie unſerer Befreiungskriege den ſchwunghaften Nachhall fand, der noch heute unſere Herzen in innerſter Tiefe erfaßt. Wie Napoleon aus der Revolution hervorging und ſie beſiegte, ſo iſt auch Schiller's Dichtung aus der Revolution erzeugt und deren Beſieger geworden. Nehmt uns Schiller und Ihr nehmt uns die ganze Jugend von 1813. Dieſe Jugend war erfüllt von ſeinem Geiſt, geſäugt von ſeinen Ideen, gewiegt von ſeinen Träumen, eine Jugend emphatiſcher Empfindungen, patriotiſcher Gefühle und Gedanken voll, eine Jugend voll Pathos, voll Enthuſiasmus und Thatendrang. Die Körner, die Frieſen, die Arndt und Jahn, die Kollen und Schenkendorf ſind Erzeugniſſe Schiller's ſo gut wie „Die Räuber," der „Fiesko" oder der „Wallenſtein." Der Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts in Deutſchland iſt von Schiller gedichtet. Greifen die Deutſchen in ihr Herz, ſo werden ſie alle es erkennen. Wo ſie ſich über das Elend des Daſeins erheben, wo ſie groß empfinden, erhaben denken, da thun ſie es in ſeinem Athem, ſeinen Worten, ſeinen Verſen und Ausſprüchen. Seine Sprache iſt das Pathos unſerer Seele, der Kothurn unſerer Herzen. Alles, was feierlich in

uns iſt, iſt Schiller's. Seine Poeſien ſind die Feſttagsſtimmung unſeres Zeitalters. In ihnen drückt ſich die Liebe unſerer Jungfrauen und Jünglinge, die Ueberzeugungstreue unſerer Männer, die Weisheit unſerer Greiſe, die Opferfreudigkeit für das Vaterland, der Todesmuth unſerer Glaubens- und Freiheitsſtreiter am Solenneſten, am Würdigſten aus. Wer hat die Fürchterlichkeit und die Nothwendigkeit des Krieges geſchildert wie er. Wie ergreift ſein wahres Wort:

„Der Krieg iſt ſchrecklich, wie des Himmels Plagen,
Doch iſt er gut, iſt ein Geſchenk wie ſie.“

Und wie zermalmend tönt ſein anderes auch über unſere Tage hinweg, ſein Wort:

„Das Glück der Schlachten iſt das Urtheil Gottes.“ — — —

„O mächtig iſt der Trieb zum Vaterlande“ .

läßt er in ſeinem „Tell“ zum Himmel rufen und in ſeiner Jungfrau von Orleans“:

„Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt für's Vaterland.“

„An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft“ —

ſind Verſe, die in aller Gemüth ſich Heimathsrecht erworben. An ſeine Ausſprüche über Freiheit braucht nicht erſt erinnert zu werden, ſie ſind der innerſte Beweggrund aller ſeiner

Werke. Unvergeſſen ſoll grade in unſeren heutigen Zuſtänden nur ſein Ausſpruch ſein:

„Freiheit iſt bei der Macht allein.“

Was er über Königthum, über Volksherrſchaft, über Recht, Geſetz und Ordnung, über Eintracht, Friede, über ſittliche Größe, über Ruhm und Ehre, über Frauen und Liebe, über alle Elemente und Gewalten des Lebens ſagt, hier zu wiederholen, hieße eine Anthologie ausbreiten, in der ein höchſtes Moralgeſetz, ein Codex des heiligſten, ein Koran des modernen Abendlandes ſich entfaltet zeigt.

Nur wenige einzelne Sprüche mögen hier in's Gedächtniß zurückgerufen werden. Wo giebt es in allen Literaturen der Welt eine erhabenere Sentenz, als Schiller ſie in ſeinem Gedicht: „Das Ideal und das Leben“ in den Verſen ausſpricht:

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron“ —

Einfacher und grandiöſer iſt nie ein Weltgedanke gegeben worden. Ihm zur Seite ſteht:

„Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah'“

und:

„Alles, was die geſunde Natur thut, iſt göttlich.“

Nicht zurückſteht, wenn er in Bezug auf die Menſchheit behauptet:

„Wie du im Buſen ſie trägſt, prägſt du in Thaten ſie aus“ —

ein Ausſpruch, wie in ſo dithyrambiſchem Wurf nur Schiller ihn thun konnte, Schiller, der nicht minder groß meinte: „Alles, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig an dem Menſchen.“ So ausgerüſtet, durfte auch nur unſer Poet, ohne eine Gotteslästerung zu begehen, ſtolz herausfordernd ausrufen: „Wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer.“ Findet er den Schöpfer doch allerwärts auch wieder und wie hoch, wie frei und willensmächtig er den Menſchen hinſtellt, dennoch ſieht er in ihm das Werkzeug einer ewig das Rechte erzeugenden und geſtaltenden Urkraft. In ſeiner Abhandlung: „Was heißt Univerſalgeſchichte“ lautet eine Stelle wie folgt:

„Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meinungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm; die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz, eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homeriſche Zeus ſieht ſie mit gleich heiterem Blick auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerde ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menſchen mit dem Weltlaufe zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von fern, wo dieſe regellos ſchweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregor's und Cromwell's

geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche fördert.“

Schiller ſchrieb auch: „Nichts, als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es außer uns werden“ und er, der behauptete: „Das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab,“ durfte groß gemuthet zugleich in ſeinem idealiſtiſchen Eifer ausrufen: „Wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.“

Dieſe Anführungen mögen genügen im Fluge daran zu erinnern, wie bedeutſam, tiefſinnig und ſchwerwiegend Schiller auch in ſeinen geringfügigeren Aeußerungen ſich gezeigt hat. Selbſt im kleinſten Bruchſtück ſeiner Werke, im Gedankenatom ſeiner Schöpfungen läßt ſeine dichteriſche Größe ſich erkennen. Es iſt die dichteriſche Größe im Idiom der Philoſophie. In Allem, was wir von ihm beſitzen, legt ſich die Wucht ſeiner Ideen, die Mächtigkeit ſeiner Anſchauungen, die Hoheit ſeines Weſens zu Tage. Er war in Wahrheit ein Genie, wie die Welt nicht ſobald ein zweites haben wird. Freilich hat man Tadel und Rüge auch ihm nicht erſpart; auch er hat menſchlich gefehlt. Aber das iſt grade der untrügliche Beweis ſeiner Außerordentlichkeit, daß alle Mängel und Schwächen, die ihm ankleben, ihm nichts von unſerer Liebe,

unſerer Bewunderung rauben können. Noch in ſeinen Irrthümern und Mißgriffen iſt er anſtaunenswerth, denn auch in ihnen iſt jedenfalls keine Spur von dem Gemeinen, „das uns Alle bändigt.“ Immer ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort in's Ewige des Wahren, Guten, Schönen, immer war ſeine Bruſt von jenem Muth beſeelt, „der früher oder ſpäter den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt.“ Daß er der immer Fortſchreitende ſei, das vor Allem hat ihm auch Goethe in jenem Epilog zur „Glocke“ zugeſtanden und daß er uns nach ſich zieht mit unauflöslichen Banden, wer empfände das nicht, wenn er Schiller'ſche Gedichte lieſt, ſeine Dramen ſich vorgeführt ſieht. Seine Dramen, ſeine Gedichte bekunden überall, daß er „ein Bürger derer, welche kommen werden,“ daß in ſeinen Dichtungen gewiſſermaßen die Etappenſtraße der deutſchen Zukunft gegeben liegt. Schiller iſt der Prophet, der Seher des modernen Deutſchlands im antiken Geiſte. Er vor Allen und beſonders führte in unſere Geſchichte, in unſere Kunſt und Literatur das politiſche Element ein; das politiſche Element iſt der Accent ſeiner Dichtung, ihr tiefſtes Myſterium, ihr innerſtes Leben, in das er uns eintaucht, um uns ſtark, unverwundbar, ſieghaft zu machen. Mit dieſem Accent hat er uns Deutſche weltgeſchichtlich verjüngt, hat er uns eine zweite Jugend gegeben, eine Jugend, die wir Alle erleben, ſobald wir nur ihm nach-

gehen, ihm folgen, der Gewalt ſeines Genius uns anvertrauen.

O, möchten doch alle, die ſich verſammeln, den Tag mit einer Erinnerung zu begehen, der uns einſt Schiller geſchenkt, denſelben heiligen, und ſich aufs Neue an ihm geloben, das zu thun, unwandelbar den geiſtigen Fußſtapfen Schiller's nachzuſchreiten. Schiller iſt das Palladium, die Triflamme unſeres Volks, gleichſam ihr Symbol. Wo er iſt, da iſt der Boden unſeres Vaterlandes, die Ehre unſerer Nation. Werden wir nicht milde in der Liebe zu ihm, nicht matt in ſeiner Verehrung. In ihm lieben wir unſere Miſſion, verehren wir die Veredlung des Menſchengeſchlechts, die ihm ſo ſehr am Herzen lag und wofür er in Deutſchland mehr als in jedem andern Lande die Kanzel meinte errichtet zu finden.

Als er auf der Univerſität in Jena ſeine Vorleſungen über Geſchichte hielt, ſchloß er ſeinen Einleitungsvortrag mit den folgenden ſchönen Worten an ſeine jungen Zuhörer.

„Unſer menſchliches Jahrhundert herbei zu führen, haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf

die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben: koſtbare, theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bei dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſein, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns glühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſein zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſei, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie Alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte!«

Nie iſt eine ſtudirende Jugend in würdigerer und erhebenderer Weiſe aufgefordert worden am großen Humanitäts-

werk mit zu helfen und zu arbeiten, wie das hier von Schiller geſchehen! Sieht man, wenn man dieſe Worte hört oder lieſt, nicht im Geiſte Schillers Wange roth und röther erglühen von jener Jugend, die uns nie entfliegt? In der That wie ein Apoſtel bedünkt er uns, wie ein Moſes, der uns leuchtend voranzieht in das gelobte Land, in das große, mächtige Deutſchland der Zukunft, das uns mit jedem Tage näher rückt, die Kleingläubigen und Verzagten mögen uns ſagen, was ſie wollen. Was gilt ihr Zweifel gegen die Zuverſicht Schiller's! Schiller iſt eine Offenbarung unſerer Nation, ein Evangelium unſerer Geſchichte. Das Körner'ſche Leitwort: „Durch!“ iſt im Geiſte Schiller's geboren. Alle ſeine Werke zeigen die Geſte: Dort! Was wir Hohes, Hehres, Heiliges für dieſe Welt erſtreben, unſer Dichter giebt uns den Weg, die Stufen, den Schlüſſel und Altar dafür.

Wo wir verſammelt ſind zu wirken und zu ſchaffen für die edelſten Güter, da ſind wir's in ſeinem Geiſt. In ſeinem Geiſte haben wir Ewigkeit, Macht und Freiheit, haben wir den wahren Nibelungenhort unſeres Volks, der nicht in den Rhein, ſondern in unſere Herzen geſenkt iſt. Unter ſeinem leuchtenden Glanze verſtummt alle Zwietracht, ſchweigt aller Hader. Schiller kennt nur ein großes, einiges, freies Deutſchland, in Schiller kennt es ein Jeder von uns: es ſtrahlt und glänzt uns aus ihm entgegen wie eine

Wunderwelt, die uns anheimelt und lockt und von der wir die unbeſtreitbare Gewiſſheit haben, daſs ſie uns werden wird und werden muſs, denn Schiller iſt Bürge dafür.

Darum aber auch iſt Schiller uns ſo unantaſtbar und unverwüſtlich, ſo ehrwürdig und heilig. Wenn wir das Größeſte nennen wollen, das uns der Himmel geſchenkt, ſo brauchen wir getroſt nur Schiller zu nennen. Der Name Schiller iſt unſer Volk, unſer Volk in ſeiner idealſten und zugleich wahrſten Bedeutung. Er iſt der Ausdruck deſſen, was wir werden wollen und was zu werden wir im Stande ſind. So lange wir ihn vor uns haben, ſo lange ſind wir auf dem Meſſiaswege der Menſchheit. Möge ſein göttlicher Schimmer nicht untergehen, bis wir die Krippe erreicht, in der eine neue Weltordnung zum leuchtenden Bewuſstſein der Erde kommt! Bis es wieder: Chriſt iſt geboren lautet von Engelszungen, laute es ewig und immerdar aus dem Munde der Deutſchen: uns ward ein Schiller geboren!

Ludwig Uhland.

Uhland ein Gedächtniß unter uns zu ſtiften, wäre der Würdigſte nicht zu gut, aber auch der Schwache, mag man ſich getröſten, muß gehoben und getragen werden von dem Gedanken, Dem ein Wort der Erinnerung zu widmen, der als ein leuchtendes Vorbild unſerer Zeit erkannt und erklärt zu werden durch ſein dichteriſches Wirken wie durch ſein Leben die vollſte Berechtigung erhalten hat.

Wenn man ſagt durch ſein Leben wie ſein dichteriſches Wirken, ſo darf das nicht ſo verſtanden werden, als ob das in Uhland zwei getrennte Gewalten geweſen. Im Gegentheil, ſie waren Ein und Daſſelbe und das Eine gewiſſermaßen nur eine Steigerung des Andern. Nie hat es einen Dichter unter uns gegeben, deſſen Daſein ſo vollkommen in ſeine Dichtung hinein aufgegangen wäre, wie das bei Uhland der Fall war. Seine Dichtung iſt ſeine ganze Exiſtenz, das ſchöne, klare Spiegelbild deſſelben, das uns in ewiger und unvergänglicher Schöne alles entgegenſtrahlen

wird, was ſeine Seele erfüllte und in ſeinem Herzen eine Stelle hatte.

Darum, wenn er auch irdiſch von uns gegangen, iſt er uns dennoch nicht entrückt; wir dürfen getroſt ſagen: der Menſch zwar hat uns verlaſſen, aber ſein Geiſt, ſein beſſeres Theil iſt bei uns geblieben und wird bei uns bleiben, ſo lange wir Deutſche nicht entarten, ſo lange wir Sinn für alles Edle und Große, für Tugend und Vaterlandsliebe behalten.

Wir fanden jüngſt in einem Verſe von Appollonius v. Maltitz den Ausſpruch: ein Buch könne uns ein Vaterland werden, und wahrlich, nie haben wir das mehr empfunden, als vor der Gedichtſammlung Uhland's, die jetzt, nebenbei geſagt, nahe vor ihrer fünfzigſten Auflage iſt und durch dieſe einfache Thatſache allein beweiſt, daß es nicht nur uns allein, ſondern dem ganzen, großen Volke ſo gegangen iſt und nothwendiger Weiſe auch wohl ſo gehen mußte.

Ja, in den Gedichten Uhland's liegt Deutſchland, Deutſchland mit ſeiner Treue, ſeiner Gefühlsinnigkeit, ſeiner Biederkeit, ſeiner Seelenmilde und Charakterſtärke, Deutſchland das Herz der Welt, rein von aller Entartung, Verſunkenheit und Schwäche, Deutſchland, wie es ſein ſoll. Ein ſchöner Volksglaube ſagt, daß man in der an das Ohr gehaltenen Seemuſchel das ferne Meer erbrauſen hören könne. Nun wohl, in den Verſen Uhland's, wenn man

ſie zu leſen verſteht, rauſchen die deutſchen Ströme, das deutſche Gemüth, die deutſche Geſchichte, das ganze Leidvoll und Freudvoll unſeres Volkes, das deutſche Vineta, das Unterjochung, Ungeſchmack und geiſtiges Zelotenthum zwar dann und wann überfluthen können, das aber immer wieder daraus emportauchen und mächtig ſich erheben wird und muß, ſo lange wir Männer und Dichter haben, wie unſer Uhland einer war.

Ja, Mann und Dichter, das war Uhland im wahren Sinne des Worts. Nie hat er poetiſch getändelt, nie ſich leichtfertig den Umarmungen ſeiner Muſe hingegeben. Seine Muſe war die keuſche, reine, echt deutſche Poeſie, die Poeſie, die mit blauen Augen und blondem Haar, die wahre Tochter des Volks, züchtig verhüllt, träumeriſch lächelnd, mit weihevollem Ernſte dem ſchwäbiſchen Sänger ſich an die Bruſt warf, und wie der alte Marcus Cato in Rom nach ſeiner eigenen Ausſage ſeine Frau bei Donnerwetter am inbrünſtigſten umarmte, ſo geſchah es auch, daß Uhland gerade in Zeiten der Noth und der Stürme ſeine ſchönſten und troſtreichſten Lieder ſang. Lieder, die auf Jahrhunderte hinaus dem deutſchen Volke Muth, Selbſtvertrauen und Hoffnung in's Herz flößen werden, Lieder, die wir hier wohl nicht erſt zu nennen brauchen, da ſie wohl ein jeder von uns kennt und von ihnen weiß, daß ſie anfangs der Jahre 1815 und 1816, wo der Kampf in Würtemberg

um die Rechte der Verfassung und im gesammten Vaterlande um die innere Freiheit begann, als fliegende Blätter von Hand zu Hand, von Mund zu Munde gingen. Das Schwert, mit dem die deutschen Sänger für die Unabhängigkeit Deutschlands tapfer mit kämpfen geholfen hatten, war ihnen aus der Hand gerungen worden; nur die Leyer war ihnen geblieben; aber sie hatte es nicht vergessen, diese Leyer, daß sie in den Tagen des Befreiungskrieges die Gefährtin des Schwertes gewesen, und dieses Gefährten würdig erklangen die Saiten. Sie erklangen in einem heiligen Zorne, in einer geweihten Entrüstung, als wahrhaft göttliche Mahnungen der Freiheit und des Rechts.

Ja, Recht und Freiheit, das waren die Angelpunkte der Uhland'schen Lieder und dazwischen lagen, eingehüllt in die wallenden Schleier himmlischer Begeisterung, weich und linde gebettet, der deutsche Sinn, die deutsche Minne, der Glaube an Gott.

Jedes der Uhland'schen Gedichte, auch das kleinste darunter, trägt die unveräußerlichen Spuren davon; in allen zeigt und erweist sich, daß er ein Dichter von Gottes Gnaden war. Ueber allen seinen Versen, den gewaltigsten selbst, liegt etwas wie die Helle des Sommertags, wie Sabbathstille, wie fernes Glockengeläut, wie Athem Gottes, von dem er an einer Stelle so rührend wünscht, daß er wehen möge, wo Deutsche sich grüßen. Eine schöne, und

das betonen wir beſonders, eine männliche Anmuth iſt Allem aufgeprägt, was er geſagt und geſungen hat. Weichliches, verſchwommenes Weſen war nie ſeine Art. Die herbe Trauer um die Verkürzung der Landesverfaſſung, um die Beeinträchtigung der Geſetze, um die Hemmung der gedeihlichen Entwickelung des Volkes kannte er; er kannte den Schmerz getäuſchter Hoffnungen, verſagter Wünſche, die Wehmuth um das Entſchwinden glücklicher Träume; aber fremd waren ihm die Grimaſſen der Zerriſſenheit, des Weltſchmerzes und der Europamüdigkeit: Uhland blieb in Allem echt und wahr, maßvoll und geſetzt, wie ein deutſcher Mann es bleiben ſoll. Er prunkte mit keinem gebrochenen Herzen, die eine Zeit lang in Deutſchland auf allen Straßen zu finden waren, er trieb kein kindiſches Spiel mit Thränen, keinen läppiſchen Prunk mit zeternden Empfindungen. Ueber dieſe Knabenhaftigkeit unſeres dichtenden Jahrhunderts iſt er ſtets erhaben geweſen. Seine Dichtkunſt floß klar und hell, mit wenig Geräuſch, aber immer mit lieblichem Tonfalle aus demſelben Quelle, aus dem Goethe's herrlichſte Lieder und Balladen floſſen. Und bei dieſem Quelle iſt er ſein ganzes Leben lang geblieben. Keine verlockende Mode, keine beſtrickende Neigung der Geiſter konnte ihn von dieſer hinweg in die gehätſchelten Verirrungen des Tages ziehen. Trotz bot er dem poetiſchen Caravanenzuge in's Morgenland, in dem manches deutſche Kameel im Wüſtenſande

des Unverſtandes ſeinen Untergang fand; Trotz bot er der in's blaue Nichts hinein verdämmernden „mondbeſchienenen“ Zaubernacht der Romantiker; Trotz bot er dem ganzen Kleinkram ſeiner eigenen, nach ihm getauften ſchwäbiſchen Schule; Trotz bot er dem frivolen Reim-Geklingel der Heine'ſchen Nachbeter; Trotz bot er Allem, was nicht wahr, echt, was nicht geſund deutſch erſchien. Deutſch zu ſein und deutſch zu bleiben, das war das ſchöne und glorreiche Geheimniß ſeines Weſens, wie ſeines Dichtens, und mit beiden im Verein hat er ſich zu dem gemacht, als was er jetzt vor uns ſteht in ſtrahlender Unvergänglichkeit auch nach ſeinem Tode. Der Tod hat uns ſein Leben, aber nichts, auch kein Stäubchen von ſeinem Inhalt, von dem geraubt, was ihn erfüllt hat.

Der große italieniſche Dichter Dante hat traurig geſagt: Unſer Leben iſt nichts, als ein Rennen zum Tode, und bekanntlich war es unſer Napoleon der Naturwiſſenſchaften, Alexander v. Humboldt, der dieſen Vers zu ſeinem Wahlſpruch machte, wie denn ein anderer deutſcher Gelehrter, indem er die Erfindungen unſerer Zeit, den Electromagnetismus und den Dampf beſprach, ſich dahin äußerte, daß es ſcheine als führe die Menſchheit mit feurigen Ungethümen der Hölle zu.

Aber ſollte wirklich nur Grab und Vernichtung das Loos des Menſchengeſchlechtes ſein? Unſere edelſten Denker,

unſere größeſten Dichter ſind es zum Glücke, die dem widerſprechen und uns klar beweiſen, daß die Himmelsleiter Jakob's noch immer vorhanden iſt. Und in der That, uns ſcheint, daß unſere eigene Exiſtenz dieſe Leiter iſt und unſer Wirken und Handeln die Sproſſen ſind, auf denen wir aufwärts zu ſteigen im Stande. Man braucht nur die Briefe an eine Freundin von Humboldt's Bruder Wilhelm zu leſen, um deſſen inne zu werden. In den darin niedergelegten Gedanken und Erörterungen ſieht man jenen philoſophiſchen Geiſt förmlich über unſere Häupter hinaus in die Wolken ſchreiten. Alles Irdiſche, alles Vergängliche fällt nach und nach ſo von ihm ab, daß man zuletzt meint, man ſehe aus ſeinen Schultern hervor die Fittige wachſen, die ihn ſilberner ſchimmernd, in's Jenſeits tragen. Das Jenſeits, die Ewigkeit und Unſterblichkeit der Seele neigen ſich in dieſen Briefen wie Rafaeliſches Gewölk ſo dicht zu uns nieder, daß wir glauben müſſen, den Odem Gottes über unſere Wangen hinweghauchen zu fühlen.

Aehnlich iſt es in den Gedichten von Uhland, deren viele uns ſo zu ſagen den Saum vom Gewande Gottes erblicken laſſen. Wer läſe die vier Zeilen Uhlands „Auf den Tod eines Kindes“

Du kamſt, Du gingſt mit leiſer Spur,
Ein flücht'ger Gaſt im Erdenkleid.
Woher? wohin? — wir wiſſen nur
Aus Gottes Hand in Gottes Hand —

wer läſe dieſe einfachen, rührenden Zeilen, ohne nicht tief ergriffen zu werden, ohne nicht die Ahnung, die Gewißheit in ſich zu gewinnen: es giebt eine andere, eine himmliſche Heimath der Menſchenſeele. Aber die Gewißheit dieſer himmliſchen Heimath ſoll uns nicht gleichgültig gegen die irdiſche, die weltliche machen: dieſe Mahnung hat uns kein Dichter wärmer und begeiſterter an's Herz gelegt, als gerade wieder unſer Uhland. Uhland, deſſen Leben uns ſo klar, ſo überzeugend darthut, daß die Leiter zum Himmel aus dem alten Teſtament noch immer, auch jetzt noch vorhanden, hat uns zugleich gezeigt, daß man ſie feſt und ſicher nur dann zu betreten im Stande iſt, wenn man ſie tief in den Boden des Vaterlandes einrammt. Auf dieſer in den Schooß der heimathlichen Erde unverrücklich eingerammten Leiter iſt er, ein getreuer Eckard deutſchen Volksthums, ein langes ehrenhaftes Leben hindurch empor geſtiegen, alle äußern Ehren, alle Orden und Titel verſchmähend, um ganz nur der Mann ſeiner Nation zu ſein. Seine Nation war ihm Alles, das Heiligſte und Höchſte, ſie war ihm jener Souverain, den Schiller einſt anrief, als er ſeine Zeitſchrift „Die Horen“ begründete und erklärte keinem fürderhin, als nur ihm noch dienen zu wollen. Nun, einen ſolchen Dienſt hat kein deutſcher Schriftſteller treuer, emſiger und makelloſer ſein Lebtag hindurch verſehen, als Uhland und darum durfte auch Uhland, ohne

mißverſtanden zu werden, es ausſprechen, daß nur derjenige der rechte und wahre Kaiſer von Deutſchland ſein werde, deſſen Haupt mit einem Tropfen demokratiſchen Oels geſalbt ſein würde.

An dieſem edlen Glauben iſt er hingegangen, hingegangen, nachdem er ſeine Sendung vollauf vollbracht. Um das, was das Leben ihm einzig werth und erträglich machte, hat er gerungen, gewirkt, gedichtet; gedichtet, gewirkt und gerungen, ein wahrer Apoſtel des Deutſchthums, nicht nur ſo lange er lebte, nein, ſo lange es Deutſche auf Erden geben wird. Wo es die heilige Sache des Vaterlandes gilt, da wird auch der Name Uhland ſtehen und nicht ſein Name nur, nein auch ſein Geiſt. Sein Geiſt wird unter uns wandeln, wie jener »graue Kämpe«, von dem uns der amerikaniſche Dichter Nathaniel Hawthorne erzählt, daß er in der alten, ſtrengen Puritanertracht ſich immer dann habe ſehen laſſen, wenn die Freiheit des Landes bedroht geweſen. Als der engliſche Gouverneur Neu-Englands, Edmund Andros, die Militairmacht gegen das Volk aufbot, da erſchien der ſchemenhafte graue Kämpe, ſich ihm in den Weg zu ſtellen und den Kampf zu verbieten. Als er ſpäter dennoch ausbrach, dieſer Kampf, will man die ſchattenhafte Erſcheinung mitten im Getümmel geſehen haben.

Wie dieſer ſagenhafte Paladin der amerikaniſchen Volksfreiheit, ſo wird der Geiſt Uhland's der unſerer deutſchen

werden. Möchte unſere Jugend, möchten unſere Freiheitsfreunde und Patrioten, wenn ſie auch uns kommen ſollten, ſolche Tage der Noth und Unterdrückung, dieſen Geiſt Uhland's ſo mitten unter ſich ſehen. Wo ſie ihn ſo ſehen werden, da wird die Ehre, da wird das Palladium von Deutſchland ſein und da wird er ſegnend die Hände über ſie breiten, ſie weihend, nicht zum Aufſtand und zur Revolution, nein, zur heiligen Schaar der Unabhängigkeitsſtreiter, zu Jüngern der heiligen Miſſion, die ſein Dichtermund ſelbſt ſo ſchön bezeichnet hat in den Worten:

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet Euch, geberdet ſtill!
Ihr ſeid das Saatkorn einer neuen Welt!
Das iſt der Weihefrühling, den er will!

Zur Erinnerung an Friedrich Friesen.

Es hat von jeher Menschen gegeben, die uns übrigen Sterblichen wie erklärte Lieblinge der Gottheit erscheinen mußten. Mitten aus der großen Menge der Zeitgenossen sieht man sie hervorragen wie Wesen einer höheren Welt, ausgezeichnet durch seltene Begabungen, edle Eigenschaften des Herzens, Glanz der Erscheinung oder eine besondere Weihe des Geschicks. Es liegt auf ihnen ein eigenthümliches Etwas, ein Hauch, wie aus den klassischen Tagen der Welt, ein Schimmer, wie von dem holden Rosenlichte Griechenlands, wo nach den Worten des begeisterten Dichters ein „Plato Paradiese schuf."

Ein Mensch dieser Art ist Karl Friedrich Friesen, der am 27. September 1785 in Magdeburg geboren wurde und am 16. März 1814 in der Blüthe seiner Jahre im Kriege gegen Frankreich seinen Tod gefunden hat.

Die Geſchichte preiſt in ihm keinen Helden, deſſen Stirne mit dem unverwelklichen Lorbeer des Sieges geſchmückt iſt, keinen Sänger, deſſen Gedichte, wie die Theodor Körner's unveräußerlich weiter klingen von Geſchlecht zu Geſchlecht, keinen Künſtler, deſſen Hand unvergängliche Meiſterwerke ſchuf, keinen kühnen Entdecker neuer Welttheile, keinen unermüdlichen Erfinder — und dennoch ſteht ſein Andenken groß, glorreich und mit dem Stempel der Unvergänglichkeit vor uns. Die Dichtung, die wie die von Heinrich Heine ſo rührend beſungene Edith Schwanenhals über die großen Schlachtfelder der Zeit dahinzieht, um an allen Liebesmalen unter den Tauſenden hingeſunkener Leichen, unter dem Moder und Wuſt einer zertrümmerten Weltherrſchaft oder eines zerſchmetternden Jahrhunderts die geliebten Freunde ihres Herzens aufzuſuchen, zu erkennen und in das heilige Pantheon der Erinnerung zu tragen, dieſe weinende Edith Schwanenhals, die Dichtung, hat auch Frieſen in ihre Arme genommen und unter ihren heiligſten Küſſen und Thränen, wenn auch nicht mitten hinein in den Tempel des Nachruhms, doch dicht bis an ſeine Schwelle gebracht, wo ſein Name zuſammenklingt mit den edelſten und größten in den unvergeßlichſten Zeiten unſeres geliebten Vaterlandes.

Ernſt Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Friedrich Maßmann, Joſeph von Eichendorff und noch viele Andere

haben Frieſen beſungen, ihn als frommen, edelen Ritter, als lichten Schönheitsſtrahl, als freien, deutſchen Mann, als Palladin der Wahrheit und des Rechts, als friſchen Freiheitsſproß, als leuchtendſtes Ideal deutſcher Jugend gefeiert. Jahn in ſeinem Vorwort zur „Deutſchen Turnkunſt“ ſagt von ihm: „Frieſen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendſchöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unſchuld und Weisheit, beredt wie ein Seher: eine Siegfriedsgeſtalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte, ein Meiſter des Schwerts auf Hieb und Stoß, raſch, feſt, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn ſeine Hand erſt das Eiſen gefaßt, ein kühner Schwimmer, dem kein deutſcher Strom zu breit und reißend, ein trefflicher Reiter, in allen Sätteln gerecht, ein Sinner in der Turnkunſt, die ihm viel verdankt.“ Eiſelen rühmt von ihm: „Ich habe in Frieſen nur das Höchſte und Erhabendſte der menſchlichen Natur kennen gelernt. Kenntniß und Beſcheidenheit, Wiſſen und Können, Kraft und Milde, Feſtigkeit und Nachgiebigkeit, Schlauheit und Gewandheit, Thätigkeit und Vaterlandsliebe habe ich in einem Menſchen nie ſo vereinigt gefunden.“ Karl Immermann, der ihn nach den Schilderungen der Gräfin Ahlefeldt, der erſten Frau Lützow's, zeichnete, meint von ihm: „Er war wie ein Verſchlagener von einer fernen, ſeligen Inſel unter uns Andern. Die Augen pflegte er zu

ſenken, als erliege ſeine Seele unter ſeiner eigenen Größe.“ Der berühmte Lützow ſelbſt aber ſchrieb: „Von allen Menſchen, die ich kennen gelernt habe, iſt Frieſen der, welcher am wenigſten zu miſſen und an dem das Vaterland in jeder Beziehung am meiſten verliert.“

Selten nur im Leben wird der Nachruf eines Sterblichen ſo einſtimmig lobend, ſo fleckenlos und bedeutſam klingen, wie es hier bei Frieſen der Fall, der auch darin das Glück einiger wenigen Andern theilte, daß ihm die Gottheit gleichſam nur Zeit ließ, die Lichtſeiten ſeines Weſens zu entfalten. Der Tod raffte ihn ſo früh dahin, daß ſich ein Schatten auf ſein Daſein kaum noch zu lagern vermochte. Ueberdies lebte er in einer Zeit, die, furchtbar und außerordentlich wie ſie erſcheint, wohl angethan war: heroiſche Größe in allen edlern Gemüthern zu erzeugen. „O, wie oft,“ ruft Heinrich Steffens einmal aus, „o, wie oft habe ich in Tagen der allgemeinen Noth, des troſtloſeſten Jammers unter tauſend Thränen, die heiligſten Gefühle, die in der täglichen, gewöhnlichen Noth erkalten, entfeſſelt geſehen, geſehen wenn ein großes Unglück in eine Familie, in eine Stadt ſchlug, wenn Flammen verzehrend die Häuſer zertrümmerten, wenn Jammer und Wehklagen in allen Straßen erſchollen, wie alle ſchönen Empfindungen, die von der kleineren irdiſchen Bedrängniß gefeſſelt, in den ruhigen Häuſern zurückgedrängt waren, wie eine befreite

himmliſche Geſtalt über der brennenden Stadt mit ſilbernem, fern hin erſchimmerndem Fittig ſchwebten. Die Liebe trat inbrünſtiger hervor, die Herzen erwärmten ſich an der feurigen Gluth, die dasjenige verzehrte, was innerlich trennte, wenn es auch äußerlich vereinigte, und, wie in einer allgemeinen Umarmung verſunken, vergaßen wir Neid und Haß und jede kleinliche Begierde.“

Die Zeit, in welche Frieſen's aufſteigende Jugend fiel, war eine ſolche, war die Zeit von 1808 bis 1813. Die Unterdrückung, das Elend, die Schmach der Nation laſteten auf den Herzen der Jünglinge und ſpornten ſie an zu kühnen und großen Thaten. Es galt die Freiheit, die Unabhängigkeit wieder zu erringen, und dieſes Ringen, das ſeinen Herd beſonders in der preußiſchen Hauptſtadt hatte, wo Frieſen ſeit den erſten Jahren des neuen Säculums weilte, ließ in dieſer auf einmal ganz wunderſame Dinge zum Vorſchein kommen. „Da war,“ heißt es in einer ihrer Schilderungen, „da war wieder die Rede von einem großem deutſchen Vaterlande, was wie lieblicher Mährchengeſang verſchollener Tage klang; da las der Profeſſor von der Hagen über das Nibelungenlied und förderte herrliche, lang verſchüttete Schätze, die alten, lieben deutſchen Klänge von Männerthum und Waffenſpiel wieder zu Tage; der kühne, unerſchrockene Fichte hielt mitten von Feinden umgeben vor der begeiſterten ſtudirenden Jugend und andern

Zuhörern aus allen Ständen ſeine hinreißenden Reden an die deutſche Nation. Und draußen in der Haſenhaide ſammelten ſich die Turner um Jahn zu rüſtigem Spiele des Leibes, zur Stählung von Herz und Arm. Worauf dies zielte, wußte jeder, auch der kleinſte Turner. Die Gewalt des Augenblicks beherrſchte jedwedes Streben. Die Turner lernten in kräftigem Muskelſpiele des Leibes und fröhlichem Tummeln auf dem Turnplatze zugleich jegliche Nationaltugend und grimmigen Haß gegen die Feinde. Jeder berechnete nur bei ſeinen Uebungen, wie viel Kraft er noch erwerben müſſe, um eine Waffe führen zu können. Der Geiſt der Zeit machte den Turnplatz zu einer Weihestätte des Lebens und zu einem Heerde aller Nationaltugenden."

Daß das aber ſo war und wurde, dazu hat Frieſen weſentlich mitgeholfen. Frieſen war Lehrer und als ſolcher von großem Einfluſſe auf die heranwachſende Generation. „Durch ſeine äußere Erſcheinung gewann er die Herzen ſeiner Schüler, durch ſein Wiſſen ihre Achtung. Aber Keiner verſtand es beſſer, als er, ihre Liebe ſich zu erwerben. Streng und fleißig in ſeiner eigenen Pflichterfüllung, verlangte er ein Gleiches auch von ſeinen Schülern, aber dann war er ihnen wie ein gütiger Freund oder älterer Bruder, der ihre Anſchauungen, Empfindungen und Gefühle verſtand wie Keiner. Oftmals führte er ſie

hinaus in Feld und Wald, in ihren Spielen ihr Unterweiser wie in der Wiſſenſchaft. Hier auf grünem Raſen unter rauſchenden Eichen und wehenden Birken vernahmen ſie aus ſeinem Munde Lehren über Tugend und Vaterlandsliebe, die zündende Funken in ihren Herzen wurden.«

Dabei aber blieb Frieſen nicht ſtehen. Nachdem er eine Fechtſchule gebildet, aus welcher ſpäter ein vollkommen neues Syſtem der Waffenführung und deren erſte Meiſter hervorgegangen ſind, nachdem er Schwimm- und Reitunterricht neben Mathematik und Zeichnen ertheilt, warf er ſich mit der vollſten Begeiſterung ſeiner Seele in jene vorhergeſchilderte Turnkunſt, die unter Jahn aufzublühen begann und in Frieſen ihren eifrigſten Förderer, ihren Apoſtel Johannes fand.

Was er in ihr erkannt und erſehen, beweiſet die eine Thatſache ſchon, daß er und Jahn die Erſten waren, die nach Breslau eilten, um dort das Lützow'ſche Freicorps begründen zu helfen. Hier erwarb er ſich die Liebe und Achtung Aller, mit denen er in Berührung kam. Lützow ſchenkte ihm ſogleich ſein volles Vertrauen; deſſen Gattin knüpfte einen Briefwechſel mit ihm an, der bis zu ſeinem Tode dauerte. Körner, der ſpäter in ſeinen Armen ſtarb, ſchloß ſich mit vielen der erſten Männer und Jünglinge begeiſtert ihm an. Auch ſeinen Buſenfreund, Auguſt Frhrn. v. Bietinghoff, lernte er hier wohl kennen, wo aller

Wahrſcheinlichkeit nach zwiſchen den Waffenbrüdern jenes Gelübde gewechſelt wurde, nach welchem der Ueberlebende ſich verpflichtete: den auf dem fremden Boden Gefallenen in heimathlicher Erde zur Ruhe zu verhelfen.

Wie anzunehmen, ging die Anregung zu dieſem feierlichen Verſprechen von Frieſen aus. Frieſen, der in Berlin beim Abſchiede zu einem Freunde geſagt: „Lebwohl; auf der grünen Wieſe ſehen wir uns wieder; ſie wird blutroth werden: mancher Edle wird fallen, manche Thräne um den erſchlagenen Freund geweint werden,“ Frieſen trug wie beinahe alle ſeiner organiſirten, edleren Naturen beſtändig Todesgedanken und Ahnungen im Herzen. Es ſcheint, daß dieſelben die geheimnißvolle Atmoſphäre ſind, in welcher alle Tugend und Größe nur um ſo üppiger gedeiht, um ſo näher ihre Träger ſich darin der irdiſchen Vergänglichkeit fühlen. Die ſtete Erinnerung, das unausgeſetzte Eingedenkſein des nahen Endes macht jede Handlung, jedes Unternehmen geweihter und reiner, giebt ihm ein heiliges Etwas, einen ſtrahlenden Glorienſchein, jenen lichten Schimmer, der wie das Leuchten von Cherubsflügeln uns übrigen Erdenwohner in innerſter Seele trifft.

Bei Frieſen iſt etwas Aehnliches entſchieden auch der Fall und daraus erklärt ſich die Verehrung und das Anſehn, die er überall und von Allen genoß, die jemals in ſeine Nähe kamen. Er ging immer wie dem Himmel zu,

wie den Sternen entgegen: eine lichte, rührende Jünglingsgestalt, bei deren Erſcheinen mehr als Einer ſich an das von Schiller ſo ſchmerzlich beklagte Loos des Schönen auf der Erde und daran erinnerte, daß es das Schickſal roh und kalt unter den Hufſchlag ſeiner Pferde zu werfen liebt.

Auch Frieſen ſelbſt dachte daran und darum wird man es denn auch nicht befremdlich finden mögen, daß er gegen den Seelenfreund die flehende Bitte ausſprach: ſeine Gebeine nicht in fremder Erde modern zu laſſen, ſondern ſie heim in die vaterländiſche zu tragen, in der ſein ganzes Weſen und Leben wurzelte.

Die Zeit des großen patriotiſchen Aufſchwungs hatte auch die Herzen und Gemüther der einzelnen Menſchen gehoben und ſie im Schiller'ſchen und Jean Paul'ſchen Sinne den erhabendſten Ideen geneigt gemacht. Tauſende von Jünglingen forderten Arm in Arm mit dem Freunde das Jahrhundert in die Schranken, in welchem die „große Freundſchaft“ des Titus- und Levana-Dichters zur Sitte des Tages gehörte. Im Anſchluß an dieſe Sitte thaten ſich Frieſen und Bietinghoff einander jenen heiligen Schwur, den der Letztere in ſo hingebender und ewig denkwürdiger Weiſe gelöſt hat.

Als er vernahm, daß der theure Freund im Ardennen-Walde gefallen, ruhte er nicht, bis es ihm geſtattet ward, deſſen ſterbliche Ueberreſte aufzuſuchen. Als er ſie gefunden

und als ſolche erkannt, ſchrieb er einem Freunde: „Ich habe beim Anſchauen und gewiſſenhaften Ueberzählen der Gebeine die bitterſten Thränen vergoſſen und ſeinen wahrhaft königlichen Schädel mit eben der Liebe und Freundſchaft geküßt, wie ich dies bei ſeinen Lebzeiten in Glück und Unglück ſtets gethan. Es fehlen mir die Worte, um Dir meine Empfindungen in ihrem ganzen Umfange auszudrücken, die mich bei dem Bewußtſein durchdringen, die Gebeine meines Freundes, deſſen Andenken die Zeit nie und nimmer verwiſchen kann und wird, in meiner Stube zu wiſſen.“

In ſeiner Stube aber mußte ſie Bietinghoff neunundzwanzig Jahre wiſſen. In einem eiſernen, ſargähnlichen Kaſten gebettet, hatte er ſie beſtändig neben ſeinem Lager ſtehen, deſſen Ruhe er beinahe niemals ſuchte, ohne ſein weinendes Auge auf ihnen ruhen gelaſſen zu haben. Der Schmerz über den Tod des Freundes wurde durch die ſchweren, düſteren Zeitumſtände verſtärkt, die kurz nach Beendigung der Befreiungskriege eintraten und ſo verkehrte, ſo elende und nichtsnutzige waren, daß Bietinghoff nicht wagen durfte: für Frieſen ein feierliches Begräbniß zu fordern. Lützow war damals in Ungnade und von ſeinen Getreuen, den Mitgliedern ſeiner wilden, verwegenen Jagd zu ſprechen galt nahezu für ein Staatsverbrechen. Da Bietinghoff die ſterblichen Ueberreſte Frieſens nicht ſtill

eingeſcharrt ſehen wollte, wie die eines Verfehmten oder Miſſethäters, ſo bewahrte er ſie treu bei ſich bis zum Jahre 1843, wo ſie endlich am 15. März zu Berlin mit Bewilligung König Friedrich Wilhelm des Vierten auf dem Invalidenkirchhofe feierlich beigeſetzt wurden.

Profeſſor Zeune, ein anderer Freund und Kampfgenoſſe Frieſen's, ſagte an ſeinem Grabe: „Wir begehen heute eine ungewöhnliche Feier, eine Feier, die kaum in Jahrhunderten, ja in Jahrtauſenden wiederkehrt: wir beſtatten die Gebeine eines längſt Verblichenen. Erde von Erde, Staub zu Staub.“

Und in der That, auch in dieſem Umſtande liegt eine gewiſſe Gunſt der Gottheit. Das Außergewöhnliche, Seltſame des ganzen Vorgangs umkleidet das Andenken Frieſen's mit einem neuen, poetiſchen und romantiſchen Reize mehr. Die Handlung des treuen Freundes gloriſicirt ihn und breitet die beſtrickendſten Zauber der Dichtung über ſeinen Namen hin, daß er gleichſam wie im Sagenduſte der Geſchichte erſcheint.

„Wie einſt bei deutſchen Kaiſer-Krönungen laut ausgerufen wurde: Iſt kein Dalberg da? ſo ſoll man künftig, wenn Freunde im Kampfe auf feindlichem Boden fallen, ausrufen: Iſt kein Bietinghoff da?“

Bietinghoff und Frieſen ſind in der That Freunde, werth der Poeſie zu begeiſterndem Vorwurf zu dienen. Auch das iſt wie eine rührende Fügung des Himmels, daß

Erſterer kurz nach der Beerdigung der Frieſen'ſchen Ueberreſte verſchied, als hätte der Tod nur ſo lange gewartet, um ihm ſein heiliges Verſprechen erfüllen zu laſſen.

Die endliche Erfüllung deſſelben aber hat Frieſen's Name und Bedeutung neu in Erinnerung gebracht und veranlaßte, daß man auch ſeiner in der Jubelfeier von 1813 nicht vergeſſen. Nie auch ſollte man das. Namentlich in den Kreiſen der Turner nicht, die ſich kein herrlicheres Vorbild als in ihm gegeben erachten können. Frieſen iſt mit ſeinem ganzem Weſen und Thun, Leben und Sterben der verkörperte Wahlſpruch der Turner: frei, friſch, froh, fromm, und ſteht wie ein verklärter Genius über ihrer Sache, der aufſteigend aus ſeinem eigenen und dem Blute vieler andern treuen deutſchen Herzen ihren Jüngern ewig ermahnend die begeiſterten Worte von Goethe's Egmont zuruft: „Und Euer Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich Euch ein Beiſpiel gebe!“

Ein deutſcher Charakter.

Als ein ſolcher iſt vorzugsweiſe wohl zu bezeichnen: Johann Gottfried Seume.

Seume iſt berühmt durch ſeinen „Spaziergang nach Syrakus“, durch „Mein Sommer“, durch ſeine Schriften über Polen und Rußland, ſeine Gedichte und ſeine Selbſtbiographie. Seine geſammelten Werke ſind bei Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig erſchienen und liegen in acht Bänden vollſtändig vor.

Wer ſie leſen mag: wird einen ſeltenen Charakter, eine durchaus ſtoiſche Natur in ihrem Verfaſſer kennen lernen. Seume war, wie er ſelbſt von ſich ſagt, „vom Schickſal geſtoßen.“ Er hat ein ſchweres, hartes Leben durchgemacht und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß er ein Herz voller Schwielen bekam. Sein Weſen war derb und vierſchrötig, aber das eines durchaus rechtſchaffenen Mannes. Schmeicheln, Liebedienern, Katzenbuckeln war ſeine Sache nicht. Er ſprach ſo zu ſagen von der Leber weg und

nahm kein Blatt vor den Mund. Sein Ton iſt herb und ſtreng, aber voll feſter Ueberzeugung, voll Muth und Entſchloſſenheit. Man fühlt ſeinen Worten an, daß ſie aus einem Daſein ſtammen, welches reich an Entbehrungen und arm an Genüſſen war.

Wir ſagen mit Willen: man fühlt ihnen das an, denn eigentlich ausgeſprochen liegt es in ihnen nicht. Seume war nicht der Mann der Klage. Er iſt eine gefaßte Natur, die keine Thränen und Seufzer für ihr Unglück hat. Er trug es und eben dies Tragen ließ ihm keine Zeit es zu erzählen. Seine Erzählung galt nur den Thatſachen, den Ereigniſſen, der Geſchichte und nur ſoweit ſein Leben damit im Zuſammenhange ſtand, erörterte er es, ſogar in ſeiner Selbſtbiographie, die mit einer klaſſiſchen Einfachheit verfaßt iſt und in vieler Beziehung als einzig daſteht.

Es charakteriſirt Seume, daß er ausruft: „Es giebt nur eine Tugend, und dieſe Tugend iſt Gerechtigkeit.“

Gerade ihn dieſen Ausruf thun zu hören, iſt ungemein rührend, denn Seume hat ſein ganzes Leben hindurch vorzugsweiſe von der Ungerechtigkeit zu leiden gehabt. In der Schule, auf dem Seminar, im Dienſt, in der Liebe hat man ihm Unrecht gethan. Ja, in der Liebe ſelbſt! Armer Seume, wie konnteſt Du auch nur glauben, daß ein Mädchen Dich lieben würde, Dich, der Du die Schwere

des Geſchicks auf der Stirne und den Gram über die menſchliche Elendigkeit um die Lippen trugſt. Haſt Du tanzen, haſt Du koſen, haſt Du mit Anmuth tändeln gelernt? Nein, Du haſt nur recht denken und wahr empfinden gelernt! Deine Liebe wußte nichts von Galanterie; ſie konnte mit keiner Locke, mit keinem Fächer ſpielen; ſie ſchmolz nicht unter dem Schlage der Nachtigall in Wehmuth, unter dem bleichen Schimmer des Mondes in keine weinerliche Sentimentalität dahin. Werther's blauer Frack und gelbe Nankinghoſen ſtanden Dir nicht zu Geſicht. Du haſt kein Geſchick zum Knien, kein Talent zum Lächeln gehabt. Armer Semme, Du konnteſt nicht einmal zärtlich ſein! Wie man einen weißen Nacken küßt, wie man zierliche Hände ſtreichelt, ach, das haſt Du aus dem Homer und Virgil nicht herauslesen können. Das Alles aber wünſcht ein Mädchen von einem Manne, wenn es an ſeine Liebe glauben ſoll. Es will ſie in kleinen Portionen haben, wie nach einem Recepte: alle halben Stunden einen Theelöffel voll. Und Du, Du konnteſt ſie nur im Ganzen, nur groß, im Ausdruck der Antike geben. Alles Spieleriſche war Dir fremd: Deine Liebe war wie ein Grieche zur Zeit des Lykurg, ganz menſchlich wahr und nackt.

Ein Brief an Deine Geliebte bezeugt das. Rührend ſchriebſt Du einmal:

„Man klagt mich ſo ſehr der Härte, der Unempfindlichkeit, der Rohheit an, und in meinem Character, der meiſtens der eiſernen Vernunft folgt, liegt etwas, das jener Beſchuldigung einigen Anſchein von Wahrheit giebt. Aber ich verſichere Dich bei Allem, was einem ehrlichen Manne heilig ſein kann, es iſt nur Schein, und wer in den Character nicht tiefer eindringt, bleibt bei dem Schein ſtehen. Du machſt mir vielleicht einſt den nämlichen Vorwurf, wenn meine Liebe ſich in das Kleid des Vernunftmäßigen ſchickt, meine Seele ſich vielleicht in die kalte, ſtoiſche Ruhe ſetzt, und Du dann glaubſt, das Feuer meiner Empfindungen ſei ausgeſtorben. Das würde mir ſchrecklich werden; denn ich verſichere Dich, bei meiner anſcheinenden Ruhe kocht es oft in der Tiefe wie ein Vulkan. Thue mir nie das Unrecht, Liebe, je an meinem Herzen zu zweifeln; ſetze es auf die Probe wie Du willſt, es wird Probe halten. Meine Empfindungen ſind ewig, denn ſie ſind wahr. Wenn ich nur einmal ſo glücklich wäre, näher um Dich zu ſein, mit Dir in innigeren Verhältniſſen zu ſtehen, damit Du mich ganz kennen lerneſt und ſäheſt, daß ich ein Herz, wie das Deinige, ganz verdiene. Siehſt Du, beſtes, trautes Mädchen, meine Verſe könnten Schminke tragen, meine Moral könnte Wortgepränge ſein, meine Briefe könnten lügen, meine Reden könnten Praſt ſein, meine Küſſe könnten Dir heucheln, denn wer würde nicht ein ſchönes, liebenswürdiges Weſen feurig küſſen, wenn er deſſen Herz beſtricken wollte: Alles an mir könnte Dich betrügen: aber nicht meine Handlungen, welche Dokumente bleiben, für oder gegen mich, nicht die herzliche, innige Aufmerkſamkeit, mit der ich ununterbrochen mein ganzes Leben für Deine Glückſeligkeit wachen würde.“

Wie treu, wie gut, wie bieder ſind dieſe Worte; es liegt der ganze Menſch darin, den man achten, ſchätzen,

verehren muſt. Aber lieben? Nein, armer Seume, lieben mußte ein Mädchen Dich nicht, denn Dein Weſen enthielt keine Nöthigung dazu. Du ſchwärmteſt zu wenig, Du hatteſt kein ſüßes Herz, Du riefſt die Sterne nicht an! Wer heißt Dich in Deiner Liebesepiſtel von Deiner Ehrlichkeit reden? Ehrliche Männer heirathen die Mädchen wohl, aber ſie brauchen ſie darum nicht zu lieben. Die Liebe hat ganz andere Mittel und dieſe verwirfſt Du. Du willſt nicht betrügen, nicht beſtricken, das Herz nicht im Sturm der ſinnlichen Leidenſchaft nehmen; Du willſt es verdienen durch Deinen Charakter, Deine Manneswürde, Deine Tugend. Braver Seume, wenn nur das Verdienſt die Liebe gäbe: es würden alle Jahrhunderte vielleicht blos drei Männer geliebt. Zum Glück aber iſt die Liebe an nichts weniger, als an das Verdienſt geknüpft. Behandelt jeden nach Verdienſt, ſagt Hamlet, und wer iſt vor Prügeln ſicher. Von Liebe ſpricht er nichts und am wenigſten von Deiner Liebe, die ſo echt deutſch, ſo bürgerlich-häuslich war und gleich von Familie träumte! Nicht vom Wonnerauſch der Gefühle, vom Freudentaumel der Sinne, von der Glückſeligkeit des Herzens ſprichſt Du, Du ſprichſt von Kindern zu Deiner Geliebten. Du ſchreibſt: „Das denke ich mir durchaus als die ſeligſte Periode der ganzen Erdenexiſtenz, wenn Du mir einen Knaben oder ein liebliches Mädchen entgegentragen wirſt.“ Das nennſt Du Deine

„ſüße Schwärmerei!“ Thörichter Seume, davon redet ein Liebhaber nicht. Es iſt gegen das „weibliche Zartgefühl,“ zu einem Mädchen vom Mutterwerden zu reden und ſelbſt wenn dies Mädchen unſere Braut iſt. Das konnte ein Römer zur Zeit der Gracchen thun; bei uns iſt das unſchicklich und ein Verſtoß gegen den guten Ton geworden.

Das wollteſt Du nicht einſehen und begreifen; Du warſt von einer echt männlichen, klaſſiſchen Naivität und Einfachheit. Nichts Menſchliches konnte Dich in Verlegenheit ſetzen. Du wurdeſt nur roth vor der Schamloſigkeit und verlegen vor der Lüge. Grade Ehrlichkeit war die ganze Mitgift Deiner Geburt, die in der Hütte eines Bauers erfolgte. Du hatteſt zwar Griechiſch, Lateiniſch, Engliſch und Franzöſiſch reden, aber keine Komplimente machen gelernt. Kurz, Dein Naturell war von recht hausbackener Natur; was ſich nicht nur in der Liebe, ſondern auch in Deinen politiſchen Anſichten ausſpricht, die, ſo trefflich und geſinnungstüchtig ſie auch geheißen werden müſſen, doch immer ein wenig trocken und beſchränkt erſcheinen.

So ſieht Seume z. B. in allem Ernſte das Heil eines Staates allein in einem richtigen Steuerkataſter. Er ſagt: „Das ganze Schibolet und das Palladium der Staatsveränderung iſt ein mathematiſch richtiger Steuerkataſter.“ Die Franzoſen, meint er, ſind zumeiſt dadurch eine große Nation geworden.

So ſehr man aber auch wird zugeben müſſen, daß ein ſolcher Kataſter zum Glücke eines Volkes beitragen kann, ſo ſehr doch wird man ſich heute hüten, politiſch allein darauf fußen zu wollen. Dafür hat man jetzt noch andere Grundlagen, andere Forderungen. Seumen ſind indeſſen die ſeinigen durchaus zu verzeihen, denn ſie ſind ihm natürlich. Er hat das Glück und den Wohlſtand ſeiner Eltern unter ſchweren Abgaben erliegen und zu Grunde gehen ſehen. Was Wunder alſo, daß er dieſe in dem Werthe richtiger Vertheilung, der ihnen allerdings zuerkannt werden muß für den Staat, auf eine ſeltſame Weiſe überſchätzt? Dieſe Ueberſchätzung iſt die Folge der Gradheit, man möchte ſagen: der Einfältigkeit (dieſes Wort natürlich nur in der edelſten Bedeutung genommen), die ſeinem Charakter eigen iſt und die ſich immer befliſſen zeigt, die Dinge und Erſcheinungen von ihrer einfachſten und natürlichſten Seite zu nehmen. Man findet dies häufig bei Menſchen, die vom Schickſale gehärtet worden ſind.

Dieſe Härtung des Schickſals erfuhr wohl aber ſelten Jemand mehr, als Seume. Seine ſonderbaren Erlebniſſe ſind bekannt. Man weiß, daß er früh den Vater verlor, daß er arm ſtudiren mußte, den heſſiſchen Werbern in die Hände fiel und vom Landgrafen von Kaſſel, dem damaligen „großen Menſchenmäkler," wie ihn Seume in ſeiner Selbſtbiographie benennt, nach der neuen Welt verkauft wurde.

Rechnet man zu dieſem Allen die Undankbarkeit hinzu, mit der ſeine Dienſte, die er Rußland geleiſtet hatte, belohnt wurden, die vielen Täuſchungen in den Menſchen, denen er ſich hingab, und die Troſtloſigkeit, mit der er auf ſein Vaterland blickte, ſo wird man erſtaunen müſſen, ihn bei alledem brav, tüchtig und wenig verdroſſen zu finden. Nicht einmal menſchenfeindlich wurde er, im Gegentheil, er liebte die Menſchen, freilich nicht, weil ſie ihm ſo über Alles liebenswerth erſchienen, ſondern weil er es für rechtſchaffen hielt, es zu thun. Er that es aus Princip: weil er erkannte, was Platen ſo vortrefflich in den Worten ausſprach:

„Denn ach, die Menſchen lieben lernen,
Es iſt das einz'ge, wahre Glück!“

Dieſes einzige wahre Glück zu erringen, dazu gehört viel Muth, viel Stärke, viel Selbſtüberwindung. Deswegen hat Platen ſeinen Ausſpruch auch mit jenem melancholiſchen Ach begleitet, das wir in den eben angeführten Verſen bemerken können. Dieſes melancholiſche Ach iſt häufig in den Werken Senne's anzutreffen, aber doch auch immer zugleich mit jenem wahren einzigen Glücke, mit der Liebe zu den Menſchen, die ſich der Autor unter allen Umſtänden zu bewahren gewußt. Selbſt dann noch, als er ſeufzte: „Es iſt mir ſeit langer Zeit ein etwas trauriger Gedanke, ein Deutſcher zu ſein.“

Wie ſehr ihn dieſer traurige Gedanke aber gedrückt haben muß, wird jeder im Stande ſein, ſich vorzuſtellen, der da weiß, daß Seume eigentlich niemals ein poetiſcher, ſondern vielmehr immer ein überwiegend politiſcher Character geweſen. „Wenn man mir vorwirft," ſagte er in ſeiner Schrift: „Mein Sommer," welche 1806 im Druck erſchien, „daß dieſes Buch zu politiſch iſt, ſo iſt meine Antwort, daß ich glaube, jedes gute Buch müſſe näher oder entfernter politiſch ſein. Ein Buch, das dieſes nicht iſt, iſt ſehr überflüſſig oder gar ſchlecht."

Seine Vorrede zu ſeinem „Spaziergang nach Syrakus," der 1803 erſchien, iſt in dieſer Hinſicht beſonders merkwürdig. Sie ſtimmt einen ſtrengen, ganz ernſt politiſchen Ton an, indem er es laut ausſpricht, daß man doch in Deutſchland um Gotteswillen nicht ewig „Milch trinken ſolle." „Bei dieſer Kindernahrung," fährt er fort, „möchte man uns gar zu gern beſtändig erhalten." Aber, ſchreibt er weiter: „Ohne ſtarke Speiſe wird kein Mann im Einzelnen, werden keine Männer im Allgemeinen: das hält im Moraliſchen, wie im Phyſiſchen." An einer andern Stelle lauten ſeine Worte: „Die Sclaven haben Tyrannen gemacht, der Blödſinn und der Eigennutz haben die Privilegien erſchaffen, und Schwachheit und Leidenſchaft verewigen Beides. Sobald die Könige den Muth haben werden, ſich zur allgemeinen

Gerechtigkeit zu erheben, werden ſie ihre eigne Sicherheit gründen und das Glück ihrer Völker durch Freiheit nothwendig machen. Aber dazu gehört mehr, als Schlachten gewinnen. Bis dahin wird und muß es jedem rechtſchaffenen Mann erlaubt ſein zu glauben und zu ſagen, daß alter Sauerteig alter Sauerteig ſei.“

Das hat Semme redlich gethan ſein Lebelang und nichts darnach gefragt, was man für Geſichter dazu ſchneide. Es lag in ihm etwas vom Athem der franzöſiſchen Bergpartei, aber geregelt und geſchult von dem Geiſte männlicher Tugend. Er war ein vernünftiger Robespierre. Groß hat er von ſich geſagt: „Ich habe mich in meinem Leben nie erniedrigt, um etwas zu bitten, was ich nicht verdient; und ich will auch nicht einmal bitten, was ich verdiente. Es ſind in der Welt viele Mittel ehrlich zu leben: und wenn keines mehr iſt, finden ſich doch einige nicht mehr zu leben.“

Dieſe Anſchauung war bei Semme keine kindiſche Drohung. Er war der Mann ſie wahr zu machen. Ein gutes Geſchick aber hat verhütet, daß ſie ſich zu erfüllen brauchte. Er iſt einſam und ſtill, an alten Wunden und Gebrechen, wie an dem Schmerz einer unerwiederten Liebe am 13. Juni 1810 ſiebenundvierzig Jahre alt in Teplitz geſtorben. Fichte und ſeine Frau, wie auch Frau von der Recke aus Dresden haben an ſeinem Grabe ge-

ſtanden, das Freunde mit einem Steine geziert haben. Hierunter ruht er nun, der wahre „Bürger einer neuen Zeit.“

Möge ſein Andenken unvergeſſen bleiben. Kein deutſcher Mann und Patriot hat es mehr verdient, als Johann Gottfried Seume.

Rudolph Gottschall.

Man ist längst darüber einig, daß sich in der Literatur der Geist und das Leben einer Nation am unmittelbarsten und deutlichsten ausprägen. Die Literatur ist gleichsam das Geschwisterkind der Geschichte und weist jeder Zeit eine gewisse Familienähnlichkeit mit dieser auf, ja, sie theilt auch meist deren Geschicke, ist in alle ihre Triumphe und Niederlagen verflochten. In der Literatur vernimmt man so zu sagen das Herzklopfen der Geschichte, gewahrt man ihr freudiges Erröthen, ihr zaghaftes Erbleichen, den jubelnden Aufschrei der Thatenlust, den Mark und Bein erschütternden Schmerzlaut nationaler Verzweiflung.

Mit Goethe und Schiller hat unsere Literatur überdies zwei Genien erhalten, von denen sich nicht mit Unrecht behaupten läßt, daß sie in ihrer Vereinigung gewissermaßen den Janustempel unseres Volkes abgeben. Wie im alten Rom nach Numa's Verordnung dieser Tempel bei dem Anfange eines Krieges geöffnet wurde und, so lange der

Krieg dauerte, offen blieb, im Frieden aber geſchloſſen ward, ſo läßt ſich auch in Deutſchland gleichſam Krieg und Frieden an der Vogue und Gunſt des einen oder des andern dieſer Genien erkennen. Goethe iſt der Genius des Friedens: ſein Geiſt und Ruhm erfüllt die Deutſchen in innerlichen Entwickelungsperioden, in Kunſtepochen; der von Schiller ſteigt empor in Bewegungszeiten, in hiſtoriſchen und politiſchen Phaſen: er iſt der Genius des Kampfes. Seine Muſe iſt kriegeriſch gezeugt; ſie hat etwas von dem Commandowort und der Geſte des Feldherrn. So oft die deutſche Nation geſchichtlich ihre Zelte abbricht und weiter zieht, um die Himmelsgegend der Freiheit zu ſuchen, ſo oft auch tritt Schiller's Dichtung an ihre Spitze und erfüllt ſie mit ihrem Schwung und Pathos, ihrem Styl und Impulſe.

Das war auch wieder der Fall, als vor mehr als fünfundzwanzig Jahren ein damals neunzehnjähriger Jüngling mit ſeiner erſten Dichtergabe vor das deutſche Publikum trat. Der junge Poet war Rudolph Gottſchall, welcher ſich inzwiſchen längſt einen Ehrenplatz unter den Stimmführern unſerer modernen Poeſie erworben.

Er iſt am 30. September 1823 in Breslau geboren, wo ſein Vater als preußiſcher Artillerie-Officier um jene Zeit in Garniſon ſtand. Später an den Rhein verſetzt, verlebte

der Sohn ſeine erſte Jugend in Mainz und Coblenz, beſuchte hier die Gymnaſien und prüfte dabei zugleich ſein dichteriſches Talent in frühzeitigen literariſchen Experimenten aller Art. Schiller und Jean Paul waren damals die Lieblingsdichter des aufſchießenden Jünglings, und dieſe Neigungen motiviren ſich zumeiſt wohl aus der Familien- und landſchaftlichen Umgebung Gottſchall's. Die Rheingegend mit ihren Burgen, rebenumkränzten Ufern, großen Sagen und Erinnerungen weckte, beſonders in hellen Mondſcheinnächten und bei verſchleierten Sonnenuntergängen, ein gewiſſes ſentimentales Naturgefühl in unſerm angehenden Poeten, ein ſentimentales Naturgefühl, das in Stunden der Dämmerung oder unter die Zauber lauer Sommernächte geſtellt, ſich in endloſen Wehmuthſchwelgereien und Thränengüſſen Luft machen konnte. Daneben erzeugte die militäriſche Beſchäftigung des Vaters in dem Geiſte des Sohnes zugleich eine Vorliebe für das kriegeriſche Element und dadurch für Schiller, in dem gerade dieſes Element vorzugsweiſe vertreten iſt. Der junge Rudolph begleitete ſeinen Vater auf deſſen Uebungsmärſchen nach Coblenz, theilte mit ihm das Quartier auf den Dörfern und machte die geſammten Schießübungen der Artillerie bei Tag und Nacht mit durch. Friſche Bilder aus dem Soldatenleben, ein munterer Zeltlagerton, die Feuerkugeln und Bomben ſind der Muſe unſeres Dichters von damals in beſtändiger Erinnerung

geblieben. Von damals hat ſie auch einen gewiſſen martialiſtiſchen Zug und die Neigung behalten, ſich zu Zeiten mit einer etwas herausfordernden Miene den Bart zu ſtreichen. Es harmonirte das mit dem veränderten Zeitgeiſt. Die ganze Sturm- und Dranglyrik von 1848 hatte ſchon ſeit geraumer Zeit ihre geſattelten Muſenroſſe im Vorhofe der Literatur, in der Journaliſtik ſtehen. Georg Herwegh ſetzte bereits den einen Fuß in den Steigbügel.

In dieſem Momente wagte ſich Rudolph Gottſchall mit jener erſten eigentlichen Dichtergabe, den „Liedern der Gegenwart“ in die Oeffentlichkeit und zwar von Königsberg aus, wo er, nachdem ſein Vater 1839 den Abſchied genommen und nach dem oſtpreußiſchen Städtchen Raſtenburg übergeſiedelt war, ſeit 1841 als Studioſus der Rechte der Univerſität angehörte. In Königsberg warf dazumal der Liberalismus hohe Wogen. Die „Hartung'ſche Zeitung“ ſtand mit ihren Leitartikeln an der Spitze der Bewegung; Johann Jacoby war der Mann des Tages, Ludwig Walesrode mit ſeinen humoriſtiſchen Vorleſungen und Journalaufſätzen ſein Adjutant.

Der junge Student, der fleißig ſeine Collegien bei Simſon und Roſenkranz beſuchte und deſſen Herz mit großen Problemen geſchwellt war, gerieth und mußte ſelbſtverſtändlich in die Strudel der Bewegung hineingerathen: ſeine „Lieder der Gegenwart“ entſprachen ganz den Ein-

drücken ſeiner Jugend, dem Einfluß Schiller's und den Verhältniſſen des Tages. Sie ſchlugen einen hohen, pathetiſchen, kecken und provozirenden Ton an; es waren in Verſe gebrachte Apoſtrophen an das Volk. Das Büchlein wurde mit außerordentlichem Beifalle begrüßt. Die Gunſt der öffentlichen Meinung, welche damals von Königsberg aus den Aufgang der deutſchen Freiheit erwartete, ſtellte Gottſchall als oſtpreußiſchen Lyriker, trotz ſeiner neunzehn Jahre, alsbald in eine Linie mit den Koryphäen der Bewegung; die Gedichte wurden in der ganzen deutſchen Preſſe nicht nur mit Anerkennung, ſondern geradezu mit ſtürmiſcher Begeiſterung beſprochen; Gottſchall wurde, man darf ſagen, in vier Wochen berühmt, — viel zu früh für ſeine Leiſtungen und ſein Glück! Der raſche Erfolg machte ihn übermüthig und ließ ihn zu dem Glauben kommen, daß er, ein Liebling der Götter und der Muſen, nur luſtig weiter zu produciren habe, um ſeinen Weg mit Lorbeern beſät zu machen. Wie ſchwer hat er ſich darin betrogen! Mit furchtbaren Anſtrengungen nur iſt es ihm möglich geworden, den früh geſchenkten Kranz des Ruhms ſich auf die Länge zu bewahren und zu verdienen. Er hatte den goldenen Preis lange vor der Arbeit. Die Arbeit folgte dem Preiſe erſt nach und welche Arbeit!

Er hat eine harte Schule durchgemacht und jeden ſpäteren Succeß nur mit dem Aufgebot aller ſeiner Kraft

und nach einem ausdauernden Kampfe mit einem widerlichen Geſchicke errungen. Mehr als ihm ſeine liberale Richtung im erſten Anlaufe Vorſchub geleiſtet, hat ſie ſpäter ihm Nachtheil geſtiftet. In ihre Wirren, ihre Mißhelligkeiten, ihre Wirbelwinde hineingeriſſen, hat ſeine Muſe natürlich ſich vor gewiſſen Ueberſtürzungen und Ausartungen nicht hüten können und iſt in Folge deſſen auch von der ganzen Wucht ihrer Rückſchläge und Widerwärtigkeiten betroffen worden. Gottſchall's Name iſt beinahe in alle ihre Frevel und Sünden, in alle ihre Heimſuchungen eingewoben.

Eine dieſer Heimſuchungen trat jetzt an ihn heran, die maßgebend wurde für ſein ganzes ſpäteres Leben. Walesrode hatte eine Vorleſung für Studirende angekündigt, allein der damalige Regierungsbevollmächtigte unterſagte ſie. Die ſtudirende Jugend machte den Letzteren, den Geheimen Rath Schubert, dafür verantwortlich und beſchloß ihm eine Katzenmuſik zu bringen. Obgleich ſich die große Mehrzahl der Studirenden daran betheiligte, wurden doch nur Einzelne daraus herausgegriffen und mit dem consilium abeundi beſtraft. Zu den ſo Beſtraften gehörte auch Rudolph Gottſchall. Sein eigener Ruf wies zu verlockend mit dem Finger auf ihn hin, als daß man aus der Menge nicht gerade ihn hätte herausgreifen ſollen. Ausgeſtoßen aus dem Univerſitätsverbande in Königsberg,

ſchnallte er denn ſein Ränzchen, um in ſeine engere Heimath Schleſien zurückzukehren. Doch erging es ihm hier nicht viel beſſer. Er hatte allerdings von dem Miniſterium auf ſein Anſuchen wieder die Erlaubniß erhalten, in Breslau Collegia hören zu dürfen, ohne indeſſen förmlich immatriculirt zu ſein. Da begab es ſich eines ſchönen Tages, daß einige Studenten im Collegium des Profeſſor Braniß zu trommeln begannen, weil derſelbe auf die junghegel'ſche Philoſophie loszog. Ein gutgeſinnter Student tadelte ſie deshalb in der Zeitung und wurde in Folge deſſen vor eine Studentenverſammlung geladen, um ſich zu vertheidigen und zu rechtfertigen.

Dieſe Studentenverſammlung wurde verboten, aber trotz deſſen doch abgehalten, was natürlich zu Unterſuchung und Bericht Veranlaſſung gab. Da Gottſchall in der Verſammlung auch geſprochen, ſo wurde mit ihm, als nicht immatriculirtem Mitgliede der Breslauer Univerſität, kurzer Proceß gemacht und er ohne Weiteres aus der Stadt verwieſen. Er proteſtirte; aber vergebens: er mußte wandern.

Die Studentenſchaft bereitete dem Scheidenden ein glänzendes Geleite; zu ſeinen Begleitern gehörte auch Ferdinand Laſſalle, ſchon damals ein glänzend philoſophiſcher Kopf, mit dem unſer Poet einen intimen Umgang hatte. Beide redigirten zuſammen eine Studentenzeitung,

zu der Laſſalle philoſophiſche Aufſätze, Gottſchall keck hinſchleudernde Gedichte gab. In jener Verſammlung hatte Laſſalle ſeine Jungfernrede gehalten und verbüßte dafür ſeinen erſten Arreſt im Carcer.

Gottſchall begab ſich nun nach Oberſchleſien, wo er ſich theils bei dem ihm befreundeten Grafen Reichenbach, theils bei einer alten Tante aufhielt. Er hatte jetzt Gelegenheit, „fern von Madrid“ über mancherlei nachzudenken, neue poetiſche Pläne zu ſchmieden und zur Abwechſelung und Erholung Vögel und Eichhörnchen zu ſchießen. Ein Verſuch, ſich in Leipzig zum akademiſchen Bürger machen zu laſſen, den er inzwiſchen anſtellte, mißlang, und erſt im Herbſt 1844 erhielt er auf mehrfaches Anklopfen die Erlaubniß: in Berlin fortſtudiren zu dürfen, wo er gleichzeitig ſein Jahr bei den Gardeſchützen abdiente und neben ſeinen Studien luſtig den militäriſchen Uebungen und Manövern oblag.

Jung, talentvoll, ſtattlichen Anſehens, ungebrochen von allen Widerwärtigkeiten, die ihn betroffen, voll Lebensdrang und Thatenluſt, getragen von einer bewegten Zeit und vom Ruhme ſchon ausgezeichnet, konnte es nicht fehlen, daß in Berlin dem begeiſterten Poeten ein neues, glückverheißendes Leben aufging. Aufgenommen in den ſogenannten „Verein der Freien,“ in dem die politiſche Debatte an der Tagesordnung war und die Freiſinnigkeit jener Tage ſtudentiſch

commercirte, Mitglied des „Rütli,“ jener Kneipe des Humors, aus welcher ſpäter der „Kladderadatſch“ hervorging, war er zugleich auch ein Löwe der Salons und Geſellſchaften. Er fand Eingang in die Cirkel der Gräfin Ahlefeldt, Zutritt bei Varnhagen von Enſe und ward ein gern geſehener Gaſt im Hauſe von Theodor Mundt, in welchem zu jener Zeit alle Schöngeiſter Berlins verkehrten und nicht ſelten die äſthetiſche Parole ausgegeben wurde. Vor einem Kreiſe von jungen, ſchönen Mädchen und blühenden Frauen, vor bedeutenden und geiſtvollen Männern las, nein, recitirte er aus dem Gedächtniß ſein Revolutionsdrama „Robespierre,“ das er zu Hauſe zu ſich geſteckt, aber unterwegs verloren oder irgendwo liegen gelaſſen hatte. Die ganze Verſammlung erſchrak und bekümmerte ſich über den möglichen Verluſt der Handſchrift; Rudolph Gottſchall aber lächelte und indem er luſtig um ſich blickte, rief er getroſt: „Was thut das? Ich weiß alle fünf Acte auswendig. Was ich gedichtet, hab' ich zugleich gelernt!“

Neben dieſem „Robespierre“ ward in Berlin manches feurige und kühne Lied gedichtet, trotzdem er den Dienſt als Soldat pünktlich verſah und in ſeinem Fachſtudium nicht auf der Bärenhaut lag. Rudolph Gottſchall iſt eben von jeher eine ganz außerordentliche Arbeits- und zugleich Lebenskraft geweſen. Unberührt von ſchweren Krankheiten, voll Ausdauer und raſcher Faſſungskraft, überwand er faſt

ſpielend die größten Schwierigkeiten. Er kannte keine ängſtliche Schonung, keine vorſorgliche Entſagung. Bei Allem dabei, jedes Vergnügen theilend, keine Mühe ſcheuend, gab er ſo recht das Bild und den Eindruck unverwüſtlicher Jugend, einer Jugend, die, ſich im Fluge des Jahrhunderts fühlend, gleichſam mit der Weltkugel im Arme träumt.

Es freut uns noch heute, ihn ſo geſehen zu haben, in der nachdrängenden Maſſe der literariſchen Jugend ihm gefolgt zu ſein. Er war uns Allen weit und glänzend voraus. Es fiel ein ſeltener Schimmer auf ſeinen Weg, ein Schimmer vom echten Genie, das freilich nicht ganz gehalten hat, was es verhieß, weil gerade in ſeiner eigentlichen Entwickelungszeit, in ſeinem üppigſten Blüthenmomente Weltſtürme darauf hereinbrachen, die es in ſeiner gleichmäßigen und allſeitigen Entfaltung beeinträchtigten: Gottſchall hatte ſich zu ungeſtüm, zu heftig den Bewegungen ſeines Jahrhunderts hingegeben, war zu ſehr in ſie aufgegangen, um nicht endlich deren Wirren und Rückſchläge in ſeiner Schaffensfähigkeit zu empfinden. Dieſe Schaffensfähigkeit verwilderte etwas, überbot ſich und verlor zu Zeiten die klare Einſicht und das Maß.

Es fehlt den erſten Dichtungen Gottſchall's, wie ſeinen Jünglingsjahren überhaupt, Sammlung und Concentration. Es praſſelt Alles darin auseinander. Noch unter dem

2. April 1849 konnte er uns über ſich ſelbſt Folgendes ſchreiben:

„Was uns allein Befriedigung gewähren kann, iſt nach der einen Seite das Aufgehen im großen, geſchichtlichen Leben, auf der anderen die geiſtige Productivität nach irgend einer Richtung hin. Momentane Verſtimmungen, eine deprimirende geſchichtliche oder perſönliche Epoche ſollen uns nicht irre machen. Das iſt meine Lebensanſicht! Herzensneigung — ich kann keinen großen Werth darauf legen, ſie kann nicht das Leben ausfüllen, kaum ergänzen. Die Frauen werden die Schattenſeite in meinem Leben und in meinen Stücken bleiben. Ausgeſtaltete, bürgerliche Verhältniſſe würden mich auch nicht befriedigen, in Vielem ſtören. Eine Leidenſchaft, ſtürmiſch und vorübergehend, würde mich glücklicher machen, als eine Neigung, welche Dauer fordert und auf ſie begründet iſt. Ich bin eine Natur, welche das ätzende Gift des Jahrhunderts vollauf eingeſogen, nichts Dauerndes leiden kann, nichts Feſtes, nichts Beſtehendes. Ich bin ein Stück von dem negativen Geiſte der Welt, der Zerſtörung. So hab ich mich mir ſelbſt conſtruirt und zurecht gelegt. Darin ſuch' ich meine Bedeutung. Mir wird unwohl bei Allem, was dauert — ſei es nun eine Liebe, eine Ehe, eine Staatseinrichtung, eine Religion, und wäre ich der liebe Gott, würde ich nicht einmal die Welt lange exiſtiren laſſen.“

Solche auf die Spitze getriebene, ungeheuerliche Ansichten waren damals häufig, und wenn die gewechselten Briefe jener Jugend einmal zu Tage kommen, wird man Aehnliches häufig bekundet sehen. Jeder Kopf von einigem Geist fühlte etwas von einem Danton und einem Robespierre in sich. Die Umsturztheorie lag in der Mode des Tages. Die öffentliche Meinung sprach im revolutionären Jargon des Sanscülottismus. Rudolph Gottschall gehörte zu ihren dichterischen Matadoren. Auch als er 1846 in Königsberg als Doctor promovirte, kam keine Ruhe in ihn und das Ministerium hatte wohl so ganz Unrecht nicht, daß es ihm, ehe es ihm die Erlaubniß, den Lehrstuhl zu besteigen, ertheilte, eine Bedenkzeit von einem Jahre stellte. Statt Professor der Universität, Dramaturg am Stadttheater in Königsberg geworden und später dem Stadttheater in Hamburg nahegestellt, hat er rasch nacheinander eine ansehnliche Zahl von Dramen verfaßt, die zwar Interesse erregten, aber keinen dauernden Erfolg errangen. Auch Gottschall's Gedichte, 1849 gesammelt bei Hoffmann und Campe erschienen, schlugen nicht so durch, wie man erwarten durfte, obwohl der Poet selbst so etwas wohl voraussah, denn er richtete sich darauf ein, die Poesie ganz fahren zu lassen und eifrig Geschichte und Staatswissenschaft studirend sich zum Politiker, zum Parlaments- und Volksredner, wenn nicht gar zum Staatsmann zu machen.

Das Geſchick hat indeß anders entſchieden: Gottſchall hat die politiſche Bühne eigentlich nie betreten, er hat ſie lyriſch und dramatiſch umkreiſt, er hat ſogar als Zeitungsredacteur ihre unterſten Stufen betreten, dann aber plötzlich Kehrt gemacht und die rein literariſche Laufbahn erwählt.

Weſentlich zu dieſem Umſchwunge möchte wohl ſeine Verheirathung mit der Freiin Marie von Scherr-Thoß beigetragen haben (einer jungen, blühend ſchönen Dame aus einer altadeligen Familie in Schleſien), die 1852 ſtattfand. Mit dieſer kam die künſtleriſche Läuterung, kam die Zeit, in welcher Gottſchall begann, das moderne Princip in Praxis und Theorie als das maßgebende für die neuere Literatur in den Vordergrund zu ſtellen, jenes moderne Princip, das nicht mehr als blos vernichtend und zerſtörend, ſondern ſchaffend und aufbauend verfahren will und kann.

Seine „deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts,“ die 1854 erſchien, war das erſte Werk, in welchem er dies erprobte, und nun einmal auf einen neuen Standpunkt gelangt, begann er eine wahrhaft ſtaunenswerthe Thätigkeit zu entwickeln. Zunächſt erſcheint noch 1853: „Die Göttin. Ein hohes Lied vom Weibe“ und ſchon 1854 gleichſam als hohes Lied vom Mann: „Carlo Zeno“ u. a. m., und endlich

iſt eine ganze Reihe von Dramen zu nennen, die eben jetzt geſammelt bei F. A. Brockhaus ausgegeben werden und zur Zeit in ſechs Bändchen vorliegen, welche der Reihe nach die folgenden fünfaktigen Stücke enthalten: „Pitt und Fox,“ Luſtſpiel; „Mazeppa,“ geſchichtliches Trauerſpiel; „Die Diplomaten,“ Luſtſpiel; „Der Nabob,“ Trauerſpiel; „Katharina Howard,“ Trauerſpiel, und „König Karl XII.,“ geſchichtliches Trauerſpiel.

Wer dieſe Arbeiten unbefangen prüft, der wird einräumen müſſen, daß ſie alle mehr oder minder eine großartige Begabung bekunden. Gottſchall zeichnet in mächtigen Umriſſen und kühnen Strichen, unterſtützt in der Ausführung durch eine wahrhaft hinreißende Gewalt der Sprache.

In der Tragödie verfügt er über den Pomp und das Pathos im Schiller'ſchen Genre und im Luſtſpiel über den geiſtreichen und glänzenden Dialog eines Scribe — zwei Gegenſätze, die man ſelten vereinigt finden wird.

Wenn trotz deſſen nur ein paar ſeiner Stücke — namentlich „Pitt und Fox“ und „Katharina Howarth,“ ohne Zweifel zwei ſeiner glänzendſten Arbeiten — repertoirfeſt geworden, ſo liegt das zum Theil in den Stoffen, zum Theil in der Mangelhaftigkeit der Motivirung und ganzen Behandlungsweiſe. An Gottſchall's ſpäteren Schöpfungen rächt ſich

noch immer ſeine tumultuariſche, ſo zu ſagen forcirte Jugend. Die wegwerfende Behandlung, die er und viele ſeiner Zeitgenoſſen den zarteren Regungen des Herzens, der Welt der anheimelnden Empfindung, dem ſtillen Weſen des Weibes und ihrem häuslichen Wirkungskreiſe zu Theil werden ließen, hat ſeine Muſe einer gewiſſen Innigkeit und Wärme, eines traulich anmuthenden Reizes beraubt. Ihre Geſtalten haben kein rechtes Zuhauſe; ſie bewegen ſich immer wie in der Fremde; beſonders die weiblichen Erſcheinungen leiden darunter, weil ihnen jener intime Hintergrund ſeeliſchen Behagens mangelt, welchen die Deutſchen lieben und Schiller durch eine Sentimentalität erſetzte, deren unſere jungen Heldendramatiker ſich ſchämen zu müſſen meinten.

So viele Fehler Gottſchall's dramatiſche Arbeiten aber auch haben, das müſſen wir einräumen, daß er von Hauſe aus unter den jüngeren deutſchen Dramatikern einer derjenigen iſt, die ſo zu ſagen alles Zeug dazu beſitzen. An genialer Wurfkraft, Pomp der Sprache, Erfindungsgeiſt und Bewältigungsgabe des vorgenommenen Stoffes möchten Wenige ihm gleichkommen. In dieſen Dingen ſteht er Hebbel wenig nach. Es hat ihm nur die Vertiefung bis jetzt gefehlt und dieſe mußte ihm fehlen, weil er durch Umſtände und Verhältniſſe genöthigt wurde, nach zu vielen Richtungen hin ſich zu zerſplittern.

Was die bürgerliche Exiſtenz unſeres Dichters betrifft, ſo iſt ſie in jeder Beziehung eine geachtete. Nach ſeiner Verheirathung war er zuerſt nach Hamburg gezogen, ſiedelte von dort aber bald wieder nach Breslau über und lebt jetzt in Leipzig, wo er die im Brockhaus'ſchen Verlag erſcheinenden Zeitſchriften „Blätter für literariſche Unterhaltung“ und „Unſere Zeit“ mit ſeltener Umſicht und außerordentlichem Fleiße redigirt.

Adolf Glaßbrenner,
der Erzieher des Berliner Witzes.

Der geiſtvolle Karl Roſenkranz ſagt in dem 1854 bei Brockhaus in Leipzig erſchienenen Werkchen: „Aus einem Tagebuche“ ſehr richtig:

„Es giebt Schriftſteller, die wir nicht zu den Claſſikern rechnen und welche doch auf ihrem Gebiet claſſiſch ſind. Sie können auch einen Umfang der Wirkſamkeit erreichen, der dem eines Claſſikers gar nichts nachgiebt. Zu dieſen Autoren rechne ich Adolf Glaßbrenner. Was hat die leichte, witzige, queckſilberne Feder dieſes Mannes nicht ſchon hervorgebracht! Er iſt der Schöpfer der ſogenannten Buckkäſtnerliteratur, welche dem Berliner Jargon ein ſo großes Publikum in allen Ständen durch ganz Deutſchland erſchaffen hat. Er iſt der Schöpfer zugleich der demokratiſchen Anſchauungsweiſe des Berliner Bürgers, der aber in den andern Städten der Monarchie ſeine Stammgenoſſen hat. Erfreulich iſt es, zu ſehen, wenn ein ſolcher

Raum Beweiſe einer höheren Auffaſſung, eines idealern Talents giebt. Das hat Glaßbrenner ſoeben durch ſeinen „Neuen Reinecke Fuchs“, ein epiſches Gedicht in ſehr gewandter Sprache, eine Satire auf den Jeſuitismus, gethan.“

Seitdem hat dieſes Epos die vierte Auflage erlebt, ebenſo wie ſeine Gedichte; die „Verkehrte Welt“ erſcheint ſogar in der fünften. Ein Dichter mit ſo glücklichen Erfolgen dürfte wohl das Intereſſe unſerer Leſer in Anſpruch nehmen und dieſen darum eine kurze Lebensſkizze nicht unerwünſcht kommen. Sie iſt übrigens bald gegeben.

Adolf Glaßbrenner wurde am 27. März 1810 zu Berlin geboren. Sein Vater war ein Würtemberger, ſeine Mutter eine Berlinerin. Ohne Zweifel iſt dieſe Abſtammung auf den Geiſt des Sohnes nicht ohne Einfluß geblieben. Der Berliner Mutterwitz erſcheint darin auf höchſt eigenthümliche Weiſe mit der ſchwäbiſchen Gemüthlichkeit gepaart, und gerade dieſe Paarung hat es Adolf Glaßbrenner möglich gemacht, ſich aus der Berliner Guckkaſtnerliteratur heraus zu einem Poeten emporzuſchwingen, der als einer der populärſten der Neuzeit gelten muß. Seine Lieder und Epen ſchlagen häufig genug einen Ton an, wie er nur derjenigen Muſe zu Gebote ſteht, die ſo zu ſagen die Muttermilch der echten Nationalität geſogen und mit dem wirklichen Volksliede ſich in der innigſten

Vertrautheit, in einer Art Seelenbund befindet. Sie trifft mit einem wunderbaren Geſchick deſſen eigenſte Wendungen, deſſen lachendſte Drolligkeit und rührendſte Stimmung. Nicht mit Unrecht hat man Adolf Glaßbrenner ein Stück deutſchen Beranger's genannt. Ihm ſtehen, wie dieſem, eine virtuoſe Meiſterſchaft der Form, der nationale Impuls, der politiſche Sarkasmus und die ſchlagende Pointe zur Verfügung. Wäre Deutſchland uniformer und, wie Frankreich in Paris, in irgend einer Hauptſtadt centraliſirt, Glaßbrenner's Wirkung würde der des franzöſiſchen Dichters nichts nachgeben. Er würde ebenſo der allgemeine Liebling der Nation, ihr Ruhm und ihr Abgott ſein. Hat er doch in ſeiner Begabung wie in ſeinem ganzen Weſen alles Zeug dazu. Laßt in Wien, in München, Stuttgart, Köln, Leipzig und Hamburg dieſelben Zeitſtrömungen ſtattfinden, wie in Berlin, dieſelben Anſichten und Meinungen herrſchen, dieſelben Sympathien und Antipathien, und augenblicklich wird unſer Dichter der unbeſtrittene Günſtling der großen Maſſe ſein.

Seine Individualität iſt ganz danach angelegt und dafür geſtaltet worden. Geburt, Erziehung, Bildung — Alles hat Adolf Glasbrenner zum Manne des Volks gemacht.

Seine Eltern waren kleine Bürgersleute, Inhaber einer Schmuckfederfabrik, die ſich in der Leipziger Straße im

ſogenannten „Fliegenden Roß,“ dem jetzigen Hôtel de Pruſſe, befand. Hier verlebte unſer Schriftſteller ſeine erſten Lebensjahre unter einer zahlreichen Geſchwiſterſchaar. Man rühmt ihn als einen muntern, aufgeweckten Knaben, der ſich mit Franzoſen wie Ruſſen, die damals abwechſelnd Berlin beſetzten, wohl zu vertragen wußte. Unberührt von den großen Ereigniſſen der Geſchichte, deren verhängnißvolle Bedeutung das Kind natürlich noch nicht zu faſſen vermochte, feſſelte und beſchäftigte ihn nur das Fremde und Außergewöhnliche, das ſich in raſcher Folge ſeinen Blicken zeigte und wohl nicht wenig dazu beitrug, ſeine Entwickelung zu fördern. Luſtig und voll Uebermuth, den Schelm im Nacken, konnte er doch zugleich auch ernſt und fromm der Gewohnheit des Hauſes folgen. In der Schule, in der er neben Karl Gutzkow ſaß, machte er Epigramme auf ſeine Lehrer ſowohl, wie auf ſeine Mitſchüler; daneben vermochte der kleine blonde Pausback aber auch daheim ganz gravitätiſch auf einen Stuhl zu ſteigen und „Predigten zu halten.“

Theologie ſtudiren zu dürfen, war denn auch ſpäter der ſehnlichſte Wunſch ſeines Herzens. Wäre ihm derſelbe in Erfüllung gegangen, ſo ſäße unſer Poet vielleicht als behäbiger Paſtor in irgend einer Pfarre, um die Muſe im Sande der Mark waten zu laſſen. Die Bilder aus dem Berliner Volksleben aber hätte er dann wohl nicht ge-

ſchrieben, denn um dieſe zu verfaſſen, war doch wohl nöthig, daß ſeine Familie, durch beengende Verhältniſſe gedrängt, ihn für den Kaufmannsſtand beſtimmte. Hinter dem Ladentiſche irgend eines Band- und Zeuggeſchäfts hat Adolf Glaßbrenner ſeine eigentlichen Jünglingsjahre verſchmachten müſſen. In den karg gemeſſenen Mußeſtunden ſchuf er ſeine erſten poetiſchen Verſuche, von denen ſchon 1827 einige in Berliner Blättern erſchienen. Zwanzig Jahre alt, fühlte er ſich literariſch bereits ſo weit flügge geworden, daß er Gott Mercur Valet zu ſagen und wohlgemuth in den Dienſt der Belletriſtik zu treten unternehmen durfte. Seine launigen Verſe, ſeine Einfälle und ſeine ganze muntere Schreibart gefielen dem Publicum und verſchafften ihm Anhang. Zweiundzwanzig Jahre alt, redigirte er das Sonntagsblatt „Don Quixote,“ daß er mit den ſpäter vom „Kladderadatſch“ adoptirten Worten ankündigte: „Dieſes Blatt erſcheint täglich mit Ausnahme der Wochentage.“

Es iſt deswegen wichtig, weil es gewiſſermaßen den Berliner Witz zuerſt zu Worte kommen ließ und in die Literatur einführte. Der Berliner Witz war bis dahin nur ein Gaſſenjunge geweſen, ein Element, das auf allen Brunnenſchwengeln, Treppengeländern und Fenſterſimſen ſaß, mit den Beinen ſchlenkerte und „ſchnodderige“ Redensarten machte, aber von Niemand recht beachtet wurde,

ausgenommen von denen, welchen er ſeine Schabernacke ſpielte. Adolf Glaßbrenner erlöſte ihn aus dieſer etwas unbequemen Situation, um ihn in eine epochemachende Stellung zu bringen. Er wuſch dem Burſchen die Hände, kämmte ihm das Haar und ließ ihm die Hoſen flicken. Soweit zugeſtutzt, nahm er ihn vor, um ihm begreiflich zu machen, was er eigentlich ſei. Berliner Witz, du biſt kein bloßer dummer Junge, ſagte er ihm; du biſt das Genie Berlins, der ſouveraine Geiſt der Bevölkerung. Wenn du deiner ſelbſt bewußt wirſt, ſo kannſt du es zu etwas bringen und ſo zu ſagen ein Mann bei der Spritze werden. Du mußt dich nur gewöhnen, deine Blicke höher und über die ſogenannten Kellerhälſe der Häuſer hinauszurichten. Du mußt dich um Gott und die ganze Welt, zuletzt auch ein wenig um Politik und Geſchichte bekümmern.

Der Berliner Witz iſt nicht auf den Kopf gefallen und „roch," wie die Berliner Redensart ſagt, „Lunte," wenn er auch ſchon keineswegs gleich ſoweit war, die ganze Tragweite der Glaßbrenner'ſchen guten Lehren inne zu werden. Er fing von da an, ſich in Alles zu miſchen, was in Berlin ſich ereignete. Er ſetzte ſich mit den Stammgäſten der Kneipe zu der „kühlen Blonden," d. h. dem hohen Glaſe Weißbier, ſchlich ſich in's Theater ein, kroch dem Prediger in den Aermel ſeines Talars, dem Staatsrath in's Portefeuille, dem Humoriſten in die Feder, dem jungen Mädchen

in's Wangengrübchen, ja, es gab eine Zeit, in der er ſogar courfähig war und verſtohlen unter den Stufen des Thrones hockte. In jener Epoche war Kaiſer Nikolaus von Rußland ganz vernarrt in ihn und kam nie nach Berlin, ohne ihm Audienz zu geben. Wenn der Zaar zu St. Petersburg guter Laune war, pflegte er ſtundenlang von den Unterhaltungen zu plaudern, die er mit dem Berliner Witze gehabt.

Der Berliner Witz wurde ſelbſtverſtändlich durch dieſe Erfolge noch weit übermüthiger, als er von Haus aus war. Hatte er doch ſogar ſeinen Cenſor, den alten närriſchen Dichter Langbein gewonnen, der ihn klätſchelte und ſtreichelte, oft dabei die verhängnißvolle Schere vergeſſend, die drohend in ſeinen Händen blinkte.

Da der Schelm das wohl merkte und die Gunſt ſeines Inquiſitors ſich in Glaßbrenner's „Don Quixote“ ſo weitgreifend zu Nutze machte, daß dieſer drei Mal wöchentlich zu erſcheinen anfing, ſo ward ſein Gebahren endlich der Regierung läſtig und ſie genöthigt, die Zeitſchrift durch den dermaligen Miniſter des Innern, von Bremn, verbieten zu laſſen; das erſte Verbot dieſer Art, das Preußen erlebte, und um ſo eigenthümlicher, als man damals ſich eben noch in der Zeit der Cenſur befand. Aber die Cenſur war ohnmächtig dem Berliner Witze gegenüber, das fühlte man nur zu wohl. Man ſah ein, daß man dem politiſchen

Cruſte und der ganzen öffentlichen Meinung bis zu einem gewiſſen Grade den Daumen auf's Auge drücken konnte, aber nicht jenem lächelnden Schalke, deſſen Bosheiten aus jedem Satze lickerten, hinter jedem Gedankenſtriche kauerten. Vor dem konnte man ſich nicht anders ſicher ſtellen, als daß man ihn unterdrückte. So unterdrückte man ihn denn — als Journal; aber er kam wieder in Heften.

1832 fing Adolf Glaßbrenner an unter dem Namen Brennglas jene Reihe kleiner Schriftchen erſcheinen zu laſſen, die unter dem Titel: „Berlin, wie es iſt und — trinkt“ von ſo ungeheurer Bedeutung wurden, daß in Deutſchland beinahe keine größere Stadt ohne deren Nachahmung blieb. Man zählte gegen zweihundert derſelben. Der Hauptwerth dieſer Werkchen beſtand darin, daß in ihnen gewiſſermaßen das Volk als ſolches eine Stimme bekam. Sie ſtellten im modernen Schauſpiel der Zeit gewiſſermaßen die antike Inſtitution des Chores her. Die Reden der Könige und ſtaatlichen Hauptperſonen erhielten nicht nur ein Echo, ſondern auch Erwiederungen. Es entſtanden Strophen und Gegenſtrophen. Die Nation ließ ſich vernehmen, zunächſt nur mit Einfällen, Späßen und Witzen, aber auch in dieſen ſchon zeigte ſich eine gewiſſe Macht, eine Art von Souverainetät, die im Jargon ſich kund that. Der Berliner Jargon war eine Zeit lang die Modeſprache in Deutſchland, das herrſchende Idiom, das ſich in

die Preſſe, in die Kunſt, in die excluſivſten Kreiſe, ja, bis in den Umgangston der Monarchen erhob. Noch Friedrich Wilhelm der Vierte nahm es an, wenn er ſeinem Geiſte ein Feſt bereiten wollte. Freilich hat dieſer Monarch damals nicht geahnt, daß der Berliner Witz ſich empören und Revolution machen könne. Er hatte den Berliner Witz für harmlos gehalten und demſelben nichts Böſes zugetraut, obſchon ihn Oeſterreich da längſt eines Beſſern hätte belehren dürfen. Oeſterreich ließ durch den Bundestag für ganz Deutſchland die „Bilder und Träume aus Wien“ verbieten, die Adolf Glaßbrenner als die Frucht eines ſiebenmonatlichen Aufenthaltes in der deutſchen Kaiſerſtadt im Jahre 1835 bei Otto Wigand in Leipzig herausgab.

Sicher iſt, daß der Berliner Witz das Seine zu dem gewaltigen Aufſchwunge unſeres Jahrhunderts mitgeholfen, auch dann noch, als Adolf Glaßbrenner ſich gewiſſermaßen davon losgeſagt. Dieſer hatte am 15. September 1840 die ſchöne, feingebildete und geiſtvolle Schauſpielerin Adele Peroni geheirathet und war mit dieſer in deren Engagement nach Neu-Strelitz übergeſiedelt. Dorthin aber mochte der Berliner Witz ihm nicht folgen. Die Muſen konnten im Sande der Mark, aber der Berliner Witz nicht im Lande der Obotriten heimiſch werden. So nahm dieſer denn Abſchied von ſeinem Adoptivvater und Erzieher, der jetzt

an der Seite einer liebenswürdigen und eleganten Frau ſich überdies einigermaßen anfing ſeines Umgangs ein wenig zu ſchämen. Mit ſeiner Liebe ſtieg in ſeinem Herzen die Erinnerung an ſein poetiſches Talent empor. Im kühlen Schatten der Wälder, am Ufer der Seen, beim Schlagen der Nachtigall ſchwor er ſeiner Adele ſich einen Dichternamen zu machen, einen Schwur, den er redlich gehalten. Schon 1843 erſchien zu Bern unter dem Titel: „Verbotene Lieder eines norddeutſchen Poeten“ ein Band Gedichte, der vieles Hübſche und Werthvolle enthielt, aber dem Autor nur wenig Ruf erwarb, da die Regierungen Deutſchlands alle Literatur in Bann gethan hatten, die zu jener Zeit von der Schweiz her ſich Eingang zu verſchaffen ſuchte. Die Anerkennung, die Glaßbrenner zu erlangen wünſchte, fand er erſt durch ſeinen im Eingang unſerer Beſprechung bereits erwähnten „Neuen Reinecke Fuchs,“ der großes Aufſehen machte und von welchem trotz ſeines nicht ſehr billigen Preiſes (ein Thaler zwanzig Silbergroſchen) in wenigen Wochen mehr als viertauſend Exemplare abgeſetzt wurden. Die weitere Ausbreitung dieſes Werkes wurde zum großen Nachtheile Glaßbrenner's mehrere Jahre lang durch Verhältniſſe verhindert, deren Beſprechung zur Zeit noch nicht gerathen erſcheint. Dennoch hat es, wie ebenfalls bereits gemeldet, jetzt ſchon die vierte Auflage erreicht. „Dies Gedicht,“ ſchreibt Rudolph Gottſchall

in ſeiner „Deutſchen Nationalliteratur“, „iſt eben ſo reich an ſchlagendem Witze, wie an einer burlesken Naivetät, und einzelne Stellen athmen einen echt poetiſchen Duft.“

Mitten aus dieſem poetiſchen Schaffen wurde Glaßbrenner durch die Revolution von 1848 geriſſen. Als die Kunde von der Erhebung Berlins am 18. März 1848 nach Neu-Strelitz gelangte, konnten unſern Dichter weder die Bitten ſeiner Frau, noch die Vorſtellungen ſeiner Freunde, am Wenigſten aber die unziehenden Gerüchte von Brand und Mord in Berlin zurückhalten, dahin zu eilen, wo er das Volk, ja ſeine eigenen beiden Brüder im Kampf für die Freiheit erwarten mußte. Wenige Stunden nach dem Eintreffen der Nachricht fuhr er mit Extrapoſt nach ſeiner Vaterſtadt ab.

Was er daſelbſt erlebt, ſchildert er unter dem Namen „Ernſt Heiter,“ den er vielfach gebraucht, in ſeinem „Komiſchen Volkskalender“ von 1850 in Briefen an ſeine Gattin. Als er nach Neu-Strelitz zurückkehrte, wo er im Volke hochbeliebt war, wurde er mit Dr. Daniel Sanders, mit dem er bei Hoffmann und Campe um jene Zeit etwa auch ein Heft „Xenien“ herausgab, der Mittelpunkt der Strelitziſchen Volksvereine. Obſchon er nun in dieſen ſeinen ganzen Einfluß aufbot, die Bewegung von allen Gewaltäußerungen und abenteuerlichen Ideen fern zu halten, ward er doch ſehr bald der Gegenſtand des beſonderen

Hasses der Reaction. Sie ruhte nach ihrer Erstarkung auch nicht eher, als bis er des Landes verwiesen wurde und Mecklenburg-Strelitz verließ. Seine Gattin willigte, um ihm folgen zu können, gern darein, ihren lebenslänglichen Contract mit bedeutendem Verlust in eine Pension umgewandelt zu sehen. Der Forderung Glaßbrenner's, eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn einzuleiten, um die gänzliche Unwahrheit der angegebenen Gründe seiner Landesverweisung an's Licht zu bringen, ward von Seiten der Mecklenburg-Strelitz'schen Regierung keine Folge geleistet. Sie hatte erreicht, was sie wünschte, und damit war es gut.

Unser Autor begab sich nun nach Hamburg, wo er von 1850 bis 1858 verblieb. Er schrieb hier „Die verkehrte Welt", die „Komische Tausend und eine Nacht", „Caspar, der Mensch" und gründete, von angesehenen Männern unterstützt, die Zeitung „Ernst Heiter", die sehr gut aufgenommen, aber schon nach ihrer neunten Nummer für Preußen verboten wurde und dadurch den Todesstoß versetzt erhielt.

Das gesellige Leben Glaßbrenner's und seiner Frau war in der alten Hansestadt das angenehmste, das sich denken läßt. Die ersten Häuser standen dem geistvollen und liebenswürdigen Paare offen, und so oft es seine Schritte jetzt noch besuchsweise dahin zurücklenkt, wird es

mit aufrichtiger Freude überall willkommen geheißen. Der gute Tact, die gefällige Anmuth, der feine Geist Frau Adelens sind dort ebenso allgemein geschätzt, wie der schlagende Witz und die unverwüstliche Laune des anerkannten und bewährten Schriftstellers. Man muß Adolf Glaßbrenner und seine Gattin in den gastlichen Häusern der Familien Helbert, Hellmuth, Ladé, Roß und Anderer gesehen haben, um sich eine Vorstellung von dem lebendigen Reiz und der bezaubernden Frische ihres Umgangs machen zu können. Besonders im zuerst genannten Hause, in dem einst Heinrich Heine und M. G. Schleiden verkehrt und das zu jener Zeit durch Robert Heller, Rudolph Gottschall, Ole Bull und manche einnehmende und glänzende Erscheinung der Bühnenwelt illustrirt wurde, fühlten sich die oben Genannten vorzüglich wohl und behaglich. Mit wirklich dankbarer Freude erinnert sich noch Jeder, der an den Gesellschaftsabenden und Mittagsmahlzeiten des Herrn und der Frau Helbert Theil nahm, der stets angeregten, bewegten und geistsprudelnden Unterhaltung, die hier ganz besonders durch Glaßbrenner's nie rastende Beredtsamkeit im Zuge erhalten wurde. Seine witzigen Bemerkungen und Einfälle jagten einander und nie gab es Verlegenheit um Gesprächsstoff. Politik, Theater, Kunst und tägliches Leben, alles schoß und quirlte bunt durcheinander, von Frau Helbert wie von Frau Glaßbrenner mit eben

ſoviel weiblicher Würde wie zartem Tact in den paſſenden Grenzen erhalten. Manch tiefes, manch ſcharfes Wort iſt hier gefallen, ohne daß je die Harmonie der Geſelligkeit irgendwie bedenklich wäre erſchüttert worden. Die Grazie war es, die hier ſelbſt die Entrüſtung und den Sarkasmus leitete. Sogar in der munteren Ausgelaſſenheit dilettantiſcher Theateraufführungen, mitten im Rauſch und Strudel übermüthiger Sylveſterſcherze verleugnete ſich nie der Hauch der höchſten und feinſten Bildung.

Es ſind ſchöne, beglückende Stunden geweſen, die man hier verlebte und ſie werden Allen unvergeßlich bleiben, die ſie mitgenoſſen.

Im Jahre 1858 verließen Adolf Glaßbrenner und ſeine Gattin Hamburg, um in die Vaterſtadt des Erſteren zurückzukehren. Seine Heimathsberechtigung war in Frage gekommen, und da er dieſe in der preußiſchen Capitale nicht völlig ſchwinden laſſen wollte, in Hamburg überdies bezüglich dieſer von Seiten der Polizei ſeltſamer Weiſe auf Schwierigkeiten ſtieß, ſo entſchloß er ſich zur Ueberſiedelung in ſeine eigentlichſte Heimath.

Was er hier nun fand, freilich, verletzte ihn zuerſt in hohem Grade. Glaßbrenner erkannte ſeinen Zögling, den Berliner Witz, nicht wieder. Der arme Schelm hatte ſich wunderlich verändert. Er war nicht mehr der muntere harmloſe Junge von ehedem, der mit rothen Backen,

friſchen Augen und flinker Zunge, oft ohne Mütze und Stiefeln, durch die Straßen lief.

Der Berliner Witz war zu Gelde gekommen und ging jetzt wohlgekleidet, die Hände in den Hoſentaſchen und den hohen Caſtorhut auf dem Kopfe, breitſpurig unter den Linden ſpazieren. Er hatte ſich einen gewiſſen Dividenden- und Couponesprit angeeignet und machte gute Geſchäfte in „höherem Blödſinn.“ Er hielt ſich zur hohen Finanz und beſuchte die Börſe. Wenn er Glaßbrenner zufällig begegnete, nickte er, mit dem goldenen Uhrberloques ſpielend, herablaſſend mit dem Haupte.

Adolf Glaßbrenner, davon, wie von vielem Anderen, unangenehm berührt, hielt ſich damals vom öffentlichen Leben fern, ſo gut es ging, verkehrte nur mit wenigen Freunden und warf ſich, wie zur Ablenkung und Erheiterung ſeines Gemüths, auf Jugendſchriften, von denen „Lachende Kinder,“ „Sprechende Thiere,“ ſo wie die früher erſchienene „Inſel Marzipan“ beſonderen Anklang fanden. Erſt ſpäter trat er wieder in die journaliſtiſche Thätigkeit ein und zwar dadurch, daß er Redacteur der „Berliner Montags Zeitung“ wurde, die er käuflich an ſich brachte.

In dieſer begann er nun mit aller Kraft ſeiner Satyre gegen die Blaſirtheit und den Nihilismus zu kämpfen, die ſich in Berlin zur Herrſchaft aufgeſchwungen. Noch in

dieſem Augenblicke ſteht er gegen dieſe Elemente tapfer unter den Waffen. Wer ihn in einer erquicklichen Erholungsſtunde ſehen will, begebe ſich um Mittag in die von C. Th. A. Hoffmann und Ludwig Devrient her berühmte Weinhandlung von Lutter und Wegener, wo man ihn luſtig und aufgeräumt verkehren ſehen kann.

Bogumil Dawiſon.

Wer unſere Theater näher anſieht, der überzeugt ſich nur zu bald, daß ihm jeder erzieheriſche, nationale Kern gebricht und daß, wenn es noch zwanzig Jahre ſo fortgeht, wie jetzt, ſich ſchließlich nur noch Laffen und Narren dafür werden intereſſiren können. Bloße Speculation und gewiſſenloſe Frivolität ſind meiſt überall die Hebel unſerer modernen Theaterwelt. Geſchmack, feinen Sinn und nationalen Geiſt zu erwecken: dieſer Aufgaben hat ſich unſere Bühne längſt entledigt. Sie iſt ihres kirchlichen Urſprungs ganz uneingedenk, lediglich zu einer Sache des Rauſches, der Thorheit und Zügelloſigkeit geworden.

Einen großen Theil der Schuld an dieſer Verderbniß trägt unſer ſchmachvolles Nachbeten des Auslandes, unſere kopfloſe und geradezu als verächtlich zu bezeichnende Hingabe an Alles, was aus der Fremde kommt. Die italieniſche Oper und das franzöſiſche Drama haben weſentlich dazu beigetragen, unſere Nationaltheater zu untergraben. Leſſing's

geiſtige Herkulesnatur bewahrte uns, oder beſſer geſagt, befreite uns wieder von dem Brocatſtyl der franzöſiſchen Claſſiker, jener Könige in Steifleinen, die noch heute die franzöſiſchen Bretter beherrſchen; leider aber hat er keinen Nachfolger gehabt, der mächtig genug geweſen wäre, uns auch vor den dramatiſchen Beutelſchneidern und Jongleuren ſicher zu ſtellen, die uns das Heiligſte unſeres Herzens ſtehlen und mit Sitte und Moral einen ſchändlichen Hocuspocus treiben.

So weit iſt es mit der Gewalt und Herrſchaft der leichtfertigen franzöſiſchen Komödie, dem frivolen Vaudeville und den Demimonde-Stücken gekommen, daß wir dadurch, hingegeben an den entnervenden Geiſt des pariſer Lebens, beinahe ſchon ganz den Sinn und das Verſtändniß für das unſere verloren haben. Unſer Publikum begreift und erkennt ſchon nicht mehr den Reiz ſeiner Familienbeziehungen, ſeiner Häuslichkeit, ſeiner Gefühls- und Anſchauungswelt; die Dichter wiſſen und wagen ſo etwas kaum noch zu ſchildern, und den Darſtellern iſt die Möglichkeit verloren gegangen, dergleichen zu vergegenwärtigen.

Es iſt keine Unwahrheit, wenn man behauptet, daß Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen im Allgemeinen beſſer bei uns dargeſtellt werden, als deutſche Originalſtücke. Die Schauſpieler haben ſich in dieſe ungenirte Art der Repräſentation, die mit dem Hute auf dem Kopfe und

den Händen in den Hoſentaſchen zu agiren pflegt, vortrefflich hineingefunden. Dies Liegen im Armſtuhle, dies Sitzen auf der Sophalehne, dies „nonchalante“ Gehen und Kommen auf der Scene, dies Zurückſprechen in die Couliſſen, dies dem Publikum den Rückenkehren — das Alles hat man vortrefflich gelernt. Aber verlernt hat man die ruhige Entwickelung der Charaktere, die Schönheit der Bewegung, den gemeſſenen Ausdruck der Mimik, und vor Allem die Kunſt der Rede. Man ſpielt jetzt nur auf Situationen, auf Momente, kurz auf Eclat; nicht mehr auf die Zartheit der Diction, auf feine Wendungen und den Sinn des Stücks.

Aber — werden unſere Leſer rufen — wie ſtimmt das Alles zu Bogumil Dawiſon?

Geduld! Der Zuſtand des deutſchen Theaters im Allgemeinen iſt gewiß nicht ohne Bedeutſamkeit für den Einzelnen, und namentlich dann nicht, wenn der Einzelne ſich aus einer fremden Nation heraus dieſem Zuſtande anſchließt. Bogumil Dawiſon war von Haus aus ganz zweifellos ein genialer Menſch. Hätte dieſer bei ſeinem Uebertritt zur deutſchen Bühne einen feſter und ſtrenger ausgeprägten Darſtellungsſtyl darauf vorgefunden, ſeine Laufbahn würde minder leicht und raſch, aber unſerer Anſicht nach auch zugleich nachwirkungsreicher und bedeutſamer geworden ſein, als ſie es unter den geſchilderten Umſtänden zu werden vermocht hat.

Unſer Künſtler hat eine verhältnißmäßig ſchnelle Carrière gemacht. Er begann als deutſcher Schauſpieler erſt 1847 in Hamburg.

Die deutſchen Converſationslexika melden, daß er am 15. Mai 1818 geboren ſei, und zwar zu Warſchau von armen Eltern, wo er denn auch nur eine ärmliche Ausbildung erhalten konnte. Er ſoll ſchon ſehr jung Abſchreiber bei einem Sequeſtrator, dann Schildermaler, zuletzt Mitarbeiter an einer Zeitung geweſen ſein. Ja, man munkelt ſogar davon, daß er eine Zeit lang Theaterrecenſent geweſen. 1837 ſoll er zur polniſchen Bühne gegangen ſein, der er dann alſo etwa zehn Jahre angehört hätte, und welche er endlich verlaſſen, weil ſie ſeinem weitgreifenden Genius nicht Spielraum genug gegeben. Er ſehnte ſich nach großen künſtleriſchen Aufgaben, und meinte dieſe mit Recht auf den deutſchen Brettern zu finden.

Daß er die deutſche Sprache von Hauſe aus gar nicht geſprochen und erſt in ihren Grundelementen hätte erlernen müſſen, halten wir für ein Märchen. Man ſpricht in Polen viel Deutſch, und wahrſcheinlich iſt das auch in Dawiſon's Familie und ſeinem Umgange geſchehen. Gewiß iſt freilich, daß er es nicht eben gut geſprochen hat, denn ſelbſt als er ſchon in Hamburg ſpielte, klang ſein Vortrag noch fremd und hart.

Wäre unſere Darſtellungsart ſtreng und feſt, hätte ſie ihre Schule, ihre Traditionen, ihren beſtimmten Kunſtſtyl,

Bogumil Dawiſon hätte lange zu thun gehabt, ehe er es zu etwas gebracht hätte. So viel iſt gewiß: in Frankreich wäre er in zehn Jahren wohl noch kein berühmter Künſtler geweſen. Die Rachel hat es ſchwerer gehabt. Dawiſon aber mit ſeinem Genie und ſeinem Feuereifer konnte ſich in der regelloſen Spielweiſe der deutſchen Bühne ſchon einen Namen erwerben, als er noch tief in den Anfängen ſteckte. Er brauchte nicht viel zu überwinden, auch nicht viel aufzugeben. Man hat die Polen die Franzoſen des Nordens genannt, und gewiß iſt, daß die Polen ſehr leicht die Sprache und Manieren Frankreichs annehmen.

Da nun Dawiſon auf der deutſchen Bühne nicht nur die pariſer Stücke, ſondern auch ihren Darſtellungsſtyl fand, ſo iſt es denn auch erklärlich, daß er auf ihr mehr zum franzöſiſchen, als zum deutſchen Darſteller wurde. Der leichte, natürliche Converſationston mit ſeinen feinen Nuancen und Pointen, das degagirte, frappante Spiel, die brillante Charakterzeichnung, die durchſchlagende Wirkung der Charge — das ſind von jeher die Hauptvorzüge Bogumil Dawiſon's geweſen. Der Brachvogel'ſche Narciß, der Holtei'ſche Bonjour, der Leſſing'ſche Riccaut de la Marliniere, Molière's Geiziger, Shakeſpeare's Marc Anton, die barocken Sonderlingsnaturen, die ſeltſamen Käuze, die ſchlagfertigen Geſellſchaftsmenſchen, die ſchlauen Böſewichter, die unheimlichen Tyrannen — kurz alle jene Geſtalten, die wie Franz Moor,

Hamlet, Marinelli, Richard der Dritte, Macbeth in grellen Lichtern und Zügen hingeſtellt ſein wollen und dem ſchaffenden Genius Ecken und Winkel, jene Grüneiſenfarbe der Leidenſchaft und das Schnupftabakscolorit gewiſſer Hiſtorienmaler zur Verfügung ſtellen — das wurden Dawiſon's eigenthümlichem Talent die zuſagendſten Aufgaben. Einen Buckligen, einen Stotternden zu ſpielen, darin iſt er immer Meiſter geweſen. Aber eine hochtragiſche, edle und erhabene Kunſtgeſtalt, welche reine Declamation und, wenn wir ſo ſagen dürfen, eine einfach großartige Durchführung bedingt, wollte ihm weniger glücken. Der Schiller'ſche Wallenſtein z. B. kann als keine ſeiner Glanzleiſtungen gelten. Die Art, wie er den Schweden Wrangel knieklätſchelnd zu betölpeln, wie er Max an ſich zu feſſeln ſuchte, und ſeinen Frauen gegenüber den Hausvater ſpielte — das Alles erſchien menſchlich wahr und richtig, aber von all' zu genreartigem Style, um für die hier zu löſende Aufgabe zu paſſen. Sein Wallenſtein imponirte nicht, war nicht furchtbar. Ja, hätte Schiller's Wallenſtein wild zu werden, zu toben, hätte er frappant drein zu fahren und auffallende Momente — Dawiſon würde etwas daraus zu machen verſtanden haben. Die düſtere Einfachheit, dies ſchlichte Pathos der gigantiſchen Heldennatur aber, wie ſie unſer großer Dichter hingeſtellt, vermochte er nicht recht zu geben. Hier ließ den Künſtler einigermaßen der gute Genius unſerer Sprache und jener große Darſtellungsſtyl

im Stiche, der ſtets nur in wenig Einzelnen auf den deutſchen Brettern lebt, und welchem ſich zu eigen zu machen daher für Dawiſon keine Nothwendigkeit wurde.

Man mißverſtehe uns nicht. Es iſt keineswegs unſere Abſicht unſeres Darſtellers Verdienſte zu verkleinern; wir wollen dieſelben nur in ihrem Umfange beſtimmen. Dawiſon iſt nie ein rhetoriſcher Künſtler, ein Künſtler von jenem idealen Schwunge geweſen, der ſo recht eigentlich das innerſte und tiefſte Geheimniß des deutſchen Kunſtſtyls iſt. Er war und bleibt eine Illuſtration der realiſtiſchen Schule, welche im Grunde ihres Herzens nur wenig nach den Geſetzen der ewigen Schönheit fragt und über die claſſiſche Ruhe die Achſel zuckt.

Die realiſtiſche Schule will die Wahrheit und noch einmal die Wahrheit. Sie will ſie wo möglich, wie ſie geht und ſteht, mit Haut und Haar, — mit Regenſchirm und Galoſchen. Ihr iſt ſchon der Vers, als unnatürlich, zuwider. Sie hält ihn gewiſſermaßen für den Vortrag für jenen ſpaniſchen Reiter, den man einſt in der Pferdedreſſur ſo lange und mit ſo vieler Vorliebe angewendet hat, und den ſie, wie dieſe, ſich nun auch vom Halſe ſchaffen will.

Es iſt aber doch eine eigene Sache damit. Der Vers hemmt allerdings den freien Redefluß, aber er regelt ihn auch. Er giebt ihm jene edle, gehobene Gangart, die

ehedem auch die mit jenem Reiter dreſſirten Pferde hatten. Alles kann natürlich übertrieben werden und wie man den Schritt und die Bewegung unſeres edelſten Thieres endlich von allzu eiſernem Schulzwange freigegeben hat, ſo darf man immerhin auch die Declamation der gebundenen Rede mehr dem Weſen und dem rhythmiſchen Inſtinct der Natur überlaſſen. Aber ſtürzen und verbauen ſoll man ſie nur nicht. Der deutſche Vers iſt der ſchönſte der Welt. So voll von Adel, weichem Fall und männlicher Kraft gibt es keinen mehr. Aber er will auch freilich behandelt ſein. Er läßt ſich nicht zerbröckeln und verſchleppen wie der engliſche, nicht ſchleifen und abmeſſen, wie der franzöſiſche, nicht ſingen und ſchwalzen, wie der italieniſche. Er will geſprochen ſein und ſein Sprechen iſt eine Kunſt, eine eigene, beſondere Kunſt, die noch ganz ſelbſtſtändig neben der Schauſpielkunſt daſteht.

Dieſe beſaß Bogumil Dawiſon nie, wenigſtens nicht in hohem Grade. Sein Vortrag erwies ſich dafür zu bewegt, zu ſelbſtbewußt, zu ſehr dem Affect und der Natürlichkeit hingegeben. Er liebte zu ſehr die Schlagkraft der Rede, zu ſehr die Pointe, den ſcharfen Ausdruck, um ſich der Harmonie des Verſes rein und ganz hingeben zu können, wie das z. B. Emil Devrient that.

Beide ſind Gegenſätze und es iſt eigenthümlich genug, daß ſich in dieſen zwei Künſtlern gewiſſermaßen die Spitzen

zweier Schulen eine Zeit lang an einer und derſelben Bühne begegneten und um die Palme des Sieges rangen. Lange hielt dieſe Palme der Letztere vor den Augen des Publikums hoch, aber ſeltſam genug hat der Erſtere unter den Schauſpielern ſelbſt den größern Anhang gefunden und gerade dieſer iſt durch ſein ganzes Thun und Trachten eifrig beſtrebt, der realiſtiſchen Richtung den endlichen Triumph erobern zu helfen. Hauptſächlich eben kommt das von dem häufigen Darſtellen jener Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, die von einer Bühne im Süden und von einer im Norden Deutſchlands beſonders gepflegt wurden, von dem Hofburgtheater in Wien und dem Thaliatheater in Hamburg nämlich, die beide durch ihr Zuſammenſpiel berühmt, unter Dr. Laube und Heinrich Marr Pflanzſtätten des künſtleriſchen Realismus geworden ſind, von denen aus dieſer ſich weiter und weiter verbreitete und ſchließlich begann die Hochwarte der idealiſtiſchen Richtung, nämlich das Hoftheater zu Dresden, zu überwältigen.

Da es uns auf die Art und Weiſe, wie dieſe Ueberwältigung bewerkſtelligt ward, und was Gutes oder Uebles daraus erwachſen mußte, hier nicht ankommen darf, ſo verfolgen wir das Thema an dieſer Stelle nicht weiter, ſondern wollen, um das Alles nur im Umriß zu faſſen, zum Schluß uns lediglich darauf beſchränken: eine Stelle aus einem Aufſatze anzuführen, der vor Jahr und Tag in einer

Beſprechung des dresdner Hoftheaterperſonals in der „Deutſchen Schaubühne“ mitgetheilt war und worin es unter Anderm hieß:

„Die Fähigkeit des Schauſpielers zur Darſtellung jener großen, wirklichen, ideal gehaltenen Kunſtwerke nach dem ureigenen Geiſte, iſt nur in den meiſten Fällen ſubjectiv durch das größere oder geringere Maß von der ihm innewohnenden ſchöpferiſchen Kraft bedingt. Der Schauſpieler, der dieſe Geſtaltungskraft beſitzt, giebt uns nicht bloß eine eigenthümliche Auffaſſung der vom Dichter geſchaffenen Individualität: er giebt die letztere ſelbſt wieder, und ſie muß bei ihm ebenſo als aus einem Guſſe herausgearbeitet erſcheinen, als beim Dichter; wie bei den großen Sculpturwerken, ſich aus einem Gliede auf die übrigen Glieder und das Ganze ſchließen läßt, ſo wird bei ihm auch aus der Darſtellung jeder einzelnen Scene, jedes Moments ſich der Inhalt des Ganzen errathen laſſen; ſeine geſammte äußere Erſcheinung formt ſich nach dem Bilde der Dichtung ſelbſt um; der Schauſpieler perſonificirt die vom Dichter für die Vorſtellung angedeutete Individualität. Das Aeußere, die Form erſcheint als der nothwendige Ausdruck des innern Weſens. Zu ſolchen Menſchendarſtellern zählt Dawiſon nicht, trotzdem er eine gewaltige Künſtlernatur iſt. Er gehört zu der andern Klaſſe von Darſtellern, bei denen die ſchöpferiſche Kraft von der

Reflexion überwogen wird. Geben wir uns Rechenschaft, wenn wir aus einer Aufführung kommen, in welcher er mitgewirkt, so müssen wir jedenfalls zugestehen, daß er den Dichter und den, von diesem geschilderten Charakter in einer neuen, eigenthümlichen Weise dargestellt. Wir bemerken eine Reihe feiner psychologischer Beobachtungen; die Augenblicke der höchsten Leidenschaft wurden mit Kraft und Nachdruck uns vorgeführt: die Abspannung, die Ermattung, die resignirte Erhebung des Charakters ward uns klar veranschaulicht; wir verfolgen die Entwickelung, die durch eine Reihe feiner Nüancirungen und scharfer Pointen verherrlicht und durch eine vollendete äußere Technik, durch eine ausdrucksvolle Declamation, durch entsprechende Wahl des Costüms gehoben und unterstützt erschien. Allein, wenn wir auf Alles von Anfang bis zum Ende zurückblicken und die Darstellung mit dem vom Dichter entworfenen Charakterbilde, so wie das Verhältniß des Letztern zu dem ganzen Drama vergleichen, so fühlen wir uns doch in Etwas unbefriedigt. Gleichwie oft die ausgemalten Bilder großer Maler auf uns weniger wirken, als ihre Skizzen, so ist es auch mit Dawison's und dem Spiel anderer realistischer Darsteller.

„Es wird zu viel für die sinnliche Anschauung und zu viel Specialcharakteristik gegeben, während noch immer

etwas für die Phantaſie des Zuſchauers, auf welche doch gewirkt werden ſoll, übrig bleiben muß. „In der Kunſt iſt überdies,“ wie Schopenhauer ſagt, „das Allerbeſte zu geiſtig, um geradezu den Sinnen gegeben zu werden. Es muß in der Phantaſie des Zuſchauers geboren, wie wohl durch das Kunſtwerk erzeugt werden.“

Fanny Janauſchek.

Wenn man die erſten Bühnenkünſtlerinnen der Neuzeit nennt, ſo wird man ohne Zweifel auch Fanny Janauſchek anführen müſſen, die ſich durch ihre Leiſtungen im Fach der tragiſchen Heldinnen und der weiblichen Charakterrollen einen hervorragenden Namen gemacht hat. Ihre Lady Milford („Kabale und Liebe“), ihre Iſabella („Braut von Meſſina“), ihre Gräfin Terſina („Emilia Galotti“), ihre Lady Macbeth, Medea (in dem Grillparzer'ſchen Stücke), ihre Königin Eliſabeth (in Laube's „Eſſex“), ihre Thusnelda (in Halm's „Fechter von Ravenna“), ihre Merope (von Herſch), ihre Klytämneſtra (von Tempelty) und viele andere Rollen ſind Schöpfungen von entſchieden künſtleriſchem Gepräge.

Was die Darſtellerin zunächſt auszeichnet, ſind Gluth der Leidenſchaft, Wärme des Gefühls und eine tiefergreifende Hingabe ihres ganzen Weſens an die ihr zur Löſung geſtellten Aufgaben. Fanny Janauſchek ſchafft aus einer

regen Vorſtellungsgabe, aus einer reichen Fülle von Phantaſie und aus jenem göttlichen Inſtinkte echter Begabung heraus, der immer und überall eine hinreißende Wirkung haben wird, auch wenn er noch mit mehr Hinderniſſen zu kämpfen hätte, als die perſönliche Erſcheinung unſerer Künſtlerin ihm bietet.

Fanny Janauſchek iſt zunächſt nur von mittlerer, unterſetzter Statur. Die hohe, magere Schlankheit der Rachel und Riſtori geht ihr ab, und daß das ein weſentliches Erſchwerniß, namentlich in ihrem Rollenfache iſt, wird kein Kunſtverſtändiger zu leugnen im Stande ſein. Gar manche Stellung, gar manche Bewegung und Geſte unſerer Tragödin würde imponirender, hoheitgebietender und wirkſamer erſcheinen, wenn ſie durch eine ſchon äußerlich und von vornherein ausgezeichnete und hervorragende Perſönlichkeit getragen wäre. Das Gedrungene, Kurze ihrer Figur thut nicht ſelten gewiſſen, auf edle Plaſtik des Körpers berechneten Momenten ihres Spieles Abbruch. Ein majeſtätiſcher Gang, eine die ganze Umgebung beherrſchende Haltung, ſowie eine mit dem bloßen Auftreten erzielte Wirkung ſind Fanny Janauſchek verſagt, welche Verſagung noch dadurch manchmal ſchwerer bei ihr in's Gewicht fällt, daß ſie ſich nicht angelegen genug ſein läßt: dieſelbe durch gewiſſe Anordnungen und Benutzungen des Coſtüms ſo viel als unter den gegebenen Umſtänden

möglich sein würde, zu verdecken. In dieser Beziehung, will uns scheinen, hat die Künstlerin noch mancherlei zu lernen und an sich selbst auszuproben. Welche Arten, das Haar zu tragen, ihrem Kopfe das passendste Verhältniß zu ihrem übrigen Körper, ihren Mienen den freiesten und schärfsten Ausdruck geben, welche Farben ihrer Kleider, welche Abschattirungen unter denselben ihrer Statur die höchste Streckung, ihren Bewegungen den größtmöglichsten Adel verleihen möchten, das sind Beobachtungen und Wahrnehmungen, auf welche Fanny Janauschek, unserem Bedünken nach, sich noch eifrig zu legen hätte, um ihren geistigen Intentionen in der künstlerischen Vergegenständlichung die vollste und reinste Ausprägung zu verschaffen.

In der Kunst des Schauspielers und namentlich der Schauspielerin spielt das Aeußere nun einmal eine große Rolle und wenn auch nie das bloß glücklich gewählte Costüm den Mangel an Talent ersetzt, so kann doch auf der andern Seite selbst einem Genie durch Vernachlässigung der durch eine angemessene Toilette gebotenen äußeren Vortheile immerhin bis zu einem gewissen Grade Abbruch geschehen. Das bloße Aussehen gehört eben mit zur Durchführung der Rolle.

Fanny Janauschek ist natürlich klug und bewandert genug in den Geheimnissen der Bühne, um das zu wissen;

aber trotz dieſes Wiſſens legt ſie, unſerem Ermeſſen zufolge, in die zweckmäßige Anwendung und Ausbeutung deſſelben noch nicht ganz das nöthige Gewicht. Vielleicht fehlt es ihr auch in dieſer Hinſicht etwas an Geſchmack. Sicher iſt jedenfalls, daß ſie nicht überall durch ihre Anzüge das Unvortheilhafte ihrer äußern Erſcheinung für das von ihr jetzt vertretene Rollenfach außer Wirkung zu bringen ſich angelegen ſein läßt.

Ein anderes Hinderniß erwächſt unſerer großen Künſtlerin in dem etwas rauhen und gebrochen klingenden Organe, das überdies nicht ganz frei von fremdartigen Accenten und Dialectanklängen iſt, wie man ſie an Perſonen ſlaviſcher Abſtammung — Fanny Janauſchek iſt altczechiſchen Urſprungs — oft genug zu finden pflegt.

Zu dieſen rein äußerlichen Mängeln geſellt ſich nun auch noch ein dritter von mehr innerer Natur, nämlich ein Mangel an Geiſt, ſoweit ſich dieſer auf picante Charakterzeichnung, feine Ausführung und überraſchende Wendungen bezieht.

Fanny Janauſchek wirkt durch große Züge, kühne Striche und üppiges Kolorit, daher überall da am gewaltigſten, wo ſie in Affect geräth und entweder das Dämoniſche des Haſſes oder den Fanatismus der Leidenſchaft zu zeigen hat. Wo feine Berechnung, ſubtile Nüancirung, wo die Pointe den Ausſchlag geben ſoll,

wo es darauf ankommt, durch etwas Unerwartetes zu überraſchen, da iſt die Darſtellerin weniger am Platz. Wie es Schriftſteller giebt, die im Romane Meiſter, aber nicht im Stande ſind, eine kleine Novelle zu ſchreiben, ſo bedarf auch die Begabung der Janauſchek einen weiten und großen Spielraum, um ſich voll und breit ausgeben zu können. Die Epiſodenrolle iſt nicht recht ihr Feld. Eine zweite Rolle des Stücks ſiegreich gegen eine erſte angehen zu laſſen, dazu fehlt es ihr an Unternehmungsgeiſt, an der verwegenen Luſt des Wagniſſes, an herausfordernder Schöpferkraft des Genies. Fanny Janauſchek wird nicht zu bewegen ſein, die Königin Eliſabeth in „Maria Stuart" zu ſpielen, obſchon dieſe Aufgabe bisher noch kaum in der charakteriſtiſchen Größe hingeſtellt worden iſt, in der ſie hinzuſtellen ſein möchte und mit welcher ſie auszuſtatten, entſchieden weit mehr Talent erfordert, als ſelbſt eine glückliche Vorführung ihrer Rivalin in Anſpruch nimmt. Für die Marie Stuart bedarf eine Schauſpielerin nichts als eine rührende Erſcheinung, eine ſympathiſche Stimme und einige Wärme im Spiel, um ihres Gefallens ſicher zu ſein. Obſchon nun Fanny Janauſchek die beiden erſten Eigenſchaften zum guten Theile abgehen und ſie eigentlich nur durch die letzte wirken kann, ſo verzichtet ſie doch ſogleich darauf in dem Stücke überhaupt mitzuſpielen, ſobald ſie nicht den Titelpart erhalten kann. Der Titelpart

erlaubt ihr, voll und leidenſchaftlich herauszugehen und zum mindeſten in ſeinen großen Momenten durch flammende Draufgabe ihres Weſens die Begeiſterung und den Beifall des Publikums zu wecken. Der Part der Eliſabeth dagegen kann ſich nur Reſpekt und Eindruck durch ein charakteriſtiſches, fein berechnetes und geiſtvolles Spiel verſchaffen. Gewinnt er aber dies, ſo muß er von gewaltigem Erfolge werden, ein Erfolg, der Fanny Janauſchek noch nicht gereizt hat und vielleicht auch niemals reizen wird, eben weil ſo zu ſagen das Zeug dazu wohl nicht in ihr liegt. Läge es in ihr, was müßte ſie aus der Schiller'ſchen Eliſabeth machen können! Denke man nur an die große Audienz-Scene des zweiten Acts! Wenn die Monarchin hier als das rechte Gegenſtück der Maria, mit bleichen, ſtrengen Zügen, lauerndem Auge und ſcharfem Sprachtone erſchiene, wenn ſie, ein Pendant zu König Philipp, ſich wenig, aber immer hoheitsvoll und bedeutſam bewegte, welche Wirkung müßte ſie z. B. mit der berühmten Stelle:

„Das Weib iſt nicht ſchwach. Es giebt ſtarke Seelen
In dem Geſchlecht. — Ich will in meinem Beiſein
Nichts von der Schwäche des Geſchlechtes hören —"

hervorzubringen im Stande ſein! Freilich wäre ſie dann auch ganz anders zu ſpielen, als wir ſie ſeither noch immer haben ſpielen ſehen. Die Darſtellerin der Eliſabeth

dürfte, unſerm Ermeſſen nach, Talbot's Rede nicht ſo geduldig ausklingen laſſen, als es gemeinhin zu geſchehen pflegt. Eliſabeth müßte ihn ſchroff zu unterbrechen ſcheinen und zwar dadurch, daß ſie ſich geräuſchvoll erhebt, auf Shrewsbury flammende Blicke richtet und die erſten beiden Sätze ſtark und heftig betont. Dann müßte ſie, eine Pauſe machend und vielleicht einige Schritte hin- und hergehend, in dieſem peinlichen Stillſchweigen dem Zuſchauer die Ueberzeugung geben, daß Niemand wagt, eine Sylbe zu ſagen. Erſt nach einer geraumen Weile hätte ſie ſich wieder zu ſetzen und mit der Hand ein Zeichen zum Fortfahren gebend, den dritten Satz hinzuzufügen.

In ſolcher Weiſe ausgeführt, müßte der Moment eine gewaltige Wirkung haben, welche Wirkung auch in vielen andern Auftritten zu erzielen wäre, wenn eine geiſtreiche Schauſpielerin ſie in der gegebenen Art durchzuarbeiten ſich entſchließen möchte, natürlich auch von den nöthigen äußern Mitteln unterſtützt. Die Scene im dritten Act mit Maria, der große Monolog im vierten könnten Cabinetsſtücke weiblichen Charakterſpiels und pſychologiſcher Auseinanderlegung ſein. Eliſabeth wünſcht ſehnlichſt den Tod Maria's und ſpielend leicht hat ſie früher die heimliche Ermordung der Gegnerin befohlen. Aber vor der öffentlichen Hinrichtung auf ihr Geheiß ſchreckt ſie zurück, denn ſie fürchtet das Urtheil der Weltgeſchichte.

Es wäre zu wünſchen geweſen, daß Schiller das im Text noch beſonders angedeutet; da es aber nicht geſchehen, müßte die Schauſpielerin nun durch ſtummes Spiel, Hervorhebung und Wendung einzelner Verſe dieſe Andeutung bis zu einem gewiſſen Grade nachtragen.

Da uns jedoch eine weitere Charakteriſirung der Schiller'ſchen Eliſabeth von England zu weit von der Charakteriſirung Fanny Janauſchek's ablenken würde, ſo wenden wir uns zu der genannten Künſtlerin zurück, indem wir wiederholen, daß, wenn ſie einer Löſung dieſer Art entſagt, das eben wohl nur geſchieht, weil ſie, und vielleicht nicht mit Unrecht, hierin ihrer Begabung mißtraut.

Fanny Janauſchek giebt, wie ſchon erwähnt, dieſelbe Königin Eliſabeth in dem Laube'ſchen „Eſſex", aber die Art und Weiſe, in der das geſchieht, läßt uns allerdings vermuthen, daß ſie der Schiller'ſchen für jetzt wenigſtens kaum würde gerecht werden können. Fanny Janauſchek hat für ſolche Rollen nicht das hohe, imponirende Aeußere, nicht die ſcharfgeſchnittenen Züge, vor Allem auch nicht jene Kühnheit der Geſtaltung, die uns einen ganzen Lebensproceß vor Augen ſtellt. Die Künſtlerin hat für ſolche Parte noch zu viel von der jugendlichen Heldin; ſie kann auf der Bühne noch nicht alt werden und zuſammenbrechen. Hierin aber liegt der Höhepunkt in der eben angeführten Rolle. Die Eliſabeth Laube's wird uns zu erſchüttern nur im

Stande ſein, wenn wir an ihr erleben, wie ſie mit Eſſex ihren letzten Reſt von Jugend enthaupten läßt und wie die, die als ſtattliche, majeſtätiſche Erſcheinung auf den Schauplatz trat, denſelben in ſich geknickt und als Greiſin verläßt.

Große Wandlungen zu geben, das hat ſich Fanny Janauſchek noch nicht angelegen ſein laſſen. Sie weiß grandios die Affecte und Leidenſchaften, aber noch nicht deren Folgen zu vergegenwärtigen. So iſt z. B. auch der Schluß der Lady Macbeth noch nicht ſo, daß ſich in deren Weſen all' die Verwüſtungen erblicken ließen, welche die begangenen Verbrechen auf daſſelbe ausgeübt. Hierin überragt ſie z. B. die Riſtori.

Von unleugbarer Bedeutung und nicht beſtrittener Größe iſt die Künſtlerin dagegen in ſolchen Rollen, in denen der Charakter abgeſchloſſen und feſtgegliedert vorliegt und es in der Darſtellung darauf ankommt, denſelben in ſeiner Einheit und Totalität nach allen Seiten und nach Höhe und Tiefe hin mit ſtaunenswürdiger Meiſterſchaft auszutragen. In der Schiller'ſchen Iſabella, der Grillparzer'ſchen Medea, in der Halm'ſchen Thusnelda, der Geibel'ſchen Brunhilde, der Tempeley'ſchen Klytämneſtra, der Herſch'ſchen Merope und andern hochtragiſchen Rollen iſt ſie vorzüglich und ihnen giebt ſie Geſtalten, die voll und plaſtiſch, man darf ſagen unvergeßlich dem Zuſchauer vor Augen treten, weil ſie hier Aufgaben hat, die ohne

äußerliche Wandlungen in einer Grundstimmung festzuhalten und in dieser Festhaltung nach allen Richtungen hin zu erschöpfen sind. In dieser Erschöpfung der einen Grundstimmung ist sie Meisterin und darin liegt das Höchste, was sie seither geleistet.

Um diese Leistungsfähigkeit zu begreifen, muß man einigermaßen den Entwickelungsgang der Darstellerin kennen.

Franziska Magdalena Romana Janauschek wurde am 20. Juli 1830 in Prag von altczechischen Eltern geboren und erhielt eine gute Erziehung. Der Vater, ein in glücklichen Verhältnissen lebender Kaufmann, scheint Sinn und Neigung für die Kunst und näheren Umgang mit einigen ihrer Jünger gehabt zu haben. Der Theater-Director Stöger und der Kapellmeister Ferdinand Stegmeyer werden als Hausfreunde und solche genannt, welche früh anfingen dem lebhaften und sich rasch entwickelnden Mädchen ihre Theilnahme zu schenken. Anfangs scheint man der Meinung gewesen zu sein, aus ihr eine Sängerin zu machen; da aber im Laufe der Zeit die Stimme, vielleicht zu früh angestrengt, nicht hielt, was sie zuerst versprochen, so dachte man bald daran, sie dem recitirenden Schauspiele zuzuwenden. Ein Charakterdarsteller in Prag, Karl Vandins, nahm sich der kleinen Kunstnovize in dieser Hinsicht besonders an und so kam es, daß sie schon in kurzer Zeit als Karoline in „Ich bleibe ledig“ und

dann, ſonderbar genug, auch in der ſchwierigen Aufgabe der Schauſpielerin in „Komm her!“ auftreten konnte.

Man ſieht hieraus ſofort, daß ſie nicht niedrig griff und in den gewöhnlichen naiven Liebhaberrollen gleich von vornherein nicht ihr Genüge fand. Auch ſcheint ſie in der That in ſolchen über die gangbaren Leiſtungen nicht viel hinausgekommen zu ſein, denn ſie verſuchte ſich in Leipzig und dann in einigen kleineren Städten Sachſens, ohne Aufſehen zu erregen. Ja, ſie war ſogar genöthigt, um ſich einige dringliche Zuſchüſſe zu ihren kleinen Einnahmen zu verſchaffen, in dieſer Zeit ſich auf die Anfertigung künſtlicher Blumen zu verlegen. Erſt ſpäter, als ſie nach Württemberg ging, ſcheint ſich ihre Lage etwas gebeſſert zu haben; auch lernte ſie in Heilbronn in dem Dichter Juſtinus Kerner die erſte literariſche Berühmtheit kennen, die ihr einigen Antheil ſchenkte. Er war es denn auch, der ſie 1847, reich mit Empfehlungen verſehen, auf's Neue in die weite Welt hinein entließ, wo ſie indeß doch auch zuerſt weder in Stuttgart, Darmſtadt, Mannheim noch Frankfurt und Wiesbaden eine Anſtellung finden konnte. Erſt ſpäter ergab ſich für ſie ein Engagement in Köln, wo Roderich Benedix ſie kennen lernte und 1848 nach Frankfurt a. M. empfahl, wo ſie beſonders als Griſeldis und als Eugenie in Raupach's „Geſchwiſtern“ Glück gemacht hat und ein längeres Engagement fand.

Frankfurt iſt denn auch die Wiege ihres Ruhmes und hier hatte ſie bereits alle Herzen gewonnen, als ſie in Wien, in Hamburg und anderwärts noch keineswegs rechte Geltung ſollte erlangen können.

Zur Zeit, da Fanny Janauſchek als Liebhaberin ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren ihr die Umſtände und das politiſche Leben in Deutſchland nicht günſtig, und als die hohen Wogen der Revolution ſich gelegt, nöthigte ſie ihre raſch unterſetzt gewordene Geſtalt bereits zu dem Uebergange in ein anderes Fach, in das Fach der Charakter- und Anſtandsrollen.

Dieſer Uebergang geſchah ſo raſch, daß ſie natürlich nicht ſofort ein ſehr reichhaltiges Repertoir der neuen und überdies ſehr ſchwierigen Rollen ſich verſchaffen konnte. Dazu kam, daß ſie in Frankfurt ungemein beliebt und auf der Scene ſo gern gelitten war, daß man mit Vergnügen ſie neben der geringen Zahl ihrer neuen Rollen die Mehrzahl ihrer alten noch beibehalten ſah. So kam es, daß Fanny Janauſchek in Frankfurt eine Zeitlang beinahe Alles ſpielte, und daß ſie auch bis auf den heutigen Tag noch Parte behalten hat, die ſich, genau genommen, nicht mehr für ſie eignen und die vielleicht ein wenig dazu beitragen, ſie von einem Weitergehen in ihrem jetzigen Fache abzuhalten. Die Schauſpielerin in „Komm her“, womit ſie angefangen, die Jungfrau von Orleans, das

Gretchen und Klärchen wie manche kleine Luſtſpielrolle, die ſie auf ihren Gaſtſpielen noch immer und, man muß bekennen, mit Beifall vorzuführen liebt, haben allerdings auf der einen Seite das Gute, die Darſtellerin jugendlich und geiſtig friſch zu erhalten, allein auf der andern halten die hier noch immer gewonnenen Erfolge ſie auch wohl ab: neue und weitere auf dem von ihr jetzt betretenen Felde zu ſuchen. Es gilt für Fanny Janauſchek, zumal wenn ſie nicht bloß Gaſtſpielerin bleiben und ſich lediglich als Virtuoſin behaupten, ſondern in ein feſtes Engagement bei einer erſten Bühne treten will, ſich voll und ganz für das tragiſche Charakterfach auch in ſeinen älteren und alten Rollen zu entſcheiden. Da erwarten die Künſtlerin noch neue und friſche Lorbeern.

Nachzuholen möchte hier in Bezug auf ihre perſönlichen Schickſale noch ſein, daß ſie von Frankfurt a. M. nach Dresden an das Hoftheater überſiedelte, aber auch dieſes Engagement wieder verlaſſen hat, da es ihr den gewünſchten Spielraum nicht zu bieten im Stande war. Vor einiger Zeit hieß es, daß das Wiener Hofburg- ſowohl, als das Berliner Hoftheater ſie zu gewinnen ſich angelegen ſein ließen. Doch iſt bis jetzt kein Engagement erfolgt und die Künſtlerin ſtatt in ein ſolches, auf Kunſtreiſen nach Amerika gegangen.

Frankfurt iſt denn auch die Wiege ihres Ruhmes und hier hatte ſie bereits alle Herzen gewonnen, als ſie in Wien, in Hamburg und anderwärts noch keineswegs rechte Geltung ſollte erlangen können.

Zur Zeit, da Fanny Janauſchek als Liebhaberin ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren ihr die Umſtände und das politiſche Leben in Deutſchland nicht günſtig, und als die hohen Wogen der Revolution ſich gelegt, nöthigte ſie ihre raſch unterſetzt gewordene Geſtalt bereits zu dem Uebergange in ein anderes Fach, in das Fach der Charakter- und Anſtandsrollen.

Dieſer Uebergang geſchah ſo raſch, daß ſie natürlich nicht ſofort ein ſehr reichhaltiges Repertoir der neuen und überdies ſehr ſchwierigen Rollen ſich verſchaffen konnte. Dazu kam, daß ſie in Frankfurt ungemein beliebt und auf der Scene ſo gern gelitten war, daß man mit Vergnügen ſie neben der geringen Zahl ihrer neuen Rollen die Mehrzahl ihrer alten noch beibehalten ſah. So kam es, daß Fanny Janauſchek in Frankfurt eine Zeitlang beinahe Alles ſpielte, und daß ſie auch bis auf den heutigen Tag noch Parte behalten hat, die ſich, genau genommen, nicht mehr für ſie eignen und die vielleicht ein wenig dazu beitragen, ſie von einem Weitergehen in ihrem jetzigen Fache abzuhalten. Die Schauſpielerin in „Komm her“, womit ſie angefangen, die Jungfrau von Orleans, das

Gretchen und Klärchen wie manche kleine Luſtſpielrolle, die ſie auf ihren Gaſtſpielen noch immer und, man muß Lesmen, mit Beifall vorzuführen liebt, haben allerdings auf der einen Seite das Gute, die Darſtellerin jugendlich und geiſtig friſch zu erhalten, allein auf der andern halten die hier noch immer gewonnenen Erfolge ſie auch wohl ab: neue und weitere auf dem von ihr jetzt betretenen Felde zu ſuchen. Es gilt für Fanny Janauſchek, zumal wenn ſie nicht bloß Gaſtſpielerin bleiben und ſich lediglich als Virtuoſin behaupten, ſondern in ein feſtes Engagement bei einer erſten Bühne treten will, ſich voll und ganz für das tragiſche Charakterfach auch in ſeinen älteren und alten Rollen zu entſcheiden. Da erwarten die Künſtlerin noch neue und friſche Lorbeern.

Nachzuholen möchte hier in Bezug auf ihre perſönlichen Schickſale noch ſein, daß ſie von Frankfurt a. M. nach Dresden an das Hoftheater überſiedelte, aber auch dieſes Engagement wieder verlaſſen hat, da es ihr den gewünſchten Spielraum nicht zu bieten im Stande war. Vor einiger Zeit hieß es, daß das Wiener Hofburg- ſowohl, als das Berliner Hoftheater ſie zu gewinnen ſich angelegen ſein ließen. Doch iſt bis jetzt kein Engagement erfolgt und die Künſtlerin ſtatt in ein ſolches, auf Kunſtreiſen nach Amerika gegangen.

Druck von Römer & Liebenstock in Berlin.

In demſelben Verlage erſchienen ferner:

Feodor Wehl, In Mußeſtunden. 1 Thlr.
Plauſchgeſchichtchen. 1 Thlr.

Feodor Wehl, einer der tüchtigſten Feuilletoniſten Deutſchlands, hat bunte Reihen ſeiner Arbeiten in zwei Bänden geſammelt, welche „In Mußeſtunden“ und „Plauſchgeſchichtchen“ (Leipzig, H. Matthes) betitelt ſind. Die Geſchichte aus dem Landleben wechſelt mit der kleinen ſtädtiſchen Novelle in Briefen, ein räthſelhafter Criminalfall mit einer duftigen Geſchichte der Roſe; ernſte Leſefrüchte eines eifrigen, vielwiſſenden Sammlers wechſeln mit heiteren Bildern und Betrachtungen. Die beiden Bände ſind Bücher, denen man die ſeltenſte der Tugenden nachrühmen kann — ſie ſind amüſant! In dieſer Beziehung iſt Wehl ein Schriftſteller, welcher manchem der ſchreibenden Deutſchen zur Nacheiferung empfohlen werden kann. Man ſieht, der Mann weiß viel, er hätte das Zeug, um ſeine Stirne in gelehrte Falten ziehen und ſein Kleid wie Toga drapiren zu können. Er will aber graziös, munter, plaudernd anregen, rühren, erheitern, kurz, ein ſchätzenswerther Geſellſchafter ſein! Dies Ziel iſt durch ſeine „Mußeſtunden“ und „Plauſchgeſchichtchen“ vollkommen erreicht; die Kritik kann ſich kürzer faſſen, wo ſie zu dem verkündeten Streben hinzufügen kann: dem ausgeſprochenen Wollen hat ſich das entſchiedenſte Können geſellt! (Neue freie Preſſe.)

Dramen. 5 Bände. à 1 Thlr.

Inhalt des erſten Bandes: Ein Bräutigam, der ſeine Braut verheirathet. — Alter ſchützt vor Thorheit nicht. — Die Tante aus Schwaben. — Eine Frau, welche die Zeitungen lieſt. — Ein modernes Verhängniß. — Romeo auf dem Bureau.

Inhalt des zweiten Bandes: Der Kosmos des Herrn v. Humboldt. — Das Haus Haaſe. — Graf Thyrſis. — Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

Inhalt des dritten Bandes: Die drei Langhänſe. — Eine glühende Kohle. — Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen. — Ein Vorſpiel der Liebe (Sololuſtſpiel). — Wie gut es manchmal iſt, jemanden nicht zu treffen (Sololuſtſpiel). — Wie man zu einer Erklärung kommt.

Inhalt des vierten Bandes: Sie weiß ſich zu helfen. — Alles für Andere. — Demokrit und Heraklit oder der lachende und der weinende Philoſoph. — Fenſter auf oder Fenſter zu. — Ueberall Politik.

Inhalt des fünften Bandes: Ein Bubenſtreich. — Hölderline Liebe. — Conſtantin, oder der Sieg des Chriſtenthums.

Didaskalien. Preis 1 Thlr.

Inhalt: Zur Geſchichte und Scenirung des Shakeſpeare'ſchen „Sommernachtstraums“. Winke zu einer muſtergültigen Aufführung von „Romeo und Julia“. Einige Bemerkungen zur Darſtellung des Goethe'ſchen „Götz“. Winke für eine Aufführung des „Macbeth“. Rathſchläge zu einer Neueinſtudirung der Schiller'ſchen „Maria Stuart“. Charakterſtudie der Gräfin Orſina in Leſſings „Emilia Galotti“. Fingerzeige für die Auffaſſung des Bodeſommiſſär Pittig in Bauernfeld's „Bürgerlich und Romantiſch“. Wie man den Brackenburg in Goethe's „Egmont“ ſpielen könnte.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.